
WIDENER
HN JBGP P


VE RI TAS
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY



Carinthia.

Zeitschrift

für

Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geschichtverein und dem nat. hist. Landesmuseum

in Kärnten.

Redigirt von

J. Leod. Canaval und A. Ritter v. Gallenstein.

Einundsechzigster Jahrgang.

1871.

Klagenfurt.
Druck von Ferdinand v. Kleinmayr.

Inhalt.

Naturgeschichtliches.

Geschichtwissenschaftliches.

Aufsätze vermischten Inhaltes.

Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geschichtvereine und naturhistorischen Landesmuseum in Kärnten.

№ 1 Einundsechzigster Jahrgang. 1871

Skizzen über die Gebirgsarten an der Launsdorf-Hüttenberger-Eisenbahn und über die Förderung am Hüttenberger-Erzberg.

Von F. Seeland.

1. Gebirgsarten an der Launsdorf-Hüttenberger-Eisenbahn.

Von Launsdorf führt eine 12797° lange Flügelbahn, zuerst der Gurk entlang, dann bei Brückl an der Mündung des Görtschitzbaches diesem bergwärts folgend bei Eberstein vorüber nach Mösel bis an die Einmündung der Althofener- in die Ebersteiner-Straße. Diese kleine aber wichtige Eisenbahnlinie bringt heute den Wanderer bis an den Fuß des berühmten kärntnerischen oder Hüttenberger-Erzberges, nachdem in jüngster Zeit (3. Oktober) auch die Fortsetzung dieser Bahn (2607° lang) bis in die Nähe von Hüttenberg dem Betriebe übergeben ist. Nebst einer anmuthigen Tour durch ein üppiges Gebirgsthal mit saftigem Wiesengrün und bewaldeten Gehängen, über welche zeitweise die Kuppen der kleinen und großen Sau mit ihren guten Alpentriften herübersehen, ergötzen den Naturfreund auch die mannigfaltigsten Gesteinsschichten und Formen, welche durch diese junge Bahn angeschnitten und blosgelegt wurden.

In folgenden Zeilen sollen dieselben in der Ordnung vorgeführt werden, wie sie nach ihrem Alter in der Urzeit übereinander abgelagert wurden.

Das unterste, also älteste Glied dieser Reihe bildet der Chloritschiefer bei Wietersdorf, mit dünner Schieferung und an den Ab-

sonderungsflächen krystallisirten Chlorit, an den Schieferungsflächen schwarzen Glimmer enthaltend. Für bauliche Zwecke ist selber nicht gut verwendbar. Auf demselben liegt der grüne Thonglimmerschiefer, welcher am schönsten bei Mösel blosgelegt ist. Dieses weit ausgebreitete Gestein wurde, wie viele vorhandene Häuser, Kirchen und Feldkapellen beweisen, in alter Zeit, wo man noch steile Dächer baute, viel zu Dachschiefer in Kärnten verwendet. Die Jahrhunderte, welche über diese Dächer verstrichen, beweisen, daß er den Atmosphärilien gut Trotz bietet. Allein seine häufige Fältlung und transversale, nicht vollkommene Schieferung macht nur kleine und nicht genügend dünne Schieferplatten möglich, so daß die Erzeugung theuer wird und die Eindachung immer schwer ausfällt.

In demselben findet man bei der Mareinkeusche oberhalb Möselbahnhof einen Grünsteinporphyr eingelagert, welcher massig bricht und schönen porphyrischen Schliff annimmt. Er liefert guten Baustein und wäre auch als Ornamentstein empfehlenswerth. —

Einer höheren Etage angehörend erscheinen die Werfner-Schiefer gleich unterhalb Eberstein und sind bis dahin, wo die Straße von der Gurk nach Gößeling abzweigt, theilweise entblößt, insoferne sie nicht von jüngeren Schichten überlagert werden. Sie enthalten grüne und röthliche Schiefer mit Kalkausscheidung an den Absonderungsklüften, über welchen dünnblättrige sehr verwitterbare graue Schiefer liegen. Die tiefere Schichte ist für bauliche Zwecke ziemlich gut verwendbar, wie Bauten der Rudolfsbahn beweisen.

Ueber denselben liegt der Buntsandstein, von der Preglitzer- bis zur Plimitscher-Realität den westlichen Gebirgszug des Görtschitzthales zusammensetzend. Er besteht aus grünlichem, grauem und rothem Conglomerate und feinkörnigen Sandsteinen mit thonigem Bindemittel, leicht verwitterbar, wie der Detritus in den Rinnsalen der Wildbäche beweist, die von der Bahn überbrückt sind. Obwohl derselbe in der Fortsetzung am Ulrichsberge und Christofberge ganz gute Hochofengestellsteine und Mühlsteine liefert, ist er doch hier weder in dieser Eigenschaft noch als Baustein empfehlenswerth.

Unmittelbar über dem Buntsandsteine liegt der Guttensteinerkalk in 2 verschiedenen Etagen. Die untere bildet eine von Eisenoxyd gefärbte Breccie, welche über der Görtschitz nur östlich von Wietersdorf und unter dem Schlosse Eberstein zu Tage tritt. Die obere Etage sind dunkle, kurzklüftige, dolomitische Kalke, welche keine deutliche Schichtung,

wohl aber viele Löcher, Höhlen, Zacken und Säulen zeigen und so Zeugniß geben über die theilweise leichte Verwitterbarkeit dieses Gesteins. Eine kleine Höhle beim Bahnhof Eberstein, der schöne Bogen oberhalb des Bahnhofes und die freistehenden Säulen am Gebirgsgrat ober dem Bahnhofe Eberstein gehören zu den interessantesten Naturerscheinungen, welche eines Besuches würdig sind. Dieser Kalk bildet einen continuirlichen Zug von Klein St. Paul am östlichen Gehänge über Pölling bis Launsdorf, allenthalben den Buntsandstein überlagernd und auf einer isolirten Kuppe das schöne Osterwitz tragend. Als Baustein nicht empfehlenswerth, liefert er doch ganz vorzüglichen Straßenschotter, so wie wegen hohem Gehalte an reiner Kalkerde einen guten Zuschlag bei Verschmelzung der Hüttenberger Erze und sehr guten Kalk für Mörtelbereitung im gebrannten Zustande.

Der Guttensteinerkalk schließt die Reihe der Sedimentgesteine, welche als Werfnerschiefer, Buntsandsteine und Guttensteinerkalk die Triasformation dieser Gegend repräsentiren.

Auf ihm liegt der Kreidemergel des Mariahilferberges. Es sind das gut geschichtete thonige Kalke mit häufiger Absonderung; theilweise sehr verwitterbar, theils der Verwitterung gut widerstehend, wie daraus ausgeführtes Mauerwerk beweist. Sie sind theils blau gefärbt, theils gelb mit vielen Adern reiner Kalkausscheidung und muthmaßlich enthalten sie Bänke, welche brauchbares Materiale für Cementkalk geben. Sie bilden eine continuirliche Zone, welche von Schellenberg ober Mösel beginnend über Silberegg und Althofen bis Clementen im Krappfelde hinzieht.

Ueber diesem Kalkmergel, welcher der Kreideformation angehört und Petrefacten führt, liegt bei Bemberger und Purgelwitzer, westlich von Kl. St. Paul, eine mächtige Schichte feuerfesten Thons, welcher selbst ohne Aufbereitung ein ganz brauchbares Materiale für feuerfeste Ziegel giebt, wie dies seine Verwendung in Heft beweist. Er bildet die Unterlage für die blauen sandigen Mergel und Schieferthone, welche kohlenführend sind. Die Kohlen kommen in drei wenig mächtigen Flötzen vor und sind sehr schwefelkiesreich. Am Schellenberge sind Ausbisse derselben wahrzunehmen; in Sonnberg wird Bergbau darauf getrieben.

Darüber liegen tertiäre Sandsteine und über denselben der Eocenkalk, reich an vielen versteinerten Meeresbewohnern, wovon Seeigel, Nummuliten, Naticeen, Cerithien u. s. w. die häufigsten sind. Diesem Eocenkalke folgt die Bahn von Kl. St. Paul bis zum Sitten-

berg. Bei Greilemühle ist in demselben ein Steinbruch angelegt, welcher ein sehr gutes Baumateriale gibt, wie Brückenpfeiler und Drehscheibenfundamente der Möselbahn genügend beweisen.

Die jüngste aller geologischen Schichten sind die Diluvialterrassen, welche sich von Launsdorf bis oberhalb Brückl in einer Mächtigkeit von ungefähr 20—25 Klft. über dem Bahnniveau formirt haben und das ganze Görtschitzthal ausfüllen, wiewohl sie sich in diesem Thale nur ausnahmsweise bei Voitsch 5—6 Klftrn. über das Bahnniveau erheben. Bei Jandler, wo die Görtschitz nahe rechtwinklig in die Gurk mündet, steht auf der Diluvialterrasse die Ortschaft Hart, ebenso ist das Plateau, auf dem Götzeling steht, und die Launsdorfer-Ebene mit diesem Diluvialschotter erfüllt.

Die Brunnengrabung am Möselbahnhof hat bewiesen, daß das Diluvium über 20 Klftr. unter der Thalsohle noch vorhanden sei, während es zu Tag nicht über dem Möselacker sich erhebt. Dies beweist, daß es im Görtschitzthale gerade so tief unter dem Thale sich versenke, wie es sich bei Brückl über derselben erhebt. Sehr merkwürdig ist das Erraticum, welches bei Rabinger und im Goberthale entblößt wurde. Es scheint dieß mit dem Erraticum des Waitschachberges zusammenzuhängen, das an der Südseite dieses 3784′ hohen Berges nahe an der Spitze beginnt und den Waitschachberg mantelförmig westlich bis in die Nähe des Mayrhoferbauers und östlich bis zum Ebnerbauer umgibt. Dasselbe zieht sich von der Kirche über das Wallfahrerkreuz herab gegen Rabinger und besteht aus wirre durcheinander geworfenen sehr abgerundeten Geschieben von Granit, Gneiß, Turmalinfels, Hornblendefels, Thonschiefer mit Granaten, Quarz, Buntsandstein, Braunstein u. s. w. Die Größe der Geschiebe wechselt von wenigen Kubikzollen bis 2 Kubikklafter. Da Buntsandstein zahlreich vertreten ist, der weiter nordwärts hier nirgends ansteht, während er, wie oben beschrieben, im Süden mächtig entwickelt ist, so beweist dies, daß die Gesteintrümmer aus Süden kamen.

Daß Wasserfluthen nicht leicht so große Knauer fortbewegen, wie sie eben südwestlich unter der Kirche von Waitschach sichtbar sind, scheint zweifellos. Es dürfte daher dieses Erraticum aus den Gletscherbewegungen der Eiszeit herrühren.

Nach dieser geologischen Wanderung auf der Launsdorf-Hüttenbergbahn ist man am Fuße des altberühmten Hüttenberger-Erzberges angelangt, dessen geologische Beschreibung hier nicht zu wiederholen ist, da sie detailirt im naturhistorischen Jahrbuche VII p. 163, in dem geo-

logischen Jahrbuche und in anderen Berichten enthalten ist. Wohl aber soll im Folgenden eine kurze Beschreibung über die in neuester Zeit ausgeführten großartigen Erztransportmittel und Wege gegeben werden, welche für den Besucher des kärntnerischen Erzberges von Interesse sein dürfte.

2. Die Förderung am Hüttenberger-Erzberg.

Bekanntlich wurde von Alters her der Hüttenberger-Erzberg von 3 Seiten, nämlich von Süd, Nord und West bergmännisch aufgeschlossen, da er mit der 4. oder Ostseite an den Hauptzug der Saualpe angelehnt ist. Es war ihm daher von dieser Seite schwer zuzukommen, während in Süd der Löllinggraben, in West das Görtschitzthal und in Nord der Mosinzgraben die Möglichkeit bieten, mit kurzen Einbauen zu den reichen Eisensteinlagern des kärntnerischen Erzberges zu gelangen. Zur Verhüttung der Erze stehen dermalen 3 Hochöfen in Lölling und 2 Hochöfen in Heft gleich am Fuße des Erzberges, während 2 weitere Schmelzöfen in Eberstein und 4 Hochöfen an der Gurk zu Treibach stehen (jedoch 1 ganz außer Betrieb), zu welchen in neuester Zeit eine große Cokeshochofenanlage in Prävali gekommen ist.

Das Erz wurde bis in die neueste Zeit vom Berge mit Pferdefuhrwerk auf steilen und meist schlechten Straßen zur Hütte verführt. Im Jahre 1848 stellte zuerst Lölling eine rationelle Eisenbahnförderung mit Benützung der Schwerkraft und Lufthemmung her.

Diese Bahn, welche ursprünglich nur bis an die unterste Fördersohle (den Löllinger Erbstollen) reichte, setzte man 1860 weiter bis zu der obersten Abbau-Etage fort und so gelangt dermalen das Erz auf folgendem Wege zu den Hochöfen:

Von dem Martinistollen kommt es durch einen 17 Klftr. tiefen Schacht mittelst einer Bandbremsung derart auf den unteren Hollerstollen, daß Förderhunde auf Schalen herabgelassen werden. Sie kommen dann zu Tag und werden in den Sammlungskästen gestürzt, zu welchen die 232 Klft. lange, $^1/_{144}$ fallende Hollerbahn führt. Auf derselben werden sie in selbstlaufenden Hunden mit 24 Ctr. Fassungsraum zu der ersten schiefen Ebene (Oscarbremse) gebracht, welche 72 Klft. Länge, $28^1/_2$ Grad Neigung hat und 1860 erbaut wurde. Auf ihr sind 2 Gestellhunde, von denen der obere immer den vollen Erzhund, der untere den leeren aufnimmt. So gelangt der volle auf den tiefer gelegenen Erbstollen-Förderhorizont und bringt durch seine Schwere den leeren zurück auf die Hollerbahn. Daß die Geschwindig-

seit nicht eine beschleunigte werde, steht der Seilkorb mittelst Zahnrädern mit Windflügeln in Verbindung, welche bei einer Drehung des Seilkorbes 24mal umgehen und so die Bewegung auf der schiefen Bahn in eine gleichförmige verwandeln. Auf diesem Horizonte werden die Erze des Löllinger-Erbstollens in die 1857 erbauten Sammlungskästen gestürzt, aus denselben in die größeren Erzhunde à 37 Ctr. Fassungsraum gefüllt und kommen vereinigt mit den Hollerhunden auf der 180 Klft. langen, $^1/_{144}$ geneigten Bahn zu der Eugenbremse. Diese schiefe Ebene, welche 1861 erbaut wurde, hat eine Länge von 97 Klft. und $27^1/_2$ Grad Neigung. Auf derselben kommen die Erzhunde ganz so wie auf der Oskarbremse durch Schwerkraft und Lufthemmung in den Horizont der Albertsbahn; etwas unter der Mitteltenfe werden auch die Erze aus den Füllkästen des tiefsten Löllinger-Förderstollens „Firstenbau" aufgenommen und auf die Albertsbahn gebremst. Letztere hat 190 Klft. Länge, $^1/_{144}$ Gefälle und endet an der Albertbremse, welche im Jahre 1848 erbaut wurde. Diese schiefe Ebene ist 143 Klft. lang und 23 Grad geneigt. Auf ihr gehen 2 eiserne Hunde auf und nieder, in welche die Erze abgestürzt werden. Am unteren Bahnende öffnen sie durch Anstoß die Stirnseite und entleeren sich selbst in eine 30000 Ctr. fassende Sammlungshalde. Unter diesem Erzsammelraum, welcher in die Erde versenkt ist, führt eine $^1/_{216}$ geneigte 120 Klft. lange Bahn directe auf die Erzröstöfen. Die gerösteten und weiters gequetschten Erze fallen ebenfalls in Füllbänke und aus diesen werden sie in Hunden auf der 220 Klft. langen und $^1/_{216}$ geneigten Eisenbahn in die Vorrathshalde bei den Hochöfen gestürzt.

Bei dieser Förderungsanlage durchwandern die Erze

aus dem Martinistollen eine verticale Höhe von 1161'
" " Hollerstollen " " " " 1059'
" " Erbstollen " " " " 843'
" " Firstenbau " " " " 657'

bis in das Niveau der Löllinger Hochöfen, und die summarische Länge des Löllinger Erzschienenweges beträgt 1157 Klft. bis zu den Hochöfen.

Außerdem besteht am Grünkogl seit 1857 eine 2spurige schiefe Bahn, in unserer Gegend die erste, mit variablem Winkel von 19 Grad stetig in 31 Grad übergehend und 210 Klft. lang. Auf derselben werden sämmtliche Bergwerksmaterialien, insbesondere Grubenholz und Schnittwaaren mittelst Wasser in das Niveau des Erbstollens gehoben. Eine Quelle von 2c' Wasser per Minute füllt über Nacht ein Bassin, aus welchem Tags

über in einen tonnenartig geschlossenen Hund auf dem oberen Ende der schiefen Bahn Wasser eingelassen wird. Ueber die Tonne des unteren Hundes wird das Bergholz gepackt, welches durch die Ueberschwere des Wassers im oberen Hunde den Berg hinaufwandern muß. Unten angekommen entleert sich der Wasserhund durch Aufstoßen des Ventils von selbst. Die Geschwindigkeit wird durch eine Handbremse regulirt. Auf diese Art hat man in Lölling mit rationeller Benützung der Schwerkraft seit Jahren viele Pferde entbehrlich gemacht und die Erzförderkosten auf den 10. Theil reducirt. Andererseits aber wurde dadurch möglich gemacht, der stets steigenden Production und Abfuhr in jedem Momente nachzukommen.

Diesem Beispiele folgte bald auf der Nordseite des Erzberges Heft. Es wurde 1860 das alte Pferdefuhrwerk aufgegeben und in diesem Jahre und 1861 am Gehänge des Schmidgrabens ein Schienenweg in 2 Etagen vom obersten Förderstollen „Andreaskreuz" und dem untersten „Barbarathurm" bis zu den oberen und unteren Röstöfen geführt. Die Erze kommen nun am Andreaskreuze aus dem Stollen in die Sammlungskästen, welche nach Löllingerprincipe ausgeführt sind. Aus denselben fallen sie in die Hunde, welche auf einer 40 Klft. langen, $^1/_{144}$ fallenden Bahn zur Andreaskreuzbremse rollen. Hier werden sie über eine 211 Klft. lange und 14 Grad geneigte schiefe Bahn abgebremst, wie oben beschrieben, und laufen auf der Barbarahorizontalbahn, welche 673 Klft. lang und $^1/_{144}$ geneigt ist, zur Barbarabremse. Dahin kommen aber auch die Erzhunde, welche ihre Füllung aus der Sammlungshalde am Barbarastollen nehmen. Die 415° lange 14—20 Grad fallende schiefe Ebene der Barbarabremse durchlaufend, werden sie theils auf einer 220 Klft langen Horizontalbahn zur großen Erzsammlungshalde gebracht, welche die Gasröstöfen über dem Gichten-Niveau der Schmelzöfen bedient, theils aber laufen sie am Bremsbergende auf einer 130 Klft. langen, $^1/_{144}$ geneigten Horizontalbahn zu den alten Röstöfen nahe der Hochofenbasis. Auf diese Weise bringt also auch Heft alle Erze mit Benützung der Schwerkraft und Lufthemmung aus einer senkrechten Höhe vom Andreaskreuz mit 1173', vom Barbarathurm mit 843' bis an die Hochöfen mittelst eines 1649 Klafter langen Schienenweges. —

Im Jahre 1869 wurde endlich die Hauptverkehrslinie der Kronprinz-Rudolfsbahn in die Nähe des Hüttenberger Erzberges bis Mösel geführt. Dies epochemachende Ereigniß, die größeren

Ideen über Production und Eisenindustrie im Hüttenberger-Reviere vereinigten die Einzelgewerke zu einem schönen großen Körper, „Hüttenberger-Eisenwerks-Gesellschaft“ genannt. Ebenso wurde schon vor dieser Vereinigung in Hinblick auf die leichtere Communication 1868 von Baron Eugen Dickmann der Entschluß zur Thatsache, in Prävali eine große Cokeshochofenanlage zu errichten, um sich in der Eisenerzeugung auszudehnen. Der Bau war auch 1870 im Frühjahre vollendet und wird bereits von dem schönsten Resultate gekrönt.

Daß die Eisenbahn bei Mösel nicht stehen bleiben könne, sondern bis ins Herz des Erzberges geführt werden müße, wurde von den Hüttenberger-Reviersgewerken gleich nach Gründung der Union erkannt und beschlossen, eine Bergwerks-Lokomotiv-Eisenbahn von Mösel bis Hüttenberg in einer Länge von 2607 Klaftern zu bauen. Von da weg wurde festgesetzt, ein System von Horizontalbahnen und Bremsbergen bis zum obersten Förderstollen auf der Westseite des Erzberges (am Knappenberge) in einer Länge von 1700 Klft. auszuführen.

Beide Bahnen hat man im August 1869 begonnen und erstere mit dem kleinsten Krümmungsradius von 100 Klft. und größtem Ansteigen von $^1/_{40}$ mit 2 hölzernen und 1 eisernen Gitterbrücke, 3 Wächterhäusern und einem wohleingerichteten Bahnhofe in Hüttenberg schon am 3. October 1870 dem Betriebe übergeben, welchen die Kronprinz-Rudolfsbahn vertragsmäßig übernahm.

Die Bergbahn vom Bahnhofe Hüttenberg bis an den Hüttenberger-Erbstollen kam Ende November in Betrieb. Vom Erbstollen bis an den Fleischerstollen wird sie im Jänner 1871 in Gang gesetzt werden. Das Fördersistem ist Folgendes: Der höchste Förderhorizont ist der Fleischerstollen. Aus den Füllkästen bei dem Stollenmundloche kommen die Erze mittels einer einfachen Bremse in die Füllbänke (19) des tieferen Friedenbau-Förderstollens, von welchem eiserne Hunde mit 100 Ctr. Fassungsvermögen nach einer 222 Klft. langen $^1/_{170}$ geneigten Horizontalbahn zu der Friedenbauerbremse, einer schiefen Ebene von 139 Klft. Länge und 19 Grad Neigung, laufen. Derselben entlang werden sie von eisernen Gestellhunden aufgenommen und mit Lufthemmung nach dem Principe des Albertbremse in Lölling auf den tieferen Horizont des Wilhelmstollens abgebremst. Auf dem Wilhelmstollen kommen die Erze dieses Reviers sowie des Margarethenbaues in 8 Füllkästen und aus diesen in eiserne Hunde, wie obige sind. Vereinigt rollen sie mit den Fördergefäßen des oberen Horizontes auf der 231 Klft.

langen und 1/170 fallenden Wilhelmbahn zur Wilhelmbremse, welche sie über die schiefe Ebene von 84 Klft. Länge und 19 Grad Neigung auf die Hüttenberger-Erbstollensohle befördert. Die Bauart dieser und der folgenden 2 Bremsen ist ganz dieselbe, wie die der ersten.

Auf dem Hüttenberger-Erbstollen ist wieder ein Sistem von 27 Füllkästen, in welche die Erze des untersten Bergbauhorizontes am kärntnerischen Erzberge gestürzt werden. Die hier angekommenen Hunde der beiden oberen Förder-Etagen vereinigen sich mit denen des Erbstollens und laufen die 331 Klft. lange Erbstollenbahn zur Bremse gleichen Namens, welche sie auf der 123 Klft. langen und unter 23 Grad geneigten schiefen Ebene in den Horizont der tieferen 280 Klft. langen und 1/170 fallenden Globitsch-Eisenbahn abbremst. So gelangen endlich die Erzhunde zur letzten schiefen Ebene, welche eine Länge von 167 Klftr und eine Neigung von 26 Graden hat, und werden durch die Globitschbremse auf die letzte 140 Klft. lange Bahn abgelassen, welche die Hunde über die Erzsammlungskästen am Hüttenberger-Bahnhofe führt.

Diese Füllkästen stehen mit einem Fassungsvermögen von 60000 Zentnern Erz am Geleise der Möfel-Hüttenberg-Bergwerks-Lokomotiv-Eisenbahn und sind nach dem Löllinger Principe derart ausgeführt, daß die darunter gefahrenen Waggons in kürzester Zeit mit Erzen gefüllt werden können. Am oberen Ende derselben steht die Brückenwage, auf welche die Waggons gefahren, gewogen und aus dem Kasten tarirt werden.

So durchläuft das Erz vom obersten Horizonte Fleischerstollen senkrecht 1290′, vom Friedenbau s. 1182′, vom Wilhelmsstollen s. 924′, vom Erbstollen s. 750′ den 1700 Klft. langen Schienenweg, bis es auf den Bahnhof Hüttenberg gelangt, von wo es auf der 2607 Klafter langen Locomotivbahn nach Möfel und von da zu den Hochöfen verführt wird.

Somit ist der Hüttenberger-Erzberg mit einem dreifachen Schienenstrange in Süd, Nord und West bis zu seiner Spitze belegt, welcher die namhafte Länge von 4506 Klaftern hat. Jeder Hauptförderstollen des Erzberges wird von dem Schienenstrange berührt, und es ist nun ermöglicht, jedes Erzquantum und zu jeder Zeit mit den kleinsten Transportkosten an die Schmelzwerke abzugeben, von welchen Lölling, Heft unmittelbar am Ende der Bergbahnen, Prävali an der Locomotivbahn liegen, Treibach und Eberstein durch kurze Flügelbahnen mit der Rudolfs-

bahn verbunden sind. Ebenso liegen die gesellschaftlichen Raffinirwerke Prävali und Buchscheiden hart an der Süd- und Rudolfsbahn, Kappel und die obere Fellach nahe der Bahn. Es ist daher durch Energie und kräftiges Zusammenwirken der Hüttenberger-Eisenwerks-Gesellschaft gelungen, ihre Berg- und Hüttenwerke durch zweckmäßige Transportanstalten derart in ein harmonisches Ganze zu bringen, daß einem Körper, welcher so rasch den Anforderungen der Zeit entsprochen hat, nur das allergünstigste Prognostikon für die Zukunft gestellt werden kann.

Ueber Urzeugung.

(Vorgetragen im Landesmuseum am 30. Dezember 1870.)

Unter Urzeugung (Generatio originaria, aequivoca, spontanea) versteht man eine ursprünglich mutterlose Zeugung, d. h. ohne Begattung oder Befruchtung, ohne Entwicklung aus Eiern, Sporen, Samen, ohne ein Mutterthier oder ein Samenkorn oder eine Zelle derselben Art, im weitesten Sinne daher ohne irgend eine organische Substanz als Grundlage der Entstehung des neuen Thieres oder der neuen Pflanze, daher die Entstehung der Organismen aus unorganischen Stoffen. In diesem weitesten Sinne tritt die Hypothese der Urzeugung in Gegensatz mit den Ansichten der Heterogenisten, welche eine Urzeugung im engeren Sinne durch die Behauptung vertreten, daß unter günstigen Umständen mikroskopische Organismen aus organischer Substanz sich von selbst entwickeln können. Beiden treten entgegen die Panspermisten, welche jede Entwicklung eines noch so kleinen Organismus von einem Eie oder Keim als unerläßliche Bedingung ableiten, also jede Urzeugung verwerfen. Aber selbst unter den Anhängern der Urzeugung im weitern Sinne stehen sich zwei Parteien gegenüber; die eine will bei der Entstehung von Organismen aus unorganischen Stoffen mit den physikalischen und chemischen Kräften ausreichen, die andern dagegen setzen für alle organische Existenz eine besondere, die Lebenskraft, voraus, welche an einen an sich weder organischen noch unorganischen Stoff, etwa an ein imponderables Fluidum, ähnlich dem Lichtäther, gebunden wäre, das, mit unorganischen Stoffen unter günstigen Umständen (d. h unter der Mitwirkung der allgemeinen physikalischen und chemischen Kräfte) sich vereinigend, diese Stoffe organisirt und belebt, d. i. die ersten Organismen erzeugt. Doch die letztere

Ansicht über eine Urzeugung durch Zuhilfenahme einer besonderen Kraft, der Lebenskraft, ist es nicht, welche in jüngster Zeit sich in den Vordergrund des Streites macht, sondern die ist es, welche die Entstehung des Organischen aus dem Unorganischen durch die Wirksamkeit physikalischer und chemischer Kräfte behauptet, gleichgiltig, ob solche Schöpfung einmal geschah, oder sich immerfort wiederholt. Der Materialismus erkennt darin eine Hauptfrage, weil sie zu den anthropologischen Fragen, um die der materialistische Streit sich besonders zu drehen pflegt, den Uebergang bildet. „Der Materialismus verlangt eine erklärbare Welt, ihm genügt es, wenn sich die Erscheinungen so fassen lassen, daß das Zusammengesetzte aus Einfachem, das Große aus Kleinem hervorgeht; mit allem Uebrigen glaubt er leicht fertig zu werden, oder vielmehr, er übersieht die Schwierigkeiten, die sich erst dann ergeben, wenn die erklärbare Welt in der Theorie so weit hergestellt ist, daß das Causalgesetz kein weiteres Opfer mehr zu fordern hat. Da bot nun immer die Frage über den Ursprung des Organismus für die Angriffe seiner Gegner die schwächste Seite dar. Anders verhielt es sich im Alterthum und Mittelalter. Auf genaues Beobachten aller bei der Entstehung von Organismen Einfluß nehmenden Momente verstand man sich nicht, hatte auch die Mittel nicht dazu. Man nahm daher alles, wie es sich gerade den Sinnen darbot. Aristoteles ließ Frösche und Schlangen aus dem Schlamm entstehen, Aale aus verfaulendem Moder; für das ganze Mittelalter, ja selbst bis im Beginne der Neuzeit und so lange die Alchymie herrschte, gab es keine solche Kluft zwischen dem Organischen und Unorganischen, wie in den letzten Jahrhunderten. Man dachte sich die ganze Natur beseelt, man erblickte Geister in den Metallen, einen Gährungsprozeß in ihren Verbindungen; da konnte die Entstehung des Lebenden eine Schwierigkeiten haben. Der Bauer glaubt noch heute, daß aus Sägespänen und Urin Flöhe werden, was damals die Männer der Wissenschaft behaupteten.

„Selbst die Theologen nahmen keinen Anstoß an der Lehre; denn einerseits war die Unveränderlichkeit der Arten ein Dogma, das aus der Arche Noah kam, anderseits verschmähte man es nicht, nach Anleitung des heil. Augustinus einen ganz anderen Standpunkt einzunehmen; denn dieser lehrte, daß von Anbeginn der Welt zweierlei Samen der lebenden Wesen bestanden hätte: der sichtbare, welchen der Schöpfer in Thiere und Pflanzen gelegt, damit sie sich, ein jegliches in seiner Art, fortpflanzen, und der unsichtbare, welcher in allen Elementen verborgen sei und nur bei besonderen Mischungs- und Temperaturverhältnissen wirksam

werde. Dieser von Anbeginn in den Elementen verborgene Same sei es, der Pflanzen und Thiere in großer Anzahl ohne jegliche Mitwirkung fertiger Organismen hervorbringe. — Die Theologen hätten gut gethan, diesen Standpunkt des Kirchenvaters nie zu verlassen. Er ließe sich ohne Mühe so weit umformen, daß er bei dem heutigen Stande der Wissenschaften noch so gut wie jedes der streitenden Dogmen behauptet werden könnte. Aber der Materialismus des vorigen Jahrhunderts war zu sehr bemüht, mit seiner Lehre das Leben aus dem Leblosen zu erklären, denn es durfte ihn dann nicht mehr bangen, die Seele aus dem Stoff zu entwickeln. Da begann man nun die Urzeugung in jeder Form zu bestreiten, die Entstehung von Insekten und Infusorien ohne Zeugung anzugreifen, und der Kampf der Ideen führte, wie sich so oft in der Geschichte der Wissenschaften zeigte, zu fruchtbaren sinnreichen Experimenten, zu weit eingehenderen Beobachtungen der Natur, wobei der Materialismus um so mehr den Kürzeren zog, da er sein System doch noch auf dem Gebiet der Metaphysik aufführte. Seit der viel gelesene und bewunderte Ch. Bonnet in seinen Betrachtungen der Natur die generatio aequivoca widerlegt hatte, kam das „omne vivum ex ovo“ oder, wie Virchow in neuester Zeit den Satz formulirte: „omnis cellula ex cellula“ zu Ansehen. Ja es scheint fast bis zur Stunde, als würde jener Satz um so unerschütterlicher festgestellt, je genauer und sorgfältiger die Forschung zu Werke ging“. (Lange „Geschichte des Materialismus“. S. 392 bis 394.)

Die ganze Frage hat aber in unserer Zeit noch eine andere Seite genommen; denn seitdem der Geologe an der Hand der Paläontologie die Schichten der Erde durchsuchte, ergab sich in Betreff des Vorkommens organischer Ueberreste in den einzelnen übereinander liegenden Formationen eine gewiße Regel zu erkennen. Je tiefer man nämlich in der Reihe der Formationen abwärts steigt, desto mehr verschwinden die höheren Organismen sowohl des Thier- als Pflanzenreiches, um so mehr weichen die dort herrschenden Formen von den jetzt lebenden ab, ja selbst die Spuren der jetzigen klimatischen Zonenunterschiede verschwinden mehr und mehr, ihre Grenzen waren sicher andere als jetzt, indem in weit polwärts gelegenen Gegenden der Erde fossile Organismen vorkommen, welche auf ein ehemals tropisches Klima schließen lassen. Und unter diesen Formationen gelangt man auf Schichten, in welchen alle Spuren eines organischen Lebens ausgehen. Ist aber das ausgesprochene Ergebniß der palaeontologischen Untersuchungen richtig, so folgt daraus

zweifellos, daß die höheren organischen Formen der Jetztzeit nicht von Ewigkeit her existiren, sondern wirklich, gleichviel auf welche Weise, entstanden sind, und es muß dann auch ein zeitlicher Anfang des organischen Lebens überhaupt für sehr wahrscheinlich gehalten werden. Dazu kam Ch. Darwin's Theorie über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. In ihrer Anwendung auf die Geschichte der Entwicklung der jetzigen Thier- und Pflanzenwelt erscheinen verschiedene Arten einer Gattung als fortgebildete Varietäten einer Stammform, und so weiter zurückschließend, verdanken die verschiedenen Gattungen einer Familie ihre gemeinsamen Eigenschaften ihrer Abstammung von einer älteren Stammform, ihre Verschiedenheiten aber der Abänderung und Anhäufung neuer Eigenschaften der Nachkommen in langen Generationsreihen. Die Annahme derselben gegenseitigen Verwandtschaftsbeziehung zwischen den verschiedenen Familien einer Klasse und den verschiedenen Klassen einer Gruppe, und zuletzt noch zwischen den verschiedenen Gruppen zu einander auf ihre Entwicklung von einem gemeinsamen Ursprung müßte endlich entweder auf die Annahme sehr weniger Typen als Urformen, oder, wie viele Anhänger der Theorie wollen, auf eine einzige Urform oder Urzelle führen, welche durch Urzeugung entstanden sein müßte.

Dadurch gewinnt die ganze Frage auch für uns ein neues Interesse und da ja dieselbe auf das Gebiet exakter Forschung gezogen werden soll, so muß jedes Experiment, welches für oder gegen dieselbe entscheidend wäre, mit Spannung aufgenommen werden. Wenn ich aber nun zu diesen Experimenten übergehe, deren Anstellung von größter Vorsicht und Scharfsinn bedingt ist, welche der Wissenschaft in der That große Dienste leisteten und noch leisten werden, so kann ich jedoch von vorneher versichern, daß auch nicht ein einziges die Urzeugung aus anorganischen Stoffen belegt, daß alle nur für die Frage Materialien liefern, ob die Mitwirkung eines Eies oder Keimes, ob Theilung oder Knospung die Entstehung eines neuen Organismus bedingt, oder ob sich überhaupt mikroskopische Organismen aus organischer Substanz von selbst entwickeln können, d. h., ob eine Urzeugung im engern Sinne statthat. Zur Entscheidung dieser Frage mußten in den Versuchsobjekten alle vorhandenen lebenden Wesen vernichtet und ebenso sorgfältig mußte ein Eindringen von Organismen von außerhalb vermieden werden; die Entwicklung lebender Thiere unter solchen Bedingungen war dann ein Beweis, daß auch ohne organisches Leben neue Wesen sich entwickeln. Gewöhnlich nahm man dazu Wasser mit todten organischen Substanzen, suchte durch Auskochen

desselben in einer Glasflasche die etwa vorhandenen eingeschlossenen Keime, zu zerstören, sorgte dafür, daß während der ganzen Vorbereitung und beim luftdichten Verschließen der Flasche nur solche Luft zum Inhalt derselben dringen konnte, welche erst durch ein glühendes Rohr geleitet jeder lebendigen Beimengung beraubt war. Gleichwohl waren die Resultate nicht übereinstimmend. Wir können daher lesen von Versuchen, bei denen sich in derartigen Flüssigkeiten kein organisches Leben entwickelte, und wieder von anderen, wobei alle zum Abschluß von außen kommender Keime nothwendigen Vorsichtsmaßregeln getroffen waren und dennoch lebende und sich schnell vermehrende Infusorien auftreten. Ja selbst die in jüngster Zeit von den französischen Naturforschern Pasteur und Pouchet, von dem einen gegen, von dem anderen für eine Urzeugung im engern Sinne angestellten Versuche, welche die französische Akademie der Wissenschaft und das Publikum gleich lebhaft beschäftigten, liefern die Bestättigung für die Wahrheit des einen und anderen Experimentes. Dieser Widerspruch mußte nothwendig zur Frage führen, ob denn wirklich durch die Siedehitze alles organische Leben zerstört werde und wie sich die niedern Organismen gegen hohe Temperatur verhalten. Darüber hat nun vor einem Jahre Professor Wyman*) eine höchst interessante Versuchs- und Beobachtungs-Weise abgeführt, indem er das Verhalten der niederen Organismen gegen hohe Temperaturen nach drei Richtungen prüfte:

1. nach ihrem Vorkommen in heißen Quellen,
2. nach ihrem Auftreten in Flüssigkeiten, welche längere oder kürzere Zeit gekocht wurden,
3. nach der direkt beobachteten Wirkung der Hitze auf lebende Organismen.

Ueber das Vorkommen lebender Wesen in heißen Quellen bedurfte es keiner neuen Erhebungen, nachdem darüber Beobachtungen von Forschern vorliegen, welche in diesen Beziehungen die verläßlichsten Angaben zu machen im Stande waren. Hooker beobachtete Pflanzen in einer Quelle von 75·5° C. Humboldt in einer solchen von 85°, Decloizeaux in einer Quelle von 95·5°. An den heißesten Stellen kommen die niedrigsten Pflanzenformen in spärlicher Anzahl vor, während im weiteren Verlauf der Quelle, nachdem die Temperatur gesunken, reichlichere und höher entwickelte Pflanzen angetroffen wurden.

*) Der Naturforscher I. 98.

Ueber das Vorkommen von Thieren in heißen Quellen wird eine Beobachtung von Major Long mit 45·5° C. angegeben, welche sich jedoch nicht auf Ermittlung mikroskopischer Thiere ausgedehnt hat.

Mehr Aufschluß über die höchsten Temperaturen, welche die niedrigsten Formen des thierischen Lebens vertragen, geben die Versuche von Wyman. Eine größere Anzahl von Flaschen theils mit Fleischstücken und Zuckerlösung, theils mit Fleischsaft oder mit in Wasser erweichten Samen angefüllt, wurden, nachdem die alte Luft entfernt war, mit erhitzter Luft gefüllt, versiegelt und dann verschieden lange Zeit in kochendes Wasser gesetzt.

Diejenigen, welche 30 Minuten der Temperatur des kochenden Wassers ausgesetzt waren, zeigten bereits am 1., spätestens 2. Tage zahlreiche Infusorien. Ebenso verhielten sich die Massen, welche 1½, 2, 3 Stunden lang einer Temperatur von 100 Gr. ausgesetzt waren. In Flüssigkeiten, die 3½ und 4 Stunden gekocht waren, traten die Infusorien erst am 3ten und 4ten Tage auf. Wurde die Probeflüssigkeit 5 und 6 Stunden dem Einflusse der Siedhitze überlassen, so entwickelten sich nie Infusorien. Nach so lange fortgesetzter Einwirkung einer Temperatur von 100 Grad schienen somit alle Keime vernichtet.

Von nicht geringerem Interesse sind die Resultate, welche Wyman erhielt, als er auf lebende Infusorien höhere Temperatur einwirken ließ. Es stellte sich heraus, daß die Bewegungsfähigkeit solcher Organismen bereits bei einer Temperatur von 48·8—56·5 Gr. C. vernichtet wird, während ihre Fortpflanzungsfähigkeit selbst durch Kochen nicht vernichtet, sondern nur um 1—2 Tage verzögert wird.

Ganz ähnliche Versuche stellte Dr. Child an*). Sie bestätigen die außerordentliche Widerstandsfähigkeit der niedrigsten thierischen Organismen gegen die Wärme und in dem der Urzeugung günstigsten Falle, daß ihr Entstehen immer von organischen Substanzen bedingt ist. Die von Child gemachten Versuche thaten überdies dar, daß zum Erkennen dieser kleinsten Organismen die von Pasteur angewendete 350malige Vergrößerung unzureichend ist, daß man in manchen Fällen selbst bis zu einer 1400fachen seine Zuflucht nehmen müße.

Während so auf der einen Seite die alten Versuche von Spallanzani, Schwan, Leuckart u. s. w. wieder zu Ansehen kamen, haben auf der anderen Seite englische Forscher, wie Tyndall, Dr. Smith

*) Naturforscher. II. 56.

und Dancer und der Italiener P. Balestra höchst merkwürdige Materialien über die Verbreitung von organischen Stoffen und Organismen in der Luft gegeben.

Dr. Smith*) nahm Luft von Manchester zur Untersuchung. 2495 Liter (37 1/3 Cub. Fuß) dieser Luft, der durch Waschen mit destillirtem Wasser sorgfältig ihre Einschlüsse entzogen wurden, lieferten, nach der am Ende in einer bestimmten Menge dieses Wassers enthaltenen Anzahl von Sporen geschätzt, die beträchtliche Zahl von 37 1/2 Millionen von der Größe von 1/10000—1/50000 Zoll. Daneben fanden sich vegetabilische Gewebe der verschiedensten Art und Form, ein großer Theil verbrannt und geschwärzt, zahlreiche Baumwollfäden, Stärkkörner, Blüthenstaub, Wollfasern, Haare. Unter den Sporen waren am zahlreichsten Pilzsporen. Nachdem das Fläschchen 36 Stunden bei 15 Gr. im Zimmer gestanden hatte, war die Menge der Pilze vermehrt, die kleinen Fäden, die im Wasser schwammen, waren in eine zusammenhängende verfilzte Masse verwandelt. Am 3ten und 4ten Tag bewegten sich eine Anzahl gewimperter Schwärmsporen zwischen den Sporidien; — es erschienen kleine Thiere in beträchtlicher Zahl, darunter Monaden am zahlreichsten, auch einige verhältnißmäßig große Formen von **Paramecium aurelia** in Gesellschaft mit einigen sehr lebhaften Rotiferen. Aber nach wenigen Tagen nahm das thierische Leben ab, und nach 12 Tagen konnte kein Thierchen mehr entdeckt werden.

Von ähnlichem Interesse sind die Untersuchungen von Balestra**) über das Wasser der pontininischen Sümpfe und der von Maccareba und Ostia bei Rom. Er fand darin nach dem Grade der Zersetzung solchen Sumpfwassers eine entsprechende Zahl kleiner Pflänzchen, den Algen angehörig, von der Gestalt, die ein wenig an die des Cactus peruvianus erinnert. Diese mikroscopisch kleine Alge ist immer mit einer beträchtlichen Menge kleiner Sporen, von 1/1000 Millim. Durchmesser, ebenso von Sporangien oder Bläschen, welche diese Sporen enthalten, von 2/100—3/100 Millimeter Durchmesser vermischt. Sie schwimmt an der Oberfläche des Wassers, irisirt, wenn sie jung ist und erzeugt den Schein von Oelflecken. Bei niederer Temperatur, ebenso im Wasser, das keine Pflanzen enthält, entwickeln sich diese Algen und die sie begleitenden Sporen nur sehr langsam. Dagegen entfalten sie sich in Berührung mit der Luft und in

---

*) Naturf. II. 74.

**) A. a. O. III. 324

Gegenwart von sich zersetzenden Pflanzen den Sonnenstrahlen ausgesetzt, sehr schnell, indem sie kleine Gasblasen entwickelt. Dieser Prozeß kann aber sogleich unterbrochen, ja, die Pflanze rasch getödtet werden, wenn man dem Wasser einige Tropfen arsenige Säure, schwefligsaures Natron oder am wirksamsten schwefelsaures Chinin zusetzt.

Balestra war nun auf zwei Arten bemüht, sich von der Verbreitung dieser Sporen und Sporangien in der Luft Gewißheit zu verschaffen. Es gelang ihm, als er solche Sumpfluft durch Eis zur Condensation ihrer Wasserdämpfe zwang, als auch, indem er kleine Quantitäten destillirtes Wasser durch solche nach Sonnenuntergang gesammelte Luft streichen ließ. Jedesmal zeigten sich die Sporen in solcher Luft, wenn sie zu einer der Bildung der Alge günstigen Zeit genommen war, in beträchtlichen Mengen. Bei der Untersuchung der Luft von Rom und Umgebung fanden sich dieselben Sporen in verschiedenen Verhältnissen je nach der Tages- und Jahreszeit, am zahlreichsten Ende August. Balestra glaubt in ihnen die Trägerinnen des Sumpffiebers gefunden zu haben.

So wären neue Thatsachen und Erfahrungen über die Entwicklung von mikroscopischen Organismen und die Verbreitung ihrer Keime gewonnen.

Gesetzt aber auch, es entständen die in den ersten Fällen besprochenen Organismen wirklich ohne zu Grunde liegende organisirte Keime, so ist damit noch immer nicht die Urzeugung im weitesten Sinne festgestellt, so lange nämlich die Entwicklung jener Organismen an bereits vorhandene organische Substanzen gebunden ist. Wenn die Monaden aus kleinen, einer schleimigen Masse eingebetteten Körperchen von 1/3000 bis 1/2000 Linie hervorgehen, wenn nach den Beobachtungen von Bechamp Bacterien in dem Marke verschiedener Pflanzen durch gewisse Molecular-Körnungen (Mikrozymen) bedingt sind, welche als Keime der Bacterien in den Pflanzen selber enthalten sind, und wenn diese bisher unbeachtet gebliebenen Körnungen überall in Gährungen, in Pflanzen und in Thieren thätig gefunden werden, wenn der sogenannte Protococcus, die niedrigste Form des pflanzlichen Lebens, den man so gerne als Kind von Luft, Wasser, Licht und Wärme hinstellte, sich wieder bei genauerer Untersuchung als aus sehr kleinen Körnchen hervorgehend erwies; so ist die Frage über Entstehung der kleinsten Organismen noch nicht einmal zu Gunsten der Heterogenisten, am wenigsten aber zu Gunsten einer Urzeugung aus anorganischen Stoffen entschieden.*) (Schluß folgt.)

*) C. S. Cornelius über die Entstehung der Welt. 1870. S. 143.

Der Schatz auf der Choralpe.*)

(Kärntnerische Gebirgssage von Rudolf Waizer.)

Es war am St. Veitstage! —

In der Schafhütte am Gehänge der Choralpe ging es am Abende lustig her, denn am Tage war ja das Vieh wieder auf die Alpe getrieben worden, daher man auch diesen Tag wie alljährlich recht festlich beging.

Während der Tageszeit unterhielten sich die „Halter und Schwoagerinen" mit Gesang und Tanz, und als der Abend hereinbrach, setzten sich die älteren Bauern in die Schwoaghütte um den runden blank gescheuerten Tisch in die Ecke, und sahen dem bunten Treiben der Jugend, eine „Tschebra" (Pfeife) gemüthlich schmauchend, vergnüglich zu, indeß Einige der Gesellschaft, die weit nach Hause hatten, den Heimweg antraten und nur ein Rest auf der Alpe blieb, welcher gesonnen war, mit dem nächsten Morgen den Speikkogl zu besuchen. —

So treffen wir noch den alten Holzmannbauer von der Rieding, den Kölbl von Glain, den Offenbauer und noch einige Bergveteranen, vor ihnen einen Krug alten Holzäpfelmost und ein tüchtiges Stück „Braunnudel". —

Auch ein blühender Junge sitzt unter den greisen Häuptern, blonde Locken umriegeln sein Antlitz, ein treues Blau lacht aus den Augen, und die frische Röthe des Alpensohns glüht auf den Wangen —

Aufmerksam hört er dem Gespräch der vielerfahrenen alten Bauern zu und manche goldene Regel, die Landwirthschaft betreffend, schreibt er sich ins Gedächtniß mit unverlöschbaren Lettern. —

Verschiedenes, Altes und Neues, wird da aufs Tapet gebracht, und das Finale der Discussion bildet eine Sage, die der alte Holzmann seiner Tischgesellschaft zum Besten gibt. „Ja", begann er seine Erzählung, „wir da auf unserm Riedinger-Berge wären alle reiche Leute, wenn wir den Schatz finden könnten, der oben am „Stoanschober" unter dem „gebrahten Stoan" vergraben liegt."

„Es hat sein eigenes Bewandtniß mit der G'schicht, aber weil wir heute grad so gemüthlich beisammen sitzen, so will ich sie euch verzählen; mir hat sie einmal mein Großvater erzählt. Also passt's auf!! —

„Da unten im alten Gschloß war vor vielen hundert Jahren einmal ein Rittersherr, der von einem übergroßen Vermögen von sich reden machte.

*) Aus der „Warte am Inn".

Niemand wußte, von woher sein Reichthum gekommen, man raunte und munkelte sich gar manches ins Ohr, daß er in einem Pakt mit dem Schwarzen stehe, daß er eine Goldader entdeckt, oder daß er eine Wünschelruthe hätte; allein alles dieses waren nur Glaubensmeinungen, auf die Wahrheit konnte Keiner kommen.

Da — als der Schloßherr auf dem Todtenbette in großen Gewissensplagen lag, ließ er sich den Geistlichen holen, und dem entdeckte er das Geheimniß seines Reichthums. —

In der östlichen Ecke im Schloßhofe, sagte er zum Kaplan nach langem Zaudern, liegt ein paar Klafter tief unter der Erde eine eiserne Truhe voll Gold- und Silbergeschirre, diese hebt, wenn ich verstorben sein werde, verwerthet die Gegenstände, gebt vom Erlös den Armen, und lasset Messen für mein Seelenheil lesen, denn wißt, das Geld, womit ich diese Kleinoden erkaufte, ist ein Blutgeld gewesen, daß ich von meinen armen Unterthanen erpreßt habe. —

Noch ein größerer Schatz liegt auf dem Steinschober in einem runden Steine, aber der Schlüssel ist verloren gegangen, und der kann nur von einer Unschuld gefunden und behoben werden. —

Bei diesen Worten sank er aufs Lager zurück, und seit der Zeit geht sein Geist jammernd und klagend nächtlich am Steinschober umher und harrt der Erlösung Der Schatz im Schlosse wurde richtig behoben, Messen gelesen, die Armen betheilt, die Kirche renovirt und andere gute Werke gethan; — der Schatz auf dem Steinschober aber ist noch immer unbehoben, und der Geist des Ritters geht noch immer klagend und Erlösung suchend oben herum. —"

„So das ist die Geschichte! —

Ich muß euch sagen, ich selber war schon und viele Andere am Steinschober oben den Schlüssel suchen, aber leider! ich habe auch nichts gefunden, und anstatt ich einen Sack voll Geld heimgebracht hätte, hab' ich eine Bürde von Alpengraupen fürs Vieh nach Hause gebracht. —

Könnts auch einmal hinauf gehn, den goldenen Schlüssel suchen, der euch den Schatzkasten im „gedrahten Stoan" eröffnet!" Hiemit endete er seine Geschichte, die Zuhörer tranken den Rest in ihren Mostkrügen aus, und da es schon spät Nachts geworden, suchten alle die Ruhe im Heue auf. —

Hanns, so hieß der junge Blondkopf, wälzte sich schlaflos auf seinem Lager; im bunten Gewirre stand bald der Geist des Schloßherrn vor ihm, bald sah er sich im Besitze des mächtigen Schatzes schwelgend im höchsten

Genusse, bald irrte er den Goldschlüssel suchend auf der Alpe umher, — kurzum ewige Gebilde aus der Erzählung des Alten schwebten vor seinem Auge vorüber und bereiteten ihm eine schlaflose Nacht, während dem die Andern im duftigen Alpenheu süß schliefen und taktmäßig schnarchten, als ob sie bezahlt worden wären.

Als Aurora mit Rosenfingern den Vorhang der Nacht zu heben anfing und im Osten der junge Tag zu dämmern begann, entstand ein neues Leben in der Hütte, die Schläfer erwachten, um nach der Speik zu wandern, nahmen einen Morgenimbiß ein und begaben sich auf den Weg, indeß Hanns das Vieh auf die Weide trieb und weithin die Heerdeglocken ertönten. —

Uebergeht man einen Zeitraum von fünf Jahren, so findet man seit dem Tage, an dem die Erzählung begonnen, merkliche Veränderungen.

Der alte Holzmannbauer liegt unter einem Rasenbette im Riedingerfriedhofe, Hanns ist ein strammer Jüngling geworden, der erste Flaum des Bartes entsproßt Kinn und Lippe, heißes Blut durchrollt die Adern und kraftvoll und markig steht er da, der Sohn der Alpe, wie der Felsen oben an der Bergeskante.

Hanns ist quasi Mayer in der Sennhütte und führt die Aufsicht über die jüngeren Halterbuaben und über das ihm anvertraute Vieh.

Mit seiner Leibesbeschaffenheit ist freilich eine merkliche Veränderung vorgegangen, aber die Gesinnung, — der Gedanke an den Schatz am Steinschober zirkulirt noch immer in seinem Kopfe herum, und die Forschsucht nach dem goldenen Schlüssel hat sich seither nur vergrößert.

An einem heißen Julitage ist er ebenfalls auf der Alpe, die Heerden weiden, einiges Vieh liegt matt und erschöpft vor Hitze an den Abhängen, die Quellen geben nur tropfenweise Wasser, die Blumen sind versengt und verdorrt, alles sehnt sich nach Ruhe im kühlen Schatten, — nur er erklettert Felsen auf Felsen, durchsucht jede Steinkluft, da — plötzlich gelangt er an eine Stelle der Alpe, — dichtes niedriges Gestrüpp, wie es nur auf der Alpe vorkömmt, wuchert hier in reichlicher Menge, sein Auge erblickt einen Gegenstand, dessen seltene Formation ganz einem Schlüssel gleicht, er hebt ihn auf, es ist ein Stück faules Holz, schon will ers wieder bei Seite werfen, aber da ist's ihm, als ob eine unsichtbare Macht ihm zuriefe: behalte es, das ist der Schlüssel! —

Mechanisch greift er nach seinem Taschenmesser und fängt am Holzstücke zu schnitzeln, endlich fängt er's zu spalten an, da aber plötzlich entsteht ein Gekrach und Gedröhne, als ob die Erde untergehen

würde, finstere Wolken ziehen am Horizonte auf, die sich mit Wucht in großen Regentropfen entleeren.

Staunend über diese plötzliche Natur-Umstaltung flieht er mit dem Stück Holz nach der Schwoaghütte und langt ermattet in derselben an.

Das Vieh hatte auch den Schirm der Stätte aufgesucht, und ein alter Hirte ist soeben beschäftigt, das Wetter zu „bannen", indem er einen alten Spruch der Gegend zuruft, von wo dasselbe gekommen.

Doch umsonst, das Wetter nimmt kein Ende, und in Strömen fließt der Regen nieder die ganze Nacht hindurch, als ob alle Schleußen des Himmels geöffnet wären.

Mehr und mehr Staunen befällt Hanns, der Schlaf flieht sein Lager, und mit dem dämmernden Morgen ist er schon auf den Beinen.

Sein erster Gedanke ist an das verhängnißvolle Holzstück, das er auch aus der Rocktasche zieht. Ei was, denkt er sich, zerschnitten ist's einmal, ich spalte es gänzlich! Gedacht, gethan, er zieht das Messer heraus, — spaltet das Holz und unter einem fürchterlichen Donnerschlage fällt aus der Spaltung ein — kleiner goldener Schlüssel zu Boden.

Kaum traut er seinen Augen, ein Freudenschrei entringt sich seiner Brust, und triumphirend ruft er laut aufjauchzend: — Gefunden! — Gefunden! —

Den ganzen Tag über irrt er wie vom Wahne befallen umher, spät nach Mittag, gegen Abend erst, begibt er sich nach dem Stoanschober. —

Furchtsam und zagend, als ging er in ein Fee'nschloß, naht er demselben, und wie auf Nadeln steigt er zwischen dem Felsgestein herum. Mit einemmale steht er vor dem grauen allbekannten, räthselhaften „gedrahtem Stoan", welcher ihm aber heute nicht wie ein anderer Stein, sondern in der Form einer Truhe erscheint, deren Schlüsselöffnung ihm entgegen sieht.

Mit pochendem Herzen kniet Hanns zum Steine, zieht, nachdem er zuvor drei Kreuze geschlagen, den Schlüssel aus der Tasche, steckt ihn ins steinerne Schlüsselloch, und noch hat er nicht umgedreht, als unter einem fürchterlichen Getöse der steinerne Deckel aufspringt und die Truhe in ihrer Höhlung eine kleine Schatulle von Ebenholz, mit Gold und Elfenbein eingelegt, zeigt, welche er herausnimmt und unter dem Rocke verbirgt.

Indeß fällt der Deckel des Steines wieder zu, Hanns nimmt den Schlüssel und macht sich auf den Weg zu seiner Hütte. —

Als er aus den Felsgruppen des Steinschobers trat, wars ihm, als ob eine Geisterstimme in wehmüthigen Tönen ihm zuriefe:

„Hält'st du dich treu nach Wort und Schrift,
Wein' ich nicht mehr im Steingeklüft'!"

Kaum der Worte achtend eilte er vorwärts und aufgeregt vor Angst und Freude gelangt er in seine Hütte.

Obgleich mittlerweile Nacht geworden und alles in der Hütte schon im tiefen Schlafe lag, zündet Hauns ein „Spannlicht" an, besieht das Kästchen von oben und unten, vorne und hinten, und eröffnet es ebenfalls mit seinem goldenen Schlüssel.

In demselben lag obenan eine Pergamentrolle und unter derselben funkelten Gold und Edelgesteine im magischen Glanz, daß ihm schier die Augen blendeten.

Starr und fast betäubt von der Fülle des Goldes, steht er regungslos vor dem Schatze, er besieht und befühlt alles und überzeugt sich, daß es kein Traum ist; da denkt er an die Erzählung des Holzmannbauers, der schon längst modert, eine Thräne glänzt in seinem Auge, eine Freudenthräne, geweint von einem plötzlich Glücklichen!! —

Die Nacht war vorgerückt, das „Spannlicht" brannte zu Ende, und bleiern fiel der Schlaf auf Hannsens Augenlider. —

Sorgfältig verschließt er die Schatulle, legt die Pergamentrolle bei Seite, denn mit dem kommenden Morgen war er gesonnen den Inhalt derselben zu entziffern. — Nach Allen diesem ging er selbst müde zu Bette. —

Die Nacht verging, der Morgen kam und das Vieh graste schon eine geraume Weile an den saftigen Triften der Alpe. —

Heilige Ruhe, Andachtsstille war ringsum auf der Alpe, im Thale unten klangen die Aveglocken und leichte Winde trugen auf ihren Schwingen den metallenen Morgengruß im harmonischen Einklang nach der Alpenhöhe. —

Die Hirten hatten das Haupt entblößt und sendeten Dankgebete dem Schöpfer dort oben zu, der sie die Nacht über geschützt. —

Rauchwölkchen, blau und grau stiegen vom Schornstein der Sennerhütte und beurkundeten, daß die Schwoagerin in derselben geschäftig sei, den Morgenimbiß den Hirten zu bereiten.

Süße Düfte hauchten die herrlichen Alpenblumen aus ihren erschlossenen Blüthenkronen und hoch in den Lüften schmetterte die Schwalbe ihren Morgengruß. Ringsum ist's so erhebend, so andachtsstimmend!! —

Hanns, der die Nacht über wenig geschlafen, ist auch schon auf den Beinen, abseits von seinen Heerden sitzt er auf einem Steinblocke, vor sich hat er die ominöse Pergamentrolle, in die er mit aufmerksamem Blicke hineinstarrt. —

Hat er doch als Bube die Schule zu Wolfsberg besucht und lesen und schreiben gelernt, dieß kommt ihm jetzt vortrefflich zu statten. —

Laßt doch sehen, welchen Inhalt die Rolle birgt! —

Obenan ist unter Schnörkeln und Zierrathen mit bunten Farben ein Wappen gemalt, unter selbem steht ein Titel mit großen lateinischen Lettern hingeklekst und zur Mitte der Fläche ist Folgendes zu lesen:

„Derjenige, so dieses Kästchen findet, genieße des Glückes, so weit er desselben bedürftig, dieweil ihm mehr von größten Schaden sein kunnt, item gebe er das Andere den Armen, der Kirche und es wird seiner und meiner armen Seel' großes Heil bringen."

Zu unterst ist die Unterschrift und an der Rolle eine Kapsel mit dem Siegel, ein Wappen darstellend, angehängt. Nach Durchlesung dieses, erklärt er sich mit Staunen die Worte des Sprüchleins, welches ihm wieder einfällt:

„Hält'st du dich treu nach Wort und Schrift,
Wein' ich nicht mehr im Felsgeklüft'" —

Mit einem stillen Schwur bekräftigt er daß er nur das vom Schatze sein nennen werde, um ein glückliches Leben führen zu können, und geht, dem Schöpfer für das ihm bescheerte Glück dankend, nach Hause. —

Später erbaute er am Riedingerberge ein niedliches Häuschen, nahm sich ein junges Mädchen zum Weibe und genoß des ungetrübtesten Glückes in seinem Familienkreise. Seither war das Gejammer des irrenden Geistes des Schloßherrn am Steinschober verstummt, er hatte die Ruhe gefunden. —

Die Pergamentrolle aber hielt Hanns hoch in Ehren und hielt sich treu nach deren Wortlaute.

Er war der größte Wohlthäter der Armen, der eifrigste Förderer alles Guten, und ferne von ihm war Verschwendung und Geiz.

Als er starb, schrieb man ihm folgendes Verslein auf den Grabstein:

„Der so gelebt wie dieser hat,
Empfänget Gottes größte Gnad'! —
Ruhe seiner Asche!"

Briefe aus Catania in Sicilien.

23. November 1870.

I.

Nach langen Irrfahrten sind wir gestern Vormittag hier angelangt und im grande Albergo abgestiegen, wo wir unseren dauernden Aufenthalt zu nehmen gedenken. Dieser Gasthof ist von einem deutschen Schweizer geleitet und hat theilweise deutsche Bedienung, was wohl thut; er ist groß, rein und gesund gelegen, die Kost ist trefflich; deutsche Zeitungen liegen auf. Bäder, Fahrgelegenheiten und Führer sind zu jeder Stunde zu haben; die Reisenden sind meist der großen deutschen Nation angehörig. Ich zweifle nicht, daß in einigen Jahren Catania viele kränkelnde Nordländer an sich ziehen wird, sobald nur einmal die Trefflichkeit der Unterkunft allgemein bekannt sein wird. Die Temperatur ist hier noch jetzt prachtvoll, man hat um die Mittagsstunde im Sonnenscheine über 20°, im Schatten zwischen 15 und 16° + R.

In den Gärten blüht und grünt alles weit üppiger als bei uns zur Sommerzeit; nur die Feigen- und Robinienbäume sind entlaubt. Dattel- und Fächerpalmen, Pinien, Magnolien, Camelien, Cacteen, Agaven, Aloën und zahllose lederblättrige Sträucher prangen im schönsten Grün aller Schattirungen, von Pomeranzen- und Limonienbäumen nicht zu reden, welche eben ihre zahllosen Goldfrüchte im dunkelsten Laube tragen.

Selbst während der Monate Jänner und Februar sinkt die Temperatur nicht unter 11° in den Zimmern, welche, da sie mit Teppichen bedeckt sind, den Aufenthalt auch ohne Feuerung bei guter Bekleidung behaglich erscheinen lassen. Indeß gibt es im grande Albergo (nicht zu verwechseln mit dem italienischen Albergo grande centrale) auch Kamine für sehr empfindliche Menschen.

Der heutige Besuch der zwei öffentlichen Gärten war lohnend; der eine liegt am Seestrande und ist von einem Bache durchflossen, in welchen das üppigste Strauchwerk in reichster Blüte hineinhängt; das blaue Meer daneben ist entzückend; der andere Garten liegt auf einem Hügel und beherrscht die Landschaft und die Stadt. Der Etna war leider wolkenbedeckt und nur am Fuße sichtbar, aber auch ohne ihn ist die Aussicht auf die wieder einen großen Garten vorstellende Umgebung bezauberrd schön. Wer Egypten in seinen Kunstgärten kennt, glaubt sich dorthin versetzt, wenn er in jener „Villa Bellini“ herumwandelt. Sonst

erinnert ihn wohl auch das Geschrei und die Zerlumptheit der unteren Volksklasse an das arabische Wesen.

Catania kann als im Umbau begriffen bezeichnet werden. Man legt derzeit die hügeligen, auf der Lava von 1669 angelegten Straßen in die gleiche Ebene. Derzeit arbeitet man sich durch ganze Straßen längs schmaler, an den Häuserreihen belassener Pfade durch und schaut daneben in die eröffnete manchmal anderthalb Klafter messende Tiefe, aus der man die Lavablöcke lossprengt, dort Kanäle baut und Gasröhren legt, an einem dritten Orte bereits mit behauenen Lavawürfeln pflastert. Ist die neue Straße fertig, so geht es an die Häuser. Man meißelt die Lavagrundlage bis an die Vorderseite der Häuser weg, nun steht das Haus auf einer Lavamauer, Thor und Gewölbthüren in der Luft. Ist die Lavaschichte, welche zur Nivellirung der Straße weggenommen wurde, nicht mächtig, so werden Thor und Thüren einfach nach abwärts zum neuen Niveau verlängert und innerhalb der Häuser, den freien Räumen entsprechend, sprengt man wieder die Lava bis zur gehörigen Tiefe aus, so daß die Gemächer ebener Erde nunmehr an Höhe gewonnen haben. War aber die entfernte Straßenlava sehr mächtig, dann wird das frühere Erdgeschoß zum Mezzanin und ein neues Erdgeschoß wird dem Lavagrunde des Hauses abgewonnen. Viele früher dreistöckige Häuser sind dadurch zu vierstöckigen geworden. Diese kostspielige Arbeit in allen ihren Stadien zu beobachten, ist vom höchsten Interesse.

Das Baumateriale der Stadt ist vorzüglich, ein sägbarer Kalktuff, der an der Luft erhärtet. Die Vorderseiten der Häuser werden meist in dem feinkörnigen tertiären Syracusanerkalke verziert, welcher marmorähnlich polirt wird. Die Baukunst aber hat nichts klassisches aufzuweisen. Das Barocke herrscht vor, nur die neuesten Häuser zeigen edle Einfachheit der Formen. So hätte ich Dir beschrieben, was man in zwei Tagen erfassen kann. Ich rechne auf einen angenehmen und heilbringenden Aufenthalt hier und werde, wenn der Erfolg so ist, wie ich hoffe, nicht ermangeln, nach Möglichkeit die Vorzüge Catania's bei uns bekannt zu machen.

Die Neuaufstellung des kärnt. Fürstensteines.

Es ist traditionell bekannt, daß der bis ins Jahr 1862 auf der Karnburger-Anhöhe nächst der Pfarrkirche an einem Feldwege gestandene

Fürstenstein (auch „Kaiser- oder Herzogs-Tisch" genannt) schon seit Jahrhunderten in Privatbesitz sich befand, daß der ursprüngliche historische Standort desselben ein — jetzt nicht mehr genau zu bezeichnender — Acker im Blachfelde östlich von der Karnburger-Höhe gewesen war, von welchem er vor fast einem Säculum entfernt und an die obbenannte Stelle unferne der Kirche Karnburg übertragen ward. Im Frühlinge 1862 wurde der vaterländische Geschicht-Verein von Alterthumsfreunden aufmerksam gemacht, daß der Fürstenstein bereits in einem den gänzlichen Zerfall drohenden Zustande sich befinde. Selbstverständlich nahm die Vereinsdirektion mit allem Eifer der Rettung und Erhaltung des altehrwürdigen, für Kärntens Geschichte so hochwichtigen Denkmales, — wohl des ältesten Verfassungs-Zeugen, den Europa aufzuweisen hat, sich an und erwirkte mit dem höchst anerkennenswerthen, energischen Beistande des damaligen Ortspfarrers zu Karnburg, Herrn Simon Werdnigg, von dem Eigenthümer des Steines, Jakob Urabl an der Jacklhube zu Karnburg, dessen Ueberlassung an den Geschicht-Verein, wofür dieser ein steinernes Grabmal für die Familie des bisherigen Besitzers, herstellen zu lassen sich verpflichtete.

Der Fürstenstein, welcher damals bereits in zwei Hälften gespalten war und, wie man sich überzeugte und wie auch von Sachverständigen bestätigt wurde, binnen kurzer Frist in Trümmer zerfallen und vielleicht in die Schottergrube gestürzt wäre, an deren Rande er gestanden hatte, wurde nun mit aller Sorgfalt nach Klagenfurt überführt, daselbst von kundiger Hand restaurirt und, mit Bewilligung der hohen Landes-Vertretung, mit einem eisernen Gitter umfangen, unter den Arkaden des Landhauses — also an einer vollkommen geschützten, allethalben zugänglichen Stelle provisorisch — wie dieß von Seite der Vereins-Vorstände wiederholt mündlich und in öffentlichen Blättern betont wurde — bis zur Ermittlung eines entsprechenden Standpunktes — aufgestellt. —

Einen solchen nimmt der Fürstenstein seit zwei Monaten nun in der That ein und, nachdem die Auffindung des einstigen historischen Standortes nicht mehr möglich ist, gewiß den würdigsten, der selbem gegeben werden konnte. Ueber Antrag des Geschichtsvereins-Ausschusses und über unterstützende Bevorwortung des hochlöblichen Landes-Ausschusses hat der hohe kärntnerische Landtag in der Session des Jahres 1869 bewilliget, daß das bisher im großen Wappensaale des Landhauses in Klagenfurt situirte Ehrenmahl Kaisers Franz II. in die kleine landschaft-

liche Wappenstube übertragen und dagegen an dessen Stelle im großen Saale der kärntnerische Fürstenstein gebracht werde und daß die Kosten dieser Neuaufstellungen aus dem Landesfonde bestritten werden.

Auf einem dreistufigen Unterbaue aus grauem polirten Kärntner-Marmor, welcher nach der Angabe des (vom Geschicht-Vereine dießfalls ersuchten) Architekten, Herrn Heinrich Ferstl in Wien, vom hiesigen Steinmetzmeister Vogler angefertigt wurde, steht nun das ehrwürdige tausendjährige Verfassungs-Denkmal Kärntens unter dem Frescogemälde des vaterländischen Meisters Fromüller, welches die originelle geschichtliche Einsetzung des Herzogs auf eben diesem Steine darstellt, ein hehrer Schmuck des Hauses, der Landeshauptstadt und des Landes, zu dessen werthvollsten und wichtigsten historischen Monumenten dasselbe immerdar zählen wird.

G.

Beiträge zur Käferfauna Kärntens,

von Oskar von Kirchsberg, k. k. Finanz-Conzipisten in Wien.

In der kurzen Spanne Zeit, welche uns Staatsdienern zur Erholung von den Anstrengungen am Aktentische geboten wird, lenkte ich diesmal meinen entomologischen Wanderstab nach Kärnten, speziell in die Karawanken, bestieg die Obir, besuchte die Gruppe der Strachalpe, Erjautza und sveta peč, dann die Vertazha und Matschacher-Alpe und beendete meine achttägige Tour durch das Bärenthal in Windisch-Feistritz. Der enorme diesjährige Schneefall, die mehr denn reichen Schneelager auf den besten Fangplätzen, die Kürze der mir zur Verfügung gestandenen Zeit, schließlich Jupiter Pluvius, welcher mich zuletzt zur Flucht zwang, vereitelten manchen Fang.

Nichtsdestoweniger hatte ich das Glück, mehrere Arten aufzufinden, welche in den Jahrbüchern des naturhistorischen Landes-Museums von Kärnten nicht enthalten sind.

Ich bin nicht Willens, die gesammte Ausbeute aufzuzählen, und beschränke mich, die wenigen in obigen Jahrbüchern nicht enthaltenen Arten namentlich anzuführen, wie folgt:

Amara spectabilis Schaum. Sehr häufig auf der Obir, namentlich um die oberste Knappenhütte.

Auffällig ist es mir, daß diese in so großer Anzahl vorkommende

Art unter den Käfern Kärntens nicht verzeichnet erscheint. Fast möchte ich glauben, daß selbe mit der Amara nobilis Duft. verwechselt wird.

Analytisch unterscheiden sich beide Arten leicht, u. z.: Abgekürzte Punktreihe zwischen der Naht und dem ersten Punktstreifen; Flügeldecken zwei und ein halbmalso lang als das Halsschild, an den Schultern merklich breiter als die Basis des Halsschildes: — Amara spectabilis Schaum.

Abgekürzte Punktreihe zwischen dem ersten und zweiten Punktstreifen, Flügeldecken nur doppelt so lang als das Halsschild und kaum breiter, als die Basis des letzteren: — Amara nobilis Duft.

Letzner hat seine Amara nobilis nicht nach der auch in Schlesien vorkommenden Amara nobilis Duft. sondern nach der krainerischen echten Amara spectabilis Schaum. beschrieben, welche er irrig für Amara nobilis hielt. (Bresl. Zeitschr. für Ent. 1852. 245. 2.)

Philonthus succicola Thoms. In allen drei Alpengruppen.

Athous circumscriptus Cand. (A. circumductus Redenb.) Im Wildensteiner-Graben, Boden- und Bärenthal.

Helodes Hausmanni Gredl. und

„ nigrinus Kiesw. Je ein Stück von Beiden von Lärchenbäumen auf der Strachalpe.

Malthodes Boicus Kiesw.; Erjautza,

Otiorhynchus auricomus Germ.; Strachalpe,

„ clathratus Germ.; Matschacheralpe,

„ chalceus Stierlin; Obir und Vertazha,

„ obsitus Gyllh. St.; Wildensteinergraben,

„ scabrippenis Gyllh. St.; „

Zur Vervollständigung der Kenntniß der Fundplätze sei hier das häufige Vorkommen der Nebria Escheri Heer, Nebria brunnea Duft. und des Aphodius discus Schmidt. um die oberste Knappenhütte der Obir erwähnt.

Bevor ich diese Zeilen schließe, fühle ich mich verpflichtet, Herrn Johann Schaschl, Gewehrfabrikanten in Ferlach, für dessen angenehme und lehrreiche Begleitung, insbesondere für die Bereitwilligkeit meinen Dank auszusprechen, mit welcher derselbe mich auf die ergiebigsten Fundplätze aufmerksam gemacht; auch finde ich mich veranlaßt, fremden Entomologen den orts- und käferkundigen Führer, Josef Sibitz in Kirschentheuer Nr. 3, anzuempfehlen.

Geschrieben im November 1870.

Meteorologisches.

Witterung in Kärnten 1870.

Nach dem so ungemein strengen, langen, schneereichen Winter, der seine Herrschaft bis in den April ausdehnte, wie wir in Nr. 7 v. J. berichteten, folgte ein kalter trockener April und ein warmer Mai mit spärlichem Niederschlag; jener war in Klagenfurt um 1·7 Gr. zu kalt, dieser um 1·4 Gr. zu warm, beiden fehlten 2 Zoll hoch Niederschlag vom normalen Durchschnitt, somit ist der Frühling (März bis Mai) als kalt und trocken zu bezeichnen.

Der Juni hatte wieder um 0·7 Gr. zu wenig Wärme, aber um 2½ Zoll Regen zu viel; noch mehr Regen fiel im Juni nur in 8 der letzten 58 Jahre (1864, 1850, 1847 . . . .) am 25. fiel bei Gewitter und Sturm in Klagenfurt 1·8', in Sachsenburg 2·2", in Berg 2·1" Hagel und Regen, Regengüsse, wie sonst im Juni selten vorkommen.

Dem Juli hingegen kann man nicht arge Ausschreitungen von der Norm vorwerfen; er war fast um 1 Gr. zu warm, doch sind seit 1813 17 noch wärmere verzeichnet; die Wärme stieg überall auf 24 Gr., in Klagenfurt und Sachsenburg auf 27 Gr., selbst am Hochobir auf 16 Gr., auf dem Luschariberg auf 17 Gr. Dabei waren wenig und keine starken Gewitter.

Aber nur in den ersten Tagen des August dauerte die Wärme an; vom 6ten an blieb sie, und zwar im ganzen Monatmittel, um 1·5 Gr. unter der normalen, dabei war Regenwetter mit wenig Unterbrechungen; die Regenmenge betrug in Klagenfurt 5·6 Zoll, in Tiffen 7·0, in Kornat (Lessachthal) 8·1, in Raibl 9·0 Zoll, in Pontafel 9·6; kälter war der August nur noch 1845, 1844, 1833, 1828 u. 1813, also in 5 von 58 Jahren. — Fassen wir die 3 Monate Juni bis August als Sommer zusammen, so war auch dieser ungewöhnlich kalt und dabei regenreich.

Auch im September dauerte der kalte Witterungscharakter fort, aber die Niederschläge pausirten mehr, denn in Klagenfurt war die Mittelwärme (9·52) um 1·3 Gr., die Regenmenge (1·6") um 1·5" unter der normalen; er war einer der kältesten September seit 1813, nur in den Jahren 1851, 1847, 1820 war er noch etwas kälter, im Jahre 1854 fast so kalt. Die Wärme stieg in Klagenfurt nur auf 18·8 Gr., nur 1851 und 1859 war sie wie heuer nicht auf 20 Gr. gestiegen, nur in Villach und Perau erreichte sie diesen Grad.

Im Oktober blieb die Wärme gar um 2·3 Gr. unter der normalen, dagegen regnete und schneite es um 3·1 Zoll mehr als recht war. Nur im vergangenen Jahre 1869 und im Jahre 1842 war er noch kälter als heuer, 5·0 Gr., und wieder nur 1869 und 1850, 1843, 1852 und 1837 fiel mehr Regen als heuer (6·4 Zoll); am 20. und 21. fielen allein 3·3", eine Regenmenge wie selten vorkommt. Wie 1869 fiel wieder im Oktober Schnee, der eine in zwei Tagen im Regen verschwindende Schneelage von 2 Zoll, in Saifnitz und Raibl von 10 Zoll machte; am 24. und 25. erschien überall ein prachtvoll intensives Nordlicht, wie es in unseren Breiten sehr selten zu sehen sein dürfte.

Der November hingegen war warm, seine Mittelwärme von 2·6 Gr. in Klagenfurt ist 1¾ Gr. höher als die normale, dabei fielen 6·0" Regen, 3·3" mehr als Regel ist, so daß nur im Jahre 1851 (10·9), dem Jahre der großen Ueberschwem-

mungen, und 1826, das gleichfalls durch solche in trauriger Erinnerung, noch mehr Niederschlag verzeichnet ist; auch heuer waren alle Bäche und Flüsse über ihre Ufer getreten, und um Klagenfurt große Flächen überschwemmt, gleiches wird von fast allen anderen Stationen berichtet; es fielen in Sachsenburg 7·7, in Berg 8·8, in Kornat 9.3, in Saifnitz 11·4, in Pontafel 15·0, in Raibl gar 19·6 Zoll Wasser, überall Ueberschwemmung, doch ohne bedeutenden Schaden, da es nur allmälig niederfiel. Im Ganzen war auch der Herbst kalt und regenreich. Für das ganze Jahr (vom 1. December 1869 bis 30. November 1870 gerechnet) stellen sich als Mittelwärme 5·3 heraus, was um 0·7 Gr. zu klein und 44 Zoll Regen heraus, was um 8 Zoll zu viel ist, also ein sehr kaltes regenreiches Jahr!

Statistische Notizen und Marktberichte.

Der Bergwerksbetrieb im preußischen Staate lieferte für 1869 folgendes Ergebniß:

	Zentner:	Werth in Thalern:
Steinkohlen	480,690.512	44,533.386
Braunkohlen	119,551.211	5,458.645
Eisenerze	57,911.389	6,418.273
Zinkerze	8,052.327	2,652.752
Bleierze	1,937.606	5,102.128
Kupfererze	4,169.382	1,634.632
sonstige Fossilien	2,389.965	673.701
Zusammen		66,473.517

Die Zahl der beim Bergbau beschäftigten Arbeiter betrug 183.606, die Zahl der Familienglieder dieser Arbeiter 331.476, die Zahl der beim Bergbau verunglückten Arbeiter betrug 1 auf 422 Arbeiter.

An Steinsalz wurden gefördert 3,668.996 Ctr., an Siedesalz producirt 3,400.376 Zentner.

Die Einwanderung in die vereinigten Staaten von Nordamerika betrug in den letzten 51 Jahren nach dem letzten Berichte des Washingtoner statistischen Bureaus 7,441.619 Seelen, davon entfallen auf die Jahre 1866—1869 allein 1,329.404, also durchschnittlich 332.368, auf die ersten ¾ Jahre von 1870 aber 285.422. In den letzten 25 Jahren fällt die größte Zahl von Einwanderern mit 427.833 auf das Jahr 1854. Die kleinsten Zahlen erreichten 1861 mit 91.920 und 1862 mit 91.987.

Tabakverbrauch in den nicht ungarischen öst. Ländern. In den im Reichsrathe vertretenen Ländern Oesterreichs wurden in den drei ersten Quartalen des Jahres 1870 verkauft: 583,245.528 Stück inländische, 2,859.890 ausländische Cigarren; 2,478.359 Wienerpfund Schnupftabak; 21,674.517 Wr.-Pfd. und 138,692.153 Briefe (kleine Päckchen) Rauchtabak. Der Erlös aus dem Verkauf betrug: für inländische Cigarren 15,135.899 fl., für ausländische 350.630 fl., für Schnupftabak 2,831.918 fl., für Rauchtabak 15,052.797 fl.; zusammen somit 33,371.244 fl. Werden hinzugerechnet die aus dem Verkaufe von Tabak- und Cigarrenspecialitäten in

derselben Periode eingeflossenen 1,029.528, dann die durch den Absatz österreichischer Tabakfabrikate in den Zollvereinsstaaten und in der Schweiz erzielten 34.964 fl., so beträgt die Gesammt-Einnahme 34,435.736 fl., und verglichen mit der Gesammteinnahme in der gleichen Periode des Vorjahres eine Mehreinnahme von 1,911.217 fl. d. i. um 5·8%. Der Tabakverkauf hat in allen Rubriken mit Ausnahme in ausländischen Cigarren zugenommen, da von diesen um 64.156 Stück im Werthe von 12.165 fl. weniger als in derselben Periode des Jahres 1869 abgesetzt wurden. Kärnten hat in diesen 9 Monaten des Jahres 1870 verbraucht 8,226.600 Stück inländische und 14.800 St, ausländische Cigarren; 25.892 Wr.-Pfd. Schnupftabak 182.378 Wr.-Pfd. und 6,794.600 Briefe Rauchtabak, und dafür ausgegeben für inländische Cigarren 207.376 fl., für ausländische 1.996 fl. für Schnupftabak 28.515 fl. und für Rauchtabak 333.715 fl., zusammen 571.602 fl. Verglichen mit der gleichen Periode des Jahres 1869 ergibt sich eine Zunahme des Verkaufes um 28 264 fl. Der Verbrauch von inländischen Cigarren gegen 1869 hat um 446.800 Stück, von Schnupftabak um 1.487 Wr.-Pf., von Rauchtabak um 369.872 kleine Packete zugenommen, dagegen von ausländischen Cigarren um 2.400 St. und von Rauchtabak um 26.607 Pfund abgenommen.

Die Feldpost, welche während des deutsch-französischen Krieges eingerichtet worden ist, hat vom 15. Oktober bis 8. Dezember 1,100.000 Packete und Briefe aus der deutschen Heimat an die Armee befördert.

Buchdruckereien gibt es nach der Aufnahme von 1870 in Gesammtösterreich 204, vertheilt in 72 Städten.

Eisen- und Bleipreise
im Jänner.

Die Berichte über den Roheisenmarkt in Schottland (Glasgow) lauten von Beginn des Monates sehr günstig. Minder günstig aus Cleveland-District, wo der Absatz für fabrizirtes Eisen durch den Krieg beeinträchtigt wird. Die Hochöfen in Belgien sind im lebhaften Betrieb, weniger gut sind dort die Walzwerke mit belangreichen Bestellungen versehen. Die rheinländische Eisenindustrie leidet unter den enorm gestiegenen Kohlenpreisen. Die Cokespreise erreichten allmählig eine Höhe, daß sie allen Gewinn der Roheisenerzeugung verschlingen, und die mit 1. Oktober v. J. eingetretene Ermäßigung des Einfuhrzolles auf Roheisen, ein Steigen der Roheisenpreise unzulässig machte, würden einige Hüttenbesitzer bei längerer Fortdauer dieses Zustandes genöthigt, ihre Hochöfen auszublasen. Die Schienenwalzwerke haben trotz des Krieges vollauf zu thun, besonders werden Gußstahlschienen immer mehr gesucht. Schlesisches Roheisen bleibt immerfort noch ein gefragter Artikel sowohl für die Industrie in Preußen als für den Export nach Oesterreich. Die Preise zogen an in Folge der geringeren Zufuhren von schottischen und englischen Roheisens. Ebenso ist die Nachfrage nach Walzeisen in Oberschlesien lebhaft, weniger verlangt dagegen Schmideeisen. Die Eisenpreise stehen in der ersten Hälfte Jänners: zu Köln: der Zollzentner Holzkohlen- und Spiegeleisen fl. 2·40—2·88, Cokesroheisen aff. fl. 2·13, Cokes-Roheisen graues fl. 2·25, Schottisches Nr. 1 fl. 2·25—2·40, Stabeisen grobes fl. 5·50—7·68, Oberschlesien: Holzkohlenroheisen fl. 2·28—230, Cokesroheisen fl. 2·03—2·05

Walzeisen fl. 4·63, Schmideisen fl. 6. In Oesterreich behaupteten die Roheisen-Preise denselben Stand wie am Schluß des v. J. und dürften sich noch einige Zeit auf derselben Höhe erhalten, da schwedisches Roheisen, das seit einiger Zeit einen Theil des bömisch-mährischen Verbrauches deckte, seit Neujahr um 30 kr. im Preis aufgeschlagen hat. Die inländischen Walzwerke sind noch genügend beschäftigt. Blech und Draht erfreuen sich guter Nachfrage. Kärntner Holzkohlenroheisen kostet loco Eisenbahnstation der Hütte fl. 3·55, zum Curs von 122 auf Silber berechnet fl. 2·91.

Die Bleipreise erlitten auf den deutschen Plätzen eine Schwächung, da der Consum etwas zurückging. Sie stehen zu Köln raff. Weichblei fl. 9·50—9·75, Hartblei fl. 9·25; Clausthal fl. 9·50—9·63; Berlin: Tarnowitzer fl. 9·37, Freiberger fl. 9·25, spanisches fl. 10·25—10·50.

In Kärnten steht Bleiberger Blei auf fl. 14.28, zum Curs von 122 auf Silber berechnet fl. 11·90.

Getreidepreise vom Dezember 1870 und Anfang Jänner 1871.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt Dezember:	5.71	4.21	3.07	1.92	3.52	2.97
„ am 19. Jänner	5.72	4.22	3.19	1.95	3.75	3.00
Pest	5.67	3.45	2.36	2.46	—	2.17
Wiener-Neustadt	6.10	3.90	3.00	2.40	—	2.90
Wels	6.13	4.10	3.40	2.08	—	3.56

Klagenfurter Lebensmittel-Durchschnittspreise.

1 W.-Pf.	Rindschmalz	Butter	Speck geselcht	roh.	Schweinschmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	56	55	48	46	48	8

1 Pfund Rindfleisch 24—26 kr.; 1 Pfund Kalbfleisch 24—30 kr.

1 Klftr. Brennholz 12" lang, hartes fl. 5.50—6.20, weiches fl. 3.70—4.20—
1 „ „ 30" „ weiches fl. 5.30—6.20

1 W.-Zentner Heu, mindeste Qualität fl. 1.20, beste 1.87
1 „ Stroh, „ „ „ 1.40., „ 1.70.

Silberagio: Dezember 122.04, vom 1. bis 16. Jänner 121.66. — Jahres-durchschnitt: 121.89.

Inhalt.

Redaction: Leodegar Canaval und A. Ritter v. Gallenstein.

Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geschichtvereine und naturhistorischen Landesmuseum in Kärnten.

№ 2 Einundsechzigster Jahrgang. 1871

Ueber die Architektur kärntischer Bauernhäuser.

Von A. v. Rauschenfels.

Während Sitten und Gebräuche der verschiedenen Volksstämme allmälig sich ummodeln oder ganz verlöschen, die Volkstracht sich ändert, der Dialekt der Sprache seine Eigenheiten mehr oder minder abschleift, behält die Architektur des bäuerlichen Wohnhauses am längsten ihren ursprünglichen Charakter bei, wiewohl nicht geläugnet werden soll, daß auch sie dem Gesetze, welchem alles Bestehende unterworfen ist, sich gleichfalls nicht zu entziehen vermag. Die Häuserarchitektur, vorzüglich die des gewöhnlichen Bauernhauses, ist deshalb ein gewichtiges Moment, welches der Ethnologe und Ethnograf nicht unberücksichtiget lassen darf. Klima und Baumaterialien sowie die Nachbarschaft eines andern Stammes, modificiren die Architektur des Bauernhauses manchmal in Etwas, aber nicht immer; so ist die Häuserbauart in Tirol, im rauhen Norden wie im milden Etschlande, soweit deutsche Stämme das Land bewohnen, der Hauptsache nach dieselbe, nur daß in den Kalkalpen des Südens und Nordens mehr gemauerte Häuser vorkommen, als in den Centralalpen, wo Kalk als Baumateriale seltener, daher kostspieliger ist. Mit derselben Zähigkeit hält das wälsche Element an seiner Häuserbauart fest; nur die Roman'schen von Gröden, Enneberg und Buchenstein haben sich mehr der tirolischen oder vielmehr rhätischen Bauart anbequemt, die sich auch im baierischen Hochlande bis fast in die Gegend von München und in Salzburg erhalten hat. Merkwürdig ist die Abweichung im Baustyle in der Gegend, wo der alemanische Stamm sich ins Gebirge hinein erstreckt,

am auffallendsten im Bregenzerwalde in Vorarlberg. In Kärnten treten hauptsächlich drei Stylgattungen auf: der des Unterländes, welcher mit einigen Modifikationen auch in Oesterreich und Steiermark gebräuchlich ist und den wir deshalb den ostmärkischen nennen möchten, dann der rhätische im Lessach- und oberen Gailthale, im obersten Drauthale und im Möllthale von Heiligenblut bis Kolbnitz, endlich ein Mittelding zwischen diesen beiden in jener Zone des Landes, die im Norden vom salzburgischen Murthale und hernach von einer Linie begrenzt wird, die vom Ankogel über Gmünd, Millstatt, Treffen, Feldkirchen und von hier im Zickzack gegen Friesach läuft. Die Eigenthümlichkeiten des im ostmärkischen Styl erbauten bäuerlichen Wohnhauses in Kärnten bestehen im Wesentlichen in den geringen Dimensionen des Gebäudes der Länge, Breite und Höhe nach, so das der Lessachthaler, der in die unteren Gegenden kommt, sich nicht wenig verwundert, wie in einem so kleinen Hause eine Bauernfamilie ihren Unterschluf finden könne. Es enthält gewöhnlich einen Keller und ebenerdig ein Vorhaus, die Küche, ein Vorrathsgewölbe und zwei oder drei Zimmer, öfters sind auch Dachkammern vorhanden. Gebäude mit zwei Stockwerken kommen bei dem eigentlichen Bauernhause gar nicht vor, einstöckige Häuser sind nicht selten, jedoch in Oberkärnten häufiger als in Unterkärnten. Das Gebäude steht fast immer mit seiner Längenseite gegen die Straße und hat ein fünfundvierziggrädiges Satteldach aus Holz oder Stroh, dessen beide Giebel auf ein Drittheil der Höhe abgeschrägt sind. Die Wände sind gemauert oder aus Holz gezimmert, in welchem Falle die Fugen mit Lehm und Kalk verstrichen werden; der sogenannte Fachwerkbau, bei welchem das Gerippe aus Balken gezimmert und die Zwischenfelder ausgemauert werden, wird nur in seltenen Fällen angewendet. Das äußere Ansehen eines solchen Hauses ist nichts weniger als malerisch. Wenn gemauert, ist es gewöhnlich weiß getüncht, Gesimse oder Hohlkehlen werden als unnöthiger Luxus erachtet und versteigt man sich bei der ornamentalen Ausschmückung höchstens zu einer braunen oder gelblichen Umrahmung der Fenster und Thüren, die mittelst einer einfachen Komposition aus Kalkmilch und Kienruß oder Kalkmilch und Ockererde bewerkstelliget wird. Mitunter setzt der Bauer nicht ungerne ein oder zwei Windfähnchen aus Weißblech auf den First des Daches; wenn es zwei sind, kann man eine Wette darauf eingehen, daß eines von beiden sich umgelegt hat und stündlich mit dem Herabfallen droht. Die meisten Häuser sind mit Dachfenstern in Giebelform versehen, in Kärnten „Arker" geheißen, und oft befindet sich

vor der unverglasten Oeffnung des Arkers ein tafelförmiges Brett und darauf eine oder zwei hölzerne Truhen, aus denen viel üppiges Gebüsch von weißen und rothen Nelken überquillt, ein schier untrügliches Anzeichen, daß das Haus ein weibliches Wesen birgt, „dem Liebe nicht mehr fremd". Häufig ist die Wetterseite des Hauses, oder sonst irgend eine, mit sorgfältig geschlichteten Brennholzscheitern bis zur Giebelhöhe verkleidet und wenn sich Fenster in der Wand befinden, dann sind ihre Oeffnungen in der Holztriste ausgespart, so daß sie fast wie Schießscharten aussehen; das geschieht um das Holz trocken zu halten, und soll gut sein für das dahinter liegende Gemäuer, ja vielleicht gar den inneren Räumlichkeiten größeren Schutz vor der Unbill der Witterung gewähren. Rechts oder links oder gerade ober der Thür hängt ein hölzernes Täfelchen mit der Hausnummer und der Vulgarbenennung des Besitzthums, z. B. beim Rauter, beim Kramer u. s. w., mag sich der jeweilige Eigenthümer schreiben wie immer; eine gar löbliche Erfindung, die indeß nur derjenige vollständig zu würdigen weiß, der mit diesen „Rautern" und „Kramern" öfter zu thun hat.

Die Wirthschaftsgebäude schauen in der Regel viel ansehnlicher aus, als das Wohnhaus; da sie auf den ebenerdigen meist gemauerten Stallungen noch einen hölzernen Aufbau haben, der als Scheune dient, und sie überhaupt dem Umfang der Oekonomie des Besitzthumes angepaßt sein müssen; da wir es indeß zunächst nur mit der Häuserarchitektur zu thun haben, so übergehen wir die Details ihrer Construktion. Die ansehnlichsten Häuser dieser Art weisen die Dörfer des Lavantthales auf, die unansehnlichsten liegen in der Ebene östlich von Klagenfurt. Die Bemerkung des sonst als Ethnograph sehr scharf beobachtenden Noë, in slavischen Dörfern sei die Strohbedachung charakteristisch, während in deutschen Ortschaften nur mit Holz gedeckt werde, ist eine irrige. Die Bedachung richtet sich überall nur nach dem billigeren Materiale. In ebenen Gegenden, wo mehr Getreidebau, wird häufig mit Stroh, in neuerer Zeit wohl auch mit Ziegeln gedeckt; im Gebirge, wo das Stroh rar ist, deckt man mit Brettern oder Schindeln; das bleibt sich gleich, in slavischen wie in deutschen Dörfern und sind überhaupt eigentliche charakteristische Unterscheidungsmerkmale zwischen Häusern slavischer und deutscher Orte in Kärnten schwer anzugeben. In den Dörfern, die in der Nähe der italienischen Grenze und längs der Heeresstraße liegen, die nach Italien führt, sind hie und da Anklänge transalpinischer Bauart wahrzunehmen; besonders im Kanal- und Gailthale fallen einem mehr-

fach die gekuppelten Rundbogenfenster auf und sind in älteren Häusern Deckenkonstruktionen angewendet, sehr ähnlich jenen, wie sie im Venetianischen vorkommen. Im Ganzen ist die eben beschriebene Gattung von bäuerlichen Wohnhäusern, wie gesagt, von sehr nüchternem Schlag und kann sich insbesondere der Maler nur wenig mit ihnen befreunden. Ganz im Gegentheile präsentirt sich das Bauernhaus in jenen Theilen des Kärntner Oberlandes, wo sich der rhätische Baustyl erhalten hat; es ist nicht nur von eigenthümlich malerischem Ansehen, sondern wirklich ästhetisch schön, so daß der Architekt Leo v. Klenze die Idee und den Grundplan des etruskischen Tempels von ihm abzuleiten versucht hat.*) Die Dimensionen der Tiefe, Breite und Höhe stehen in einem bestimmten Verhältniß zu einander, das Giebeldach hat eine viel sanftere Neigung, als beim ostmärkischen Hause, und im Gegensatz zu diesem bildet, wo es nur immer angeht, die schmale Seite des Gebäudes dessen Hauptfronte. Es nimmt wenigstens viermal so viel Raum ein, als ein gewöhnliches ostmärkisches Bauernhaus. Das Erdgeschoß ist gemauert und darauf erhebt sich der hölzerne Aufbau, zwei Stockwerke hoch. Alle Lokalitäten sind sehr geräumig und für jeden häuslichen Zweck, fast möchte ich sagen, in doppelter Anzahl vorhanden. Jedes Stockwerk hat einen Söller, auf dessen Brüstung der Zimmermann sein ganzes ornamentales Talent verwendet, auch das Giebelfeld ziert ein Söller, dessen hauptsächlichster Zweck aber nur zu sein scheint, einen kleinen Blumengarten zu tragen, denn da blühen in grün und weiß angestrichenen Truhen, je nach der Jahreszeit, Tulpen und Pfingstrosen, rothe Nelken und blauer Feigel, Malven und Kapuzinerlein, ja in neuester Zeit hie und da sogar Astern und Georginen, in reichlicher Fülle. Das Dach springt nach allen Seiten weit vor und die Spitze des Giebels überragen zwei aus Brettern geschnittene Roßköpfe, dazwischen oder auch in der Mitte des Dachfirstes ragt ein schlankes Thürmchen empor, welches die Mittagsglocke trägt. Die Fenster, die aus Sanitätsgründen wohl etwas größer sein könnten, haben eine geschmackvolle, silberfarb, grün oder rothbraun angestrichene Umrahmung und eben solche Balken. Das Erdgeschoß ist von außen immer blendend weiß getüncht, die Ecken sind braun quadrirt und um die Fenster und Thüren laufen Einfassungsbänder entweder gradlinig oder rococoartig geschweift, ja manchmal sind förmliche Rahmen um die

*) Versuch einer Wiederherstellung des toskanischen Tempels. Von Leo v. Klenze. München. 1822.

Fenster und Hausthüren gemahlt, meistens in Braun und Gelb. Rechts ober der Eingangsthüre ist der hl. Florian al fresco ersichtlich, links der hl. Leonhard, ersterer als Schutzpatron gegen Feuersgefahr, letzterer als verläßlicher Nothhelfer bei Viehkrankheiten; im Lessachthale fehlt neben den zweien auch nie die heil. Mutter Gottes von Luggau. Das Innere der Häuser wird sehr reinlich gehalten, besonders machen die getäfelten Wohn- und Schlafstuben einen anheimelnden Eindruck. Die Wirthschaftsgebäude sind ebenfalls sehr geräumig und gleichen der Configuration nach den Wohnhäusern.

Die Wände der Scheuer, die sich oberhalb der Stallungen befindet, bestehen meistens nur aus Bretterverschalungen und die in denselben ausgeschnittenen Oeffnungen haben häufig die barocksten Formen; das Schnurrigste, was mir bisher aufstieß, waren Oeffnungen, deren Umrisse die ehmalige Gensdarmeriepickelhaube in angenehme Erinnerung brachten. Bei der Beschreibung des rhätischen Bauernhauses habe ich zunächst die stattlichen Häuser des Lessachthales im Auge gehabt. Jene des Möllthales, obersten Drau- und Gailthales, sind etwas minder imponirende Gebäulichkeiten, indeß tragen sie alle dasselbe malerische Gepräge zur Schau. Die im gemischten Styl erbauten Bauernhäuser bestehen aus dem Erdgeschoß und dem ersten Stockwerke, ersteres hie und da zum Theil gemauert, letzteres fast immer von Holz ohne alle architektonische Ausstattung, häufig sogar mit Verläugnung jeglicher Symmetrie, indem insbesondere die winzigen Fensterchen, die einen unerklärlichen Abscheu vor Licht und Luft verrathen, nur so ganz willkürlich, wie es dem Bauherrn gerade beifiel, durch die Wand gebohrt zu sein scheinen. Der Hauptbestandtheil des Hauses ist die Rauchstube, das ist eigentlich die Küche, welche hier wie in wälschen Landen zugleich das Empfangs-, Conversations- und Speisezimmer repräsentirt und tagsüber sämmtlichen Hausleuten und mitunter auch den menschenfreundlichen Hausthieren zum angenehmen Aufenthalte dient. Die übrigen Gemächer und Verschläge bieten bei näherer Umschau nichts Bemerkenswerthes, außer etwa die Gelegenheit, wahrzunehmen, daß Reinlichkeit zwar noch immer eine nicht ganz werthlose, jedoch wie schon Ludwig Steub bemerkt, mehr fakultative Tugend sei, die man allenfalls auch durch Treue und Redlichkeit ersetzen könne. Ein eigenthümliches Anhängsel dieser Bauernhöfe bildet in einigen Gegenden das sogenannte Hantirerstübel, das gewöhnlich an der schmalen Seite dem Hause angebaut ist und worin abwechselnd Schuster, Schneider und Weber für die Bekleidung der Hausgenossen thätig sind; es ist meistens

ganz separirt von den übrigen Gemächern, wahrscheinlich, damit Niemand die Geheimnisse des Handwerkes erlausche. Neben dem Wohngebäude stehen zwei große augengleiche Wirthschaftsgebäude; warum es gerade immer zwei sein müssen, habe ich nie zu ergründen vermocht, ebensowenig als die Nothwendigkeit des freistehenden zweistöckigen Getreidekastens, von dem man denken sollte, aller Vorrath, der in so einem thurmähnlichen Gebäude untergebracht werden kann, sollte wohl auch in den weitläufigen Lokalitäten des Hauses irgendwo Platz finden. Rechnet man nun noch die gedeckte Streu- und Holzhütte, den Schweine- und Schafstall, so wird es begreiflich, daß in einem derlei Bauernhofe sammt Zugehör ein ganzer Wald steckt. Die Bauart ist übrigens in den verschiedenen Thälern dieser Zone eine sehr variable und nähert sich bald mehr der rhätischen, bald mehr der ostmärkischen. Die Abweichung von dem rhätischen Baustyl besteht der Hauptsache nach darin, daß die Längenseite des Hauses als dessen Hauptfronte erscheint, daß die Giebel abgeschrägt sind und fast durchgehends jeder ornamentale Schmuck fehlt, bis auf den verkümmerten häufig auch unverzierten Söller, der indeß in Verbindung mit den übrigen unsymmetrischen Aeußerlichkeiten doch vorzüglich dazu beiträgt, den Gebäuden ein gewisses malerisches Ansehen zu verleihen, das durch die dunkelbraune Holzfarbe der Wände oft noch erhöht wird. Charakteristisch sind auch die oft vorkommenden Rauchfänge von Holz in diesem Theile des Landes, der übrigens erwiesener Maßen an wenigsten von Feuersbrünsten heimgesucht wird. Das ist aber leicht erklärlich. Der Rauchfang beginnt nämlich niemals an der Feuerstelle, sondern der Rauch in der Küche findet seinen Abzug nur durch die Küchenthüre, ober welcher im Vorhaus ein hölzerner Mantel angebracht ist, von welchem der aus Brettern zusammengefügte Schlott irgendwo übers Dach hinaus geführt wird; ähnlich verhält es sich bei den Oefen.

Hiemit schließen wir diese Skizze über die bäuerliche Architektur in Kärnten, indem wir es dem Ethnographen von Fach überlassen, allfällige Folgerungen daraus zu ziehen.

Ueber Urzeugung.

(Vorgetragen im Landesmuseum am 30. Dezember 1870.)

(Schluß.)

In jüngster Zeit hat man aber für Organismen eine noch einfachere Form, als die Zelle ist, ausfindig gemacht, und

Häckel*) hat diese Organismen, bei denen man über die Einreihung zu den niedersten Pflanzen oder Thieren in Verlegenheit geräth, weil sie beiden verwandt sind, in ein eigenes Reich, das der Protisten zusammengefaßt. Dazu wurden die seit einiger Zeit sogenannten Protozoen, (Rhizopoden, gewisse Infusorien), die Pilze, die chlorophyllosen Algen, z B. die kieselschaligen Diatomaceen u. a. zusammengefaßt, welche das gemeinschaftliche Merkmal haben, daß ihnen ein Zellkern fehlt und daß man an ihnen bisher keine geschlechtliche Fortpflanzung nachweisen konnte. Die einfachsten unter diesen und vielleicht unter allen denkbaren Lebensformen sind die von Häckel so benannten Moneren, einfacher als die einzelne organische Zelle, da weder Kern noch Zellhaut vorhanden ist. Sie stellen homogene Schleimklümpchen dar, welche aber leben, d. h. sich ernähren und fortpflanzen. Sie bestehen aus demselben eiweißartigen, zähflüssigen Stoff, welcher, wo er innerhalb einer Zelle auftritt, Protoplasma, dagegen ohne Zellmembran, Sarcode genannt wird und den Wechsel ihrer Gestalt durch Aussendung und Rücknahme verschieden gestalteter Fortsätze bedingt. Diese Geschöpfe leben sowohl im Meer, als in Süßwasserteichen, auf schwimmenden Molluskenschalen (Spirula), lebenden oder auch faulenden Wasserpflanzen, zuweilen auch im Schlamme selbst und erreichen eine Größe von $^1/_{10}$—$^1/_2$ Millimeter. Sie ernähren sich wie die Rhizopoden, indem sie ihre Opfer z. B. eine Diatomacee umfließen und so ganz direkt in sich aufnehmen, nachher aber von dem todten entleerten Skelet sich wieder zurückziehen. Die einen, wie Protamoeba und Protogenes, vermehren sich durch Zweitheilung, bei anderen tritt, wie bei manchen niederen, bisher zu den Algen gerechneten Wesen (Protococcus), vor der Fortpflanzung ein Ruhestand ein, wobei sich das Wesen mit einer besonderen Hülle umkleidet und schließlich in eine Anzahl Keime neuer gleichartiger Wesen zerfällt. Protomonas und Protomyxa zerfällt in eine größere Anzahl spindel- oder birnförmiger, mit einer oder zwei Geißeln versehener Schwärmsporen, denen vieler Algen ähnlich. Zu diesen Beobachtungen lieferten auch die bei Tiefensondirungen des Oceanes heraufgeholten Tiefenproben höchst lehrreiches Materiale. Die umfassendsten dieser Art geschahen zuerst bei Sondirung des Meeresgrundes zur Legung des atlantischen Kabels und erregten bald ein so hohes Interesse, daß man in Kürze die dazu verwendeten Apparate immer

*) E. Häckel, generelle Morphologie der Organismen. Berlin 1866; Naturf. I. 218.

mehr vervollkommte, um Massen von mehr als einem Cub. Fuß aus dem Meeresgrunde auf einmal zu fassen. Auf solche Sondirungen wurde bei allen neuern Nordmeerexpeditionen die größte Aufmerksamkeit gewendet; in England bildete sich ein Club, der sich solche Untersuchungen des Meeresgrundes zur Aufgabe stellte, und von Amerika aus wurde in jüngster Zeit der Golfstrom und die in seiner Tiefe und an seiner Begrenzung befindliche Meeresfauna untersucht. Die schwedischen, englischen und besonders nordamerikanischen Naturforscher haben damit ein für die Zoologie und Geologie gleich interessantes Material zu Tage gefördert, über viele früher ganz unangezweifelte Annahmen Licht gebracht und sie als Irrthümer dargestellt. Die Geschichte dieser Forschungen giebt uns aber auch Belege dafür, mit welcher Sorgfalt und Umsicht sie angestellt werden müssen, um Fehlschlüsse zu vermeiden und wie dieselbe Untersuchung bei ihrer Wiederholung unter Anwendung schärferer Beobachtungsmittel berichtiget und erweitert wird. Als Professor Huxley*) die im Jahre 1857 von Kapitain Dayman eingeschickten Schlammproben des Meeresgrundes, aus einer Tiefe von 6000—15000 Fuß hervorgeholt, untersuchte, wandte er nur schwache Vergrößerung an. Er fand, daß diese Ablagerungen aus kleinen runden Körperchen bestehen, welche allem Anscheine nach aus einigen inkrustirten Schichten gebildet sind, die einen klaren Inhalt einschließen. Die größten darunter waren $1/_{16}$—$1/_{100}$ Zoll; da sie aber durch verdünnte Säure rasch aufgelöst wurden, glaubte Huxley sie könnten nicht organischen Ursprungs sein. Nach 3—4 Jahren aber gibt Dr. Wallich, welcher die Expedition des Kap. M'Clintock 1860 zur Untersuchung des Tiefgrundes von Faroe, Grönland und Labrador begleitete, in seinen Bemerkungen über die Existenz organischer Wesen in großen Meerestiefen die Entdeckung von Organismen bekannt, welche er „Coccosphären" nannte und die nach seiner Meinung ganz so aussahen, als wären sie aus den von Huxley „Coccolithen" genannten Körperchen gebildet. Bald darauf suchte er die Identität der Coccolithen mit kleinen von Sorby in Kreide-Kalk entdeckten Organismen nachzuweisen und dieser endlich fand die Coccolithen Huxley's hohl, als wären sie aus einer hohlen Glaskugel geschnitten. Jetzt erst untersuchte Huxley nochmals die Proben von tiefen Meeressonderungen unter stärkerer Vergrößerung und fand, daß sie neben einer ungeheuren Menge kleiner Muscheln eine unzählige Menge kleiner regelmäßiger Kügelchen von Gallerte enthalten, die an der ganzen

*) A. a. O. I. 331.

Oberfläche punktirt sind, und bei 1200facher Vergrößerung konnte er in jedem dieser Kügelchen eine große Anzahl von Körnchen entdecken, welche durch dasselbe verbreitet waren und eine Größe von $^1/_{40000}$ bis $^1/_{20000}$ Zoll hatte. Diese Körnchen waren organische Gebilde, zeigten bei Anwendung bestimmter Stoffe all' die Veränderungen, welche auch die anderen organischen Substanzen auf diese Reagenzien darbieten. Der mittlere Durchmesser einer jeden Gruppe von Körnchen betrug $^1/_{12}$ bis $^1/_{100}$ Zoll und sie stellten eine Masse dar, welche in der Tiefe des Meeres lebt und in seinem Schlamme sich entwickelt. Diese gallertartigen Kugeln, welche häufig mit solchen Körnchen von kalkiger Schale erfüllt, aber auch ohne denselben in dem Schlamm massenhaft erschienen, nannte Huxley „Bathybius" Sie erwiesen sich als freies Protoplasma. Diese Untersuchung wurde durch die von Prof. Häckel an Tiefseeschlamm, von Prof. W. Thomson und Dr. Carpenter aus einer Tiefe von 2435 Faden heraufgeholt, bestätigt. Häckel konnte aber noch den Nachweis liefern, daß von den beiden durch Huxley in dem Protoplasma seines Bathybius unterschiedenen Substanzen, die eine, welche eine farb-, form- und strukturlose durchsichtige Matrix darstellte, die mikrochemischen Reaktionen auf Protoplasma nicht zeigte und jenen wasserreichen indifferenten Gallertformen am nächsten steht, welche die Hauptmasse des Medusenkörpers bilden; während die verschieden geformten Haufen von Körnern, welche in diese eingebettet sind, einzig und allein protoplasmatischer Natur sind. Unter diesen lassen sich compakte Klumpen und netzförmig verbundene Stränge unterscheiden und Häckel konnte Stücke von $^3/_{10}$—$^4/_{10}$ Millimeter Durchmesser isoliren. Daß diese Cytoden- oder Protoplasmastücke des Bathybius, welche gewissermaßen eine lebendige Schleimdecke auf dem Boden des Meeres bildet, hier wirklich leben, geht aus allen beschriebenen Verhältnissen hervor und ist außerdem durch Carpenter und Thomson direkt beobachtet worden, da sie die charakteristischen Protoplasma-Bewegungen an dem eben aus Meeresgrund frisch heraufgeholten Bathybius unter dem Mikroskop konstatiren konnten.

Diese Entdeckungen haben im verflossenen Jahre ein noch weiter gehendes geologisches Interesse durch die Untersuchungen gewonnen, welche Dr. W. Gümbel*) an den ihm von Murchison und Huxley überschickten Tiefseeschlammproben vorgenommen und auf andere Meeresabsätze der

*) Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie. 1870; 152

Jetztzeit und der früheren geologischen Perioden erweitert hat. So gelang ihm bei Durchsicht von den an seichteren Meeresrändern vorkommenden Algen, Hydrozoen, Polypen, Korallen u. s. w. in der Unterlage, auf welcher die Organismen an- und aufgewachsen sind, in zahlreichen Fällen die Coccolithen aufzufinden und nicht selten gleichzeitig Bathybius nachzuweisen. Da sich diese Untersuchungen über Küstenpunkte fast aller Meere erstrecken, betrachtet Gümbel als Thatsache festgestellt, daß die genannten Organismen in allen Meeren und in allen Meerestiefen vorkommen, wodurch sie zu einem der wesentlichsten Glieder in der Reihe der gesteinbildenden Substanzen gestempelt werden. Die hierauf an mehr oder weniger weichem Kalkgestein und an schlämmbaren Mergelproben der verschiedensten Formationen angestellten Versuche ergaben den höchst merkwürdigen Nachweis des Vorkommens von Coccolithen durch fast alle Sedimentformationen. Unter den von ihm beispielsweise angeführten Proben finden sich Kalke und Mergel der tertiären und Kreideformationen wie der jurassischen und Triasformationen. Im Diceras-Kalk von Kelheim, in weichen Zwischenlagen des Solenhoferkalkes von Mörnsheim u. a. im Myophorienmergel von Raibl, im Carditakalkmergel von St. Cassian, aber auch im Trentonmergel von New-York und selbst im kieseligen Kalk des Potsdamsandsteines, beide der silurischen, also einer der ältesten palaeozoischen Formation angehörig, konnte er, wenn auch nur in geringer Menge, den Coccolithen entsprechende Gebilde nachweisen. Bei Behandlung der an Coccolithen reichen Kreide von Meudon mit verdünnter Säure blieb ein flockiger häutiger Rückstand übrig, unter welchem sich auch dünne, durchsichtige Flocken voll kleinster Körnchen von einer dem Bathybius in hohem Grade ähnlichen Beschaffenheit fanden. Merkwürdiger Weise geben diese Flocken sowohl mit Jodlösung als mit dem Millon'schen Reagens die Reaktion auf Eiweißstoff, womit ihre organische Natur und Verwandtschaft mit dem Bathybius fester begründet ist.

Da hätte sich denn endlich in dem Bathybius der lang ersehnte Urschleim der Naturphilosophen gefunden! Denn wo kommen diese Protoplasmamen genher? Wie erhalten sie sich am Leben? Was wird aus ihnen? fragt Häckel. Wenn dieselben Thiere sind, wo nehmen sie ihre Protoplasma-Nahrung her? Das Pflanzenreich, aus welchem das Thierreich direkte oder indirekte diese Nahrung bezieht, kommt hier nicht in Betracht; denn obgleich die neueren Tiefgrund-Untersuchungen dargethan haben, daß viele Thiere noch bis unter 5000' hinabgehen, stimmen doch alle Beobachter bisher überein, daß das Pflanzenleben schon bei 2000' gänzlich erloschen

ist, und sollten diese Thiere ihre Nahrung aus den zahlreichen aufgelösten organischen Stoffen des Meeres erhalten, wie verhält sich nun diese Annahme für die ausgedehnten Abgründe des offenen Oceans, die zwischen 20000 und 30000 Fuß Tiefe erreichen? Was wäre natürlicher, als diesen Bathybius durch sich selbst aus anorganischen Stoffen entstehend zu denken. Damit wäre der lange gesuchte Stein der Weisen gefunden und wenn er der Urvater und die Urmutter zugleich, also der Uranfang der ganzen organischen Schöpfung wäre und jetzt und zu allen Zeiten entstand, so käme auch der Geologe über die ihm mit seinem Auftreten in der silurischen Formation bereitete Verlegenheit hinaus.

Ueber diese zu Gunsten der Urzeugung angeregten Zweifel hat die von Carpenter und Thomson geführte Expedition zur Erforschung der Tiefenseefauna des atlantischen Oceans Aufklärung geliefert. Während der Fahrt der Porcupine wurden Proben des Meerwassers in verschiedenen Tiefen und von der Oberfläche an Stationen, die vom Lande weit entfernt sind, gesammelt und nach der Methode des Professors Millou geprüft und außerdem noch die von Dr. Angus Smith vorgeschlagene Aenderung angewandt, mittelst der man die organische Substanz im Zustande der Zersetzung von der unterscheiden konnte, welche nur zersetzbar ist. Es wurden ferner Proben von Meerwasser an der Oberfläche unter sehr mannigfachen Umständen und aus großen Tiefen gesammelt und die durch Kochen entfernten Gase nach obiger Methode der Analyse unterworfen.

Diese Untersuchungen ergaben, daß aus dem Thier- und Pflanzenleben der Oberfläche fortwährend frische Mengen organischer Substanz dem Ocean-Wasser zugeführt werden, das bis in die größten Tiefen durch die Fusion der Flüssigkeiten niedergezogen wird. Die Gasuntersuchung zeigte ferner, daß der Sauerstoffgehalt des Wassers der Oberfläche mit der Tiefe allmälig abnahm, während die Menge an Kohlensäure umso rascher zunahm, je reicher thierisches Leben sich in der Wasserschicht am Grunde des Meeres fand. So scheint die Zunahme der Kohlensäure und Abnahme des Sauerstoffes in den Tiefenwässern des Oceans von dem Athmungsprozeß herzurühren, der eine nicht minder nothwendige Bedingung des Thierlebens am Meeresgrunde ist, wie die Gegenwart von Nährstoffen für seine Erhaltung. Es ist ferner klar, daß der fortgesetzte Verbrauch von Sauerstoff und die Entwicklung von Kohlensäure bei Abwesenheit einer jeden, dementgegen wirkenden Thätigkeit des Pflanzenlebens, bald die unmittelbar über dem Meeresgrunde liegende Wasserschicht vollkommen unathembar machen

würde, existirte nicht die durch die Zwischenschichten hindurch vor sich gehende Diffusion der Kohlensäure nach oben und des Sauerstoffes nach der Tiefe, an der Oberfläche aber ein fortwährender Austausch zwischen den Gasen des Meerwassers und der Atmosphäre. Die Analysen der Gase des Oberflächen-Wassers, durchschnittlich 25·1 Sauerstoff, 54·2 Stickstoff, 20·7 Kohlenstoff, lieferten in den beobachteten Schwankungen des Sauerstoff- und Kohlensäuregehaltes einerseits die Bestätigung, daß dieser wechselt nach Verschiedenheit der Mengen und dem Charakter des in der Tiefe vorhandenen Thierlebens, aber noch das weitere höchst interessante und lehrreiche Ergebniß, daß Wasser der Oberfläche, von Winden bewegt, eine Zuname des Sauerstoffes gegen ruhiges Wasser zeigte, dessen Gehalt an Kohlensäure dagegen über den Durchschnitt ging. Während der zweiten Fahrt fiel der Procentgehalt der Kohlensäure auf 3·3, während der des Sauerstoffes auf 37·1 stieg, während der dritten Fahrt war der erstere 5·6 und der des Sauerstoffes selbst 45·3, und nachdem diese Analysen mit andern in zu grellem Kontrast standen, aber auch bei Wiederholung und aller Vorsicht dasselbe Ergebniß lieferten, erinnerte man sich endlich, daß man die Proben des Oberflächenwassers sonst vom Bug des Schiffes, in diesen beiden Fällen aber hinter den Schaufeln geschöpft hatte, selbe also eine heftige Bewegung in Berührung mit der Atmosphäre erlitten hatten, so daß ihre Durchlüftung ganz vorzugsweise begünstigt war. „So kann behauptet werden, daß jede Erregung der Meeresoberfläche durch atmosphärische Bewegungen, von dem leisen Gekräusel bis zur heftigsten Sturmwelle, im Verhältniß seiner Größe beiträgt zur Erhaltung des Thierlebens in seinen tiefsten Tiefen, indem sie für die Lüftung der Säfte ihrer Bewohner dasselbe leistet, wie das Heben und Senken unserer Brustwände für die Lüftung des Blutes, das durch unsere Lungen kreist."

So scheint denn auch der Bathybius den Anhängern der Urzeugung nicht dienen zu wollen. — Welche sind denn aber wohl die positiven, exacten Gründe für diese Ansicht? — Sie lassen sich alle zusammenfassen auf die Nothwendigkeit, die Urzeugung zu behaupten, sobald durch die La Place'sche Evolutions-Hypothese die Entstehung der Erde und ihre Veränderungen an der Oberfläche erklärt werden, oder wenn man die Darwin'sche Theorie zur Entstehungs-Theorie der Organismen macht und sich selbst mit der Urzelle als Anfang nicht begnügt; auch ihre Abkunft zu erforschen strebt.

Die La Place'sche Theorie hat sich so lange Zeit die ganze

geognostische Beobachtung dienstbar gemacht und den Vulkanismus gegen den früheren Neptunismus zur Herrschaft gebracht. Nachdem sich aber die Geologen lange genug an dem unterirdischen Feuer erhitzt hatten, brachten sie Lyell und Bischof zur kühleren Forschung an die Oberfläche und mit der modernen genetischen Geologie kam an die Stelle des glaubensseligen Bewußtseins der forschende Zweifel in sein Recht und begann bewußt und unbewußt den Kampf gegen die Universal-Hypothese*). Man begnügt sich jetzt, die Frage über die Entstehung der Erdrinde als eine offene zu betrachten, so lange man sie nicht auf dem Weg inductiver Forschung zu lösen vermag.

Darwin suchte in seiner Transmutationslehre zu erklären, wie die verschiedenen Arten von Thieren und Pflanzen entstanden, und er hat scharfsinnig diejenigen Naturvorgänge nachgewiesen, welche bei dem Kampf ums Dasein in der Anpassung und Vererbung bei Pflanzen und Thieren wirksam sind und in den Beziehungsverhältnissen der Art zur Außenwelt eine Auswahl, eine natürliche Zuchtwahl bedingen. Es war dieß eine echt naturwissenschaftliche Aufgabe, innerhalb fest umschriebener Beziehungen aus deutlich Gesehenem und veränderlich Beobachtbarem die Resultate zu verfolgen, die sich wieder ebenso scharfer Untersuchung unterwerfen ließen. Die Frage der Entstehung der Species, d. h. der zwischen den normalen Durchschnittsmassen auftretenden Variationen darf deshalb naturwissenschaftlich gestellt und kann inductiv gelöst werden. Ganz anders verhält es sich mit der an diese Theorie angeknüpften Frage: wie entstand das Leben? oder die Frage nach der Entstehung der organischen Welt, als solcher, denn diese überschreitet die Grenzen der Naturwissenschaft und muß sich, wie Bastian**) richtig bemerkt, in nutzlose Träumerei verlieren, so lange uns nicht die Psychologie geeignete Materialien für ihre Lösung an die Hand gegeben hat. Wir werden sie nicht auf mikroskopischem Wege lösen. Wir sollten endlich davon abkommen, an die ganze Natur den Maßstab der Größe zu legen, welchen uns unsere Sinne anweisen, und nicht vergessen, daß der Weg von der Einheit zur Unendlichkeit nicht weiter ist, als von der Einheit zur Null. „In der Urzeugung soll die erste Entstehung des Lebens auf der Erde aus chemischen und physikalischen Kräften bewirkt sein, obwohl sich zunächst würde erörtern lassen, weshalb

*) Dr. Vogelsang, Philosophie der Geologie. 1867.

**) Die Völker des östl. Asiens. 6. B. Vorwort.

unsere bis jetzt nur solche Kräfte begreifende Kenntniß zur Regirung anderer berechtigen sollte, da der allmälige Zuwachs unerwarteter Entdeckungen niemals offenkundiger war, als gerade in unserer Zeit. Indeß ist auch hier die Fragestellung schon eine an sich unrichtige. Der Chemiker erklärt die Entstehung, die Zusammensetzung, Veränderung und Neubildung der Körper aus den Verwandschaften anorganischer Elemente; um die Entstehung dieser selbst dagegen, der Materie als solcher, kümmert er sich nicht, außer etwa in den Nebenstunden philosophischer Träumereien, die dem sonst so wohl begründeten Ruf der Chemie aber immer mehr geschadet als genützt haben. Ebensowenig darf der Physiologe, so lange er im Bereiche naturwissenschaftlicher Induction zu bleiben wünscht, nach der Entstehung des Lebens als solcher fragen, da es sich hier um metaphysische Rechnungen handelt. Für controllirende Experimente mit den gegebenen Objecten ist er in der organischen Natur weit ungünstiger situirt, als der Chemiker in seinem Laboratorium; denn während der letztere die zersetzten Körper aus ihren bekannten Bestandtheilen wiederherstellen und so doppelter Probe unterwerfen kann, ist Alles dieses in der organischen Natur eben nicht möglich, und es muß auf den Naturforscher einen sonderbaren Eindruck machen, wenn er von dem alleinigen Wirken chemischer und physikalischer Kräfte reden hört bei Objekten, die eben, weil sie noch andere Modifikationen zeigen, jenen allein nicht unterworfen sind. — Die Herstellung des Harnstoffes und anderer organischer Substanzen ist kaum überraschender, als die der auch in Organismen vorkommenden Salze; aber der Kern der Frage wird dadurch nicht berührt, denn das Charakteristische des Lebendigen liegt im Leben und bisher hat man weder einen Homunculus in der Retorte dargestellt, noch einen Bathybius Haeckelii. Allerdings ist das Ei des Menschen, so wie das aller anderen Thiere, eine einfache Zelle, aber gerade diese Thatsache beweist, daß es sich hier nicht um die Zelle allein und ihre chemisch darstellbaren Bestandtheile handeln kann, sondern um die specifisch in ihr wirksamen Kräfte, denn sonst könnte nicht die eine das Ei des Menschen, die andere das der Thiere sein."

Wenn wir aber eine Urzeugung der Organismen aus anorganischen Stoffen ohne exakten Nachweis in Folge der einen oder anderen der erwähnten Theorien, oder richtiger gesprochen, Hypothesen und nicht als Consequenz einer bereits feststehenden Wahrheit oder als den unter allen denkbaren Erklärungsgründen für die Entstehung der Organismen einzig möglichen, erweisen können, so ist jene Lehre selbst nur Hypothese. Bei

allen Problemen, wo über die bloße Beobachtung nicht mit mathematischer Gewißheit hinausgegangen werden kann, sind Hypothesen wissenschaftlich gerechtfertigt und können die Ursachen nur in der Form von solchen hinzugedacht werden, bis allmälig im Fortschritt der Wissenschaften die vorläufige problematische Annahme in die apodiktisch gewisse Erkenntniß übergeht.*) Sie geben für den Forscher das Mittel ab, an die Natur bestimmte Fragen zu richten, für welche ihre Beobachtung die Antwort liefert und bestätigt diese die Richtigkeit der Hypothese, so wird damit schließlich die Erklärung der Erscheinungen aus ihren allgemeinen Gesetzen gewonnen. Gerade aber als Hypothese hat man die Urzeugung nicht hingestellt, sondern sie vielmehr als unabweisliche Thatsache, als unzweifelhafte Nothwendigkeit behauptet. Sie ist nicht das Resultat der auf Erfahrungen gemachten Rückschlüsse, noch dient sie als Prämisse versuchsweiser Deductionen; der Wissenschaft der Zoologie und Botanik hat sie daher auch nicht mit einer einzigen Entdeckung gedient, wohl aber begann erst die wissenschaftliche Forschung in beiden Richtungen die größten und merkwürdigsten Entdeckungen zu machen, seitdem sie sich von der Annahme einer Urzeugung frei gemacht hat.

Das omne vivum ex ovo, omnis cellula ex cellula, (alles Lebende aus einem Ei, jede Zelle aus einer Zelle), zwangen den Forscher für jede Thier- und Pflanzenart die Bestätigung des Wahrspruches auf eine durch Jedermann controllirbare Weise aufzuzeigen. So gewannen wir Einsicht in die Geheimnisse der Fortpflanzungssysteme, der Metamorphosen, des Generationswechsels, über die Wanderungen und Wandlungen der Eingeweidewürmer und so vieler anderen Erscheinungen in der Thier und Pflanzenwelt, welche früher Gegenstand des Aberglaubens waren, oder worüber man die Unkenntniß der Erklärung hinter der Annahme der Urzeugung verbarg. Und als man zuletzt auf den gewonnenen Erfahrungen fortschreitend, das regelmäßige und gleichzeitige Auftreten niederer Organismen mit epidemischen Krankheiten beobachtete und im Vertrauen auf jene Wahrsprüche die Forschungen fortsetzte, gewann man das Mittel, auch in diese Geheimnisse der Natur einzudringen, und der Naturforscher ist auf dem Wege ein großer Wohlthäter der Menschheit durch die Aufschlüsse zu werden, welche er für die Sicherung der Gesundheit des Menschen und der von diesem cultivirten Thier- und Pflanzenwelt bietet und noch gewinnen wird.

*) Ueberweg, System der Logik 385.

Darum wußten wohl Darwin, so wie sein College Lyell, als sie, in der Geologie bis zu diesem Punkt der Entstehung der Organismen angelangt, des Schöpfers gedachten, was sie damit sagten. Sie thaten dies nicht aus Heuchelei gegen die Orthodoxen Englands, sie gestanden eben nur, daß sie darüber nichts wissen, daß aber auch die Naturwissenschaft an der Grenze des exacten Forschens angelangt sei und darüber hinaus der Glaube beginne; sie wissen eben, daß wenn unsere Kenntniß der Natur noch so sehr fortschreitet, sich damit der Horizont unseres Denkens und Beobachtens erweitert, aber über die Grenzen desselben uns immer wieder eine Unendlichkeit entgegenstarrt. Einem Naturforscher wie Darwin oder Lyell wird man nicht zumuthen, daß er unter dem Schöpfer einen Töpfer oder Schleimsieder versteht, sondern in ihm die Ergänzung der Natur zum All oder der Welt erblickt, der nichts von seiner Unendlichkeit verliert, je mehr wir auch den Boden unserer Forschung erweitern. C.

Literarisches

aus Kärnten und aus der Nachbarschaft.

I. Bilder mit Staffage aus dem Kärntner Oberlande. Von Anton v. Rauschenfels. Klagenfurt, 1871; bei Ferd. v. Kleinmayr. Kl. 8°.

Wer je eine Reise, einen Ausflug — groß oder klein — unternahm, weiß den Werth eines freundlichen Begleiters zu schätzen, der — des Landes, seiner Naturschönheiten und sonstigen Merkwürdigkeiten kundig, mit Weg und Stegen betraut, — immer zu belehrenden Auskünften, zu unterhaltender Schilderung der durchwanderten Gegenden bereit ist und diese gelegentlich durch muntere oder pikante Lokal-Erinnerungen u. dgl. zu würzen versteht. — Ein Begleiter solcher Art nun ist das vor uns liegende Buch im vollen Sinne des Wortes. Was der Verfasser schon wiederholt im Feuilleton der Klagenfurter Zeitung und anderorts bewiesen hat: daß er ein gewandter Naturmaler, ein tüchtiger Ethnograph ist, der ohne Schwulst und Ueberschwang das wiederzugeben weiß, was sein für das Schöne und Interessante empfängliches Gemüth anregt, — dessen Schilderung — einfach und wahr und doch von begeisterter Liebe für das Schöne Land durchweht, das er sich zur zweiten Heimat erkor, — jeden Gleichgesinnten so freundlich und heimelnd ansprechen, — das

spricht sich auch in seinen „Bildern mit Staffage“ in so wohlthuender, erheiternder Weise aus, daß man sein Buch immer wieder mit Vergnügen zur Hand nimmt. Sollten wir in ein Detail des uns Gebotenen eingehen, — wir kämen fast in Verlegenheit, was wir als das Beste zu bezeichnen hätten. Um nur einiges herauszuheben, was uns vorzugsweise angeregt hat, nennen wir beispielsweise die Piecen: „Villach“, — „Auf dem Berge Tabor“, — „Unter-Gailthal“, — „Maria Luschari“, — „Lessachthal“ —; trefflich ist die uns schon durch das Feuilleton der Klagenfurter-Zeitung bekannte Charakter-Skizze „der Wunderdoktor“ und die lebendig gehaltene „Bärenjagd in der Carnia“. — Selbst für die Bequemlichkeit desjenigen, der an das Buch den Anspruch eines wirklichen Führers durch das kärntnerische Oberland macht, ist bestens und ausreichend gesorgt durch den beigegebenen Fremdenführer, dem noch als willkommene Vervollständigung die „Bergführer-Ordnung für das Herzogthum Kärnten“ angeschlossen ist. Auch die äußeren Vorzüge: guter, reiner Druck, einfache aber nette Ausstattung fehlen dem Buche nicht, welches wir mit dem aufrichtigen Wunsche: daß der Herr Verfasser recht bald seinem Versprechen nachkommen und uns ähnliche Bilder auch aus den übrigen Theilen unseres, in allen seinen Parthieen gleich schönen und interessanten Alpenlandes bringen möge, — jedem Einheimischen und vorzüglich jedem Fremden, möge er Kärnten als Tourist oder Geschäftsreisender, zu Fuße oder auf der Eisenbahn durchziehen, mit gutem Gewissen als ein vortreffliches Vade-mecum empfehlen.

Wollte und könnte die Verlagshandlung bei Gelegenheit der Fortsetzung oder Neuauflage der „Bilder mit Staffage“ dafür sorgen, daß dem noch immer sehr unangenehm fühlbaren Mangel einer guten, verläßlichen, aber nicht, gleich der Paulin'schen, mit Namen bis zur Undeutlichkeit überfüllten Karte von Kärnten abgeholfen würde, so dürfte sie einerseits selbst ihre Rechnung dabei finden und andererseits sich auch gerechten Anspruch auf den Dank der zahlreichen Freunde und Besucher unseres Alpenlandes erwerben. —

II. Die Kärntner-Bahn. Historisch-topographisch geschildert mit Andeutung der Nebenwege von J. C. Hofrichter, Mitgliede der innerösterreichischen Geschicht-Vereine. 2. Auflage. Verlag der k. k. priv. Südbahn. Klagenfurt, 1871. Druck von Joh. und Fried. Leon. Octav.

Man sage doch nicht, daß Kärnten arm an Touristen-Literatur und daß für Reisende in dieser Beziehung zu wenig gesorgt sei; haben wir ja die angenehme Aufgabe, zwei einschlägige Werke in einem Athem

zu registriren! Auch die „Kärntner-Bahn" — von einem für unser Heimatland begeisterten und unermüdet thätigen, in weiten Kreisen bekannten, bestbefähigten Schriftsteller geschildert, können wir den Reisenden, die uns die Kärntner-Strecke der Südbahn in jährlich sich mehrender Zahl zuführt, mit allem Fuge und mit bestem Gewissen empfehlen. Der Herr Verfasser kennt durch vielfältige, meistens durch seine Vorliebe für Kärnten veranlaßte, Reisen und Wanderungen durch unser Alpenland dieses genauer, als die große Mehrzahl der eingebornen Kärntner, und bietet sich im vorliegenden Schriftchen als ein vortrefflicher Cicerone für den im Waggon sitzenden Reisenden, dem sonst häufig wegen Mangel eines auskunfts-kundigen und willfährigen Reisegenossen, die Gegenden, die er im Fluge durcheilt — selbst trotz wiederholter Fahrten — eine Terra incognita bleiben. In diesem Vade-mecum findet der Reisende Alles, was er darüber zu wissen wünschen oder nöthig haben dürfte, kurz und bündig zusammengefaßt; darum sollte es in der Reisetasche keines die Strecke Marburg-Villach bereisenden Fremden fehlen, womit wir jedoch nicht sagen wollen, daß es nicht auch für den zu Fuße einherpilgernden Touristen und für den, der heimatlichen Gegenden minder kundigen Eingebornen, als ein sehr bequemes, durchweg genügendes und zweckmäßiges Hilfsbüchlein bestens zu empfehlen sei. Das Buch ist im Verlage der Südbahngesellschaft auf sämmtlichen Stationen der Kärntner-Bahn käuflich zu haben. G.

III. Literarisches aus der Nachbarschaft.

Das jüngst erschienene Heft der Mittheilungen des steierischen Geschichtvereines bringt unter Anderem zwei Aufsätze, welche Kärnten unmittelbar betreffen; es ist pag. 114 ein „römischer Straßenzug" von Pfarrer Knabl*) und „Etwas über Bischof Philipp Renner von Lavant" von Draschen pag 129.

Was Ersteren betrifft, nämlich die Annahme der römischen Heerstraße von Virunum über Hüttenberg — statt über Friesach nach Neumarkt (Noreja) — so ist dies nichts Neues, sondern eine bereits vor 30 Jahren durch Alois Perger kundgegebene Ansicht, daß Hüttenberg eigentlich den „Chalybs noricus" lieferte und dort auch diese Straße vorbeiführte, wozu jedoch auch gehört, daß schon von Völkermarkt — oder einem andern Orte des Jaunthales aus — direkte nach Norden ins Görtschitzthal (St. Johann am Brückl) ein Straßenzug ging. Die

*) Folgt mitgetheilt auf Seite 51 dieses Blattes.

Deduction aus den Meilen- oder Schrittentfernungen, mit Ziffern nachgewiesen, brachte bereits aus der Feder Perger's der steierische Nationalkalender pag. 33 des Jahrg. 1852, wo auch die Lage von Noreja nachgewiesen erscheint.

Es mögen die Details hiezu nun von kärntnerischen Historikern oder Topographen geliefert werden — hier handelt es sich lediglich um die Vindizirung einer Ansicht für einen längst verstorbenen aber um die Geographie Innerösterreichs vielverdienten Autor.

Der Artikel über den vorerwähnten Philipp Bischof von Lavant kanzelt den vielverdienten „Carlmann Tangl" ebenso herab, wie dieser betreff aufgefundener Mängel oder Unrichtigkeiten gegen Andere es zu thun gewohnt war. Wir sehen übrigens daraus, daß der größere Theil der alten Lavanter-Diözöse den s. g. „deutschen Boden" in Steiermark umfaßte, daß der Bischof aber auch (wie jener von Gurk und Seggau) im Namen und Auftrags des Ordinarius die Salzburger Diözese visitirte, wie vor einigen Jahren die Mittheilungen des steiermärkischen Geschichtvereines „Diarien und Kalendarien" über die Reisen der Laibacher Bischöfe (am rechten Draunfer) nomine der Patriarchen von Aquileja berichteten, deswegen von großem Interesse, weil sie ein Bild der damaligen kirchlichen, politischen und sozialen Zustände in Kärnten und Untersteier geben. Prof Ilwof's Ergänzungen pag. 132 behandeln die Türkeneinfälle mit Bezug auf gedachte Verhältnisse.

J. C. Hofrichter.

Der wahre Zug

der römischen Straße vom Zollfelde aus, durch das obersteirische Bergland bis Wels.

Von Dr. Richard Knabl, kais. Rathe und Vereinsmitgliede.

Der geehrte Herr Verfasser, welcher auch dem kärntnerischen Geschicht-Vereine als Ehrenmitglied angehört, hat unter obigem Titel im 18. Hefte der Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark eine kritische Besprechung und respective Berichtigung der bisherigen Annahmen über die Richtung der römischen Heerstraße von Virunum nach Ovilaba (Wels) veröffentlicht, die auch für die Geschichte unseres Heimatlandes von so hohem Belange und Interesse ist, daß wir diesem und den vaterlandsfreundlichen Lesern der Carinthia, von denen nur ver-

hältnißmäßig wenige im Besitze der uns vorliegenden Mittheilungen sein dürften, einen besonderen Dienst zu erweisen glauben, indem wir, auf die freundliche Genehmigung des verehrten Autors und des steiermärkischen Geschicht-Vereines zählend, diese Abhandlung unverkürzt in unserem Blatte reproduciren.

Herr Dr. Knabl hat seinem Aufsatze ein Schlußwort beigegeben, in welchem er als den Zweck desselben die Berichtigung mancher Irrthümer bezeichnet, welche bezüglich der römischen Straßenverhältnisse in die heimische Geschichte sich eingeschlichen haben. Wir stellen dasselbe als Einleitung voran und lassen den Herrn Verfasser selbst sprechen, da seine Worte auch den kärntnerischen Geschichtschreibern gelten.

„Damit" — (mit diesen Berichtigungen) — „soll kein ungünstiges Urtheil über Diejenigen gefällt werden, welche einer anderen Meinung waren. Nichts ist schwieriger als über die dunklen Zustände der alten Zeit zu schreiben, und wenn gelehrte Männer, wie Scheyb, Mannert, Reichard, Muchar, Katancsich und Ankershofen bei den Stationen der Peutinger'schen Tafel und des Itinerars nicht immer das Richtige getroffen haben, so benimmt dies ihrem Forschergeiste und ihrer Gelehrtheit nichts. Sie thaten, was sie für ihre Zeit thun konnten und selbst ihre Fehlgriffe sind ein Fingerzeig für das zu suchende Wahre. Uebrigens arbeiten die gegenwärtigen Alterthumsforscher mit zum Theile günstigeren Hilfsmitteln als die Vorgänger. Ihnen hat sich der Erde Schooß noch nicht so geöffnet, wie den jetzigen, denen eine reichere Fundgrube an beschriebenen Steinen, alten Meilenzeigern und Antikaglien aller Art zu Gebote steht, welche uns durch ihre Aufdeckung die Wege zeigen, auf welchen die Alten gegangen und gefahren sind."

Im Eingange der Abhandlung wird erwähnt, daß die große römische Militärstraße im Süden der heutigen Steiermark ihren Zug von Westen gegen Osten nahm und Aquileja zum Ausgangspunkte durch die pannonische Ebene hatte, von wo aus eine der von ihr ausmündenden Straßen über Aemona und Celeja nach Poetovio, die andere über Virunum nach Ovilaba zog. Letztere ist der Gegenstand der Besprechung, die wir nun vollinhaltlich folgen lassen.

„Die urkundlichen Wegweiser zur Bestimmung dieses Straßenzuges sind zwar die Peutinger'sche Tafel (sonst auch „Theodosianische" Reisetafel genannt), und das Itinerarium Antonini Augusti. *) Das

*) Tab. Peutingeriana, quae in Augusta Biblioth. Vindobonensi nunc asservatur, accurate exscript. a Fr. Christ. de Scheyb. Vind. 1753. Itinerar. Antonini Augusti. Edit. Parthey et Pinder. Berolini 1848.

Schwierige bei Anwendung beider Reiseurkunden auf die dermaligen Ortschaften liegt aber darin, daß die alten Stationsnamen völlig verschollen sind und mit den jetzigen Ortschaftsnamen auch nicht den entferntesten Anklang haben.

Aus dieser Ursache sowohl, als wegen des Umstandes, daß beide Reiseurkunden verschiedene Stationsnamen und Abstandszahlen haben, glaubten die sich damit beschäftigenden Gelehrten theilweise sich nicht anders helfen zu können, als daß sie annahmen: Die Tafel und das Itinerar verfolgten ungeachtet desselben Ausgangs- und Zielpunktes „verschiedene" Wegesrichtungen.

Scheyb,*) Herausgeber der Peutinger'schen Tafel, zog die Straße vom Zollfelde über Zwischenwässern, St. Georgen bei Unzmarkt, durch Oberzeiring und über den Rottenmanner Tauern nach Liezen.

Reichard**) nahm eine mehr östliche Richtung an und zog den Weg vom Zollfelde über Hüttenberg, Judenburg, Kraubat und durch das Liesing- und Paltenthal nach Liezen.

Muchar***) vereinigte die Annahme Beider und hielt dafür: die Tafel beschreibe den Weg über den Rottenmanner-Tauern, — das Itinerar hingegen den Weg über Obdach, Eppenstein, Weißkirchen, Judenburg, Kraubat und St. Michel durch das Liesing- und Paltenthal nach Liezen.

Mannert****) dagegen hielt die westlichste Richtung ein. Er zog die Straße vom Zollfelde aus über Hohenfeld, Friesach, Neumarkt, Teufenbach, durch den Donnersbachwaldgraben über Irdning nach Liezen.

Bei so weit auseinander gehenden Meinungen und Ansichten drängt sich von selbst die Frage auf: Wer hat Recht? Befolgen die Tafel und das Itinerar wohl „zwei" verschiedene Wegesrichtungen? Und wenn dieses ausgemittelt ist — wo zog die römische Straße im kärntnerischen Antheile, und wo überschritt sie an der oberen Mur die Ketten der obersteierischen Alpen?

Was vor Allem die Wegesrichtung betrifft, so kann sie nach beiden Reiseurkunden nur „eine" und „dieselbe" sein. Erstlich darum, weil

*) Kleinmayerns Juvavia S. 16—18.

**) Orbis terrar. antiq. P. 5. Edit. Norimb. 1853.

***) Geschichte der Steiermark, I. B. 87.

****) Mannert Geogr. d. Griechen und Römer III. Th. S. 646—649.

Beide von demselben Punkte ausgehen und an demselben Punkte enden; ferner, weil sie bei zwei Stationen sowohl in der Ortschaftsbenennung, als in der Abstandszahl genau übereinstimmen, und dann, weil bei zwei verschiedenen Wegesrichtungen die ausschreitendere ein größeres Meilenmaß haben müßte, indem es doch klar ist, daß man auf einem Umwege dasselbe Ziel in dem gleichen Zeit- und Raummaße nicht erreichen kann. Nun aber haben sowohl die Tafel als das Itinerar „eines" und „dasselbe" Meilenmaß, nur muß man bezüglich der Ersteren bei dem aus Versehen des Abschreibers doppelt angesetzten Stationsnamen Noreia die zweimal beigesetzte Zahl mp. XIII beibehalten und mitzählen, indem sie für die Station Pons oder ad Pontem zu gelten hat, welche in der Tafel leer ausgeht, — und bei der Station Sabatinca des Itinerars muß man die Zahl mp. XVIII, welche ursprünglich mp. XXIII gelautet haben muß, in letztere Zahl umändern, indem der Kopist die zweite Zahl, falls sie flüchtig wie X geschrieben war, ganz leicht verschreiben und für die Zahl V ansehen konnte. Mit dieser Richtigstellung, welche nach dem Vorgange Mannert's, durch die Regeln der Textkritik ganz zulässig ist, haben nun beide Reiseurkunden das nämliche Meilenmaß.

Zufolge der Peutinger'schen Tafel sind von Virunum bis

Matucajum	mp.	XIV	von da bis
Noreja	„	XIII	„ „ „
Ad Pontem	„	XIII	„ „ „
Viscellae	„	XIV	„ „ „
Tartusanae	„	IX	„ „ „
Surontium	„	X	„ „ „
Stiriate	„	XV	„ „ „
Gabrumagum	„	XV	„ „ „
Zusammen	mp.	CIII.	

Nach dem Itinerar sind von Virunum bis

Candalica	mp.	XX	von da bis
Monate	„	XXX	„ „ „
Sabatinca	„	XXIII	lies XXIII, von da bis
Gabrumagum	„	XXX	also wieder
Zusammen	mp.	CIII.	

Dasselbe Ergebniß liefert den Vergleich über die Wegesrichtung von Gabrumagum nordwestwärts bis Ovilaba oder Ovilia.

Nach Angabe der Peutinger'schen Tafel sind von Gabrumagum bis

Ernolatia	mp. VIII von da bis
Tutastium	„ XII „ „ „
Vetomanae	„ XI und von da bis
Ovilia (Ovilaba)	„ XI
Zusammen	mp. XXXXII.

Nach dem Itinerar sind von Gabrumagum bis

Tutatium	mp. XX und von da bis
Ovilava*	„ XX
Zusammen	mp. XXXX.

Hieraus ist ersichtlich: 1. daß beide Reiseurkunden bei dem Straßenzuge von Virunum nach Ovilava bis auf die unbedeutende Differenz von mp. II.* = ½ öster. Postmeile, dasselbe Meilenmaß haben; 2. daß die Annahme einer verschiedenen Wegesrichtung, wegen der verschiedenen Stationsnamen und Abstandszahlen der beiden Reiseurkunden schon darum nicht stichhältig ist, weil das Itinerar nach „Tagreisen" zu mp. XX, oder mp. XXIII,* oder zu mp. XXX (je nachdem der Weg mehr ansteigend oder eben war) zählt, während die Tafel mehrere und kleinere Abstandszahlen hat, weil sie auch die Zwischenstationen angibt. 3. Daß beide Reiseurkunden nur „einen" und „denselben" Weg verfolgen müssen, weil sie bei zwei Stationen, Gabrumagum und Tutatio, sowohl in der Ortsbenennung als in den Meilenabstandszahlen genau übereinstimmen.

Es kann daher von Zeiten der Peutinger'schen Tafel (zu Anfang des 2. Jahrhunderts) bis zur Zeit des Itinerars (Mitte des 2. Jahrhunderts), ja bis zur Zeit Constantin's d. Gr., wo beide im Gebrauche waren, von Virunum bis Ovilava nur „eine" Hauptstraße geführt haben. Alle übrigen von den Geschichtsforschern gemuthmaßten Wegesrichtungen mögen als „Privatstraßen", „Saum- und Verbindungswege" bestanden haben; aber die von der „Tafel" und dem „Itinerar" angedeutete Hauptstraße waren sie nicht.

Um aber diese ermitteln zu können, werden a) die natürlichen Terrainverhältnisse, b) die alten Meilenzeiger und andere römische Denkmale, sowie c) die römischen Meilenmasse verglichen mit den jetzigen den Ausschlag geben müssen.

Sehen wir auf die natürlichen „Terrainverhältnisse", so kann die alte Römerstraße vom Zollfelde aus nicht, wie Mannert meinte, an der oberen Mur über Oberwöls und über den Hohenwart durch den engen Donnersbachwaldgraben nach Irdning und Liezen

geführt haben, da auch die anstoßende Schoberspitze*) 7648 Fuß Seehöhe hat. Es ist deshalb nicht wahrscheinlich, daß die Römer für eine ihrer Hauptstraßen eine Trace werden gewählt haben, welche den Uebergang über eine der bedeutendsten Hochalpen zur Winterszeit beinahe unmöglich machte und in dem eingeklemmten Donnersbachwaldgraben den beständigen Schneeverwehungen ausgesetzt war.

Nicht viel besser gestaltet sich der Uebergang an der oberen Mur über den Rottenmanner-Tauern, dessen höchste Spitze 5000 Fuß Seehöhe hat. Der aufsteigende Weg über Pöls, Ober- und Unterzeiring, Möderbruck und St. Johann, dann weiter hinauf bis zur Tauernspitze (Hohentauern) bietet im Winter fast die nämlichen Kommunikations-Schwierigkeiten dar, wie der vorige. Die Schneeverwehungen verursachen beinahe jährlich Unglücksfälle der Reisenden und Fuhrwerke, abgesehen davon, daß das alte Meilenmaß weder auf diesen noch auf den andern paßt. — Es erübriget also zur Bestimmung des wahren Straßenzuges der römischen Hauptstraße durch das obersteierische Bergland nur noch die jetzige Poststraße von Klagenfurt über Unzmarkt, St. Georgen, Knittelfeld, Kraubat, St. Michel, durch das Liesing- und Paltenthal, durch Kammern, Mautern, Gaishorn und Rottenmann nach Liezen. Diese „allein" nur kann die von der Peutinger'schen Tafel und dem Itinerarium Antonini gemeinte Römerstraße durch das obersteierische Bergland gewesen sein.

Vor Allem spricht dafür das natürliche „Terrainverhältniß". Dieser Straßenzug hat auf der ganzen Linie keine bedeutenden Anhöhen zu überwinden, als einigermaßen jene zwischen Liezen und Spittal am Pyhrn. Sonst führet sie sowohl in Kärnten, als bei ihrem Einbruche in Steiermark fast durchgehends auf „ebenem" Wege. Nach ihrem Mur-Uebergange bei St. Georgen nächst Unzmarkt hält sie sich an das linke Murufer bis St. Michel, und wendet sich von da nordwestwärts in die sanft ansteigende „Salzstraße". Wie heute, so konnte sie auch im tiefen Winter befahren werden, und dem Personen- und Frachtenverkehre stand kein örtliches oder sonstiges Hinderniß von Seite der Elementareinflüsse entgegen. Man wird daher wohl nicht an-

*) Höhenbestimmungen in Steiermark von Th. Zollikofer und Dr. J. Gobanz, h. von der Direktion des geogn. montan. Vereines für Steiermark. Graz 1864, S. 16 Nr. 470.

stehen, die durch Obersteiermark führende Römerstraße für den bezeichneten Weg zu beanspruchen. Es handelt sich dabei nur noch um den Nachweis, wo der Ausgangspunkt und die Richtung dieser Straße in dem kärntnerischen Antheile zu suchen ist? Da geben aber die oberhalb des Zollfeldes bis Neumarkt gefundenen alten Meilenzeiger untrügliche Auskunft.

Zu Treibach bei „Althofen" sind schon vorlängst zwei römische Meilensteine vorhanden gewesen. Einer davon nennt den Namen des Kaisers Marcus Opellius Macrinus mit der Abstandszahl A · VIRUNI$_{o}$ · MP · XV; und der andere wahrscheinlich die Namen der beiden Kaiser: Marcus Aurelius und Lucius Verus. *)

Zu Krumfelden im „Krappfelde", östlich von „Althofen" ward im Frühjahre 1856 ein Meilenstein des Kaisers Marcus Julius Philippus mit der Abstandszahl A · VIR · MP · XV ausgegraben. **)

Zu St. Georgen bei Neumarkt habe ich im Jahre 1849 den Meilenstein des Kaisers Flavius Valerius Constantinus mit der Abstandszahl MP · XXII entdeckt. ***)

Es zeigen nun ihre Fundorte ganz sicher an, daß die römische Straße vom Zollfelde aus nach Wels nicht über Zwischenwässern und Friesach, sondern über Krumfelden, Guttaring, Hüttenberg, Zosen, St. Margarethen am Silberberge und Mülln nach St. Marein bei „Neumarkt" geführt habe. Noch heute nennt man das Thal, welches von Marein und Neumarkt südwärts über Mülln und St. Margarethen nach Hüttenberg führt, das „Heerfeld". ****)

Von Neumarkt nordwärts verläßt uns zwar die Spur der alten Meilensteine, die entweder wahrscheinlich schon zu Grunde gegangen sind, oder einstens aus dem tiefen Erdenschoße noch an das Licht gebracht werden dürften. Aber andere römische Denkmale zu Baierdorf, Maria Hof, zu Frauenburg bei Unzmarkt, Knittelfeld, St. Margarethen, Kobenz, Traboch, Trögelwang, Rottenmann und Liezen beweisen, daß die ganze Zugslinie bis Liezen klassischer Boden war. —

*) Jabornegg, kärntner. Alterth. Tafel XVI. Klagenfurt 1845. Mitth. d. h. V. f. St. 17. Heft S. 131.

**) Die Meilensteine Kärntens aus der Kärnt. Zeitschrift.

***) Mitth. d. h. V. f. Steierm. 1. Heft S. 29 ff.

****) Göth, statistische und geographische Darstellung des Herzogthums Steiermark, III. B., Graz 1843 S. 575.

Man wird daher nicht irren, wenn der Zug der Römerstraße von St. Marein und Neumarkt nördlich, an der Bezirksstraße nach Maria Hof, Teufenbach und Scheifling gesucht wird. Hier vereinigte er sich mit der dermaligen Poststraße und führte über Unzmarkt nach St. Georgen, wo der Uebergang an das linke Murufer stattfand, — zog an demselben bis Thalheim und Strettweg fort und gelangte von da an der gewöhnlichen Poststraße über Knittelfeld, Kraubat und St. Michel in das Liesing- und Paltenthal einbiegend nach Liezen.

Will man den näh'ren Nachweis über den angegebenen Straßenzug haben, so darf man nur das römische Meilenmaß, verglichen mit dem jetzigen, zu Hilfe nehmen. Ein Tausend römische Doppelschritte oder mp. I sind (angewendet auf das Meilenmaß der Tafel und des Itinerars) = $^1/_4$ der österreichischen Straßenmeile zu 4000 Wiener Klafter. So viele Millia Passuum also beide Reiseurkunden als Abstand einer Station von der anderen angeben, eben so viele österreichische Viertelmeilen waren sie von einander entfernt.

Hat man nun eine gute Karte zur Hand *), so darf man nur nach dem Kartenmaßstabe die Zirkelspitzen auf $^1/_4$ der österreichischen Straßenmeile einbiegen und den ganzen angegebenen Straßenzug vom Zollfelde nach Liezen und Wels durchmessen. Nach Angabe der Tafel fange man an der gewöhnlichen Klagenfurter Poststraße, gegenüber von St. Michel, an, und man gelangt in 14 Zirkelumwendungen nach Krumfelden (wenn man zwischen „Silberegg" und „Treibach" von der Poststraße rechts einlenkt). Dieser letztere Ort, etwas östlich von Althofen gelegen, war Matucaium, die erste Station von Virunum mit der Abstandszahl mp. XIII.

Von Krumfelden erreicht man in $^1/_4$ Meile Guttaring und lenkt ostwärts nach Hüttenberg ein, welches durch das „Heerfeldthal" über Zosen, St. Martin und Mülln nordwestwärts mit $^{13}/_4$ Meilen nach St. Marein und Neumarkt führt, wo die Station Noreja mit der Abstandszahl mp. XIII gewesen ist. Von hier zog der Weg auf der „Mariahofer" Bezirksstraße nach Teufenbach in das Murthal, verband sich bei Scheifling mit der von Perchau herkommenden Poststraße und ging über Unzmarkt nach St. Georgen, bis wohin man mit $^{13}/_4$ Meilen gelangt. Dieser Ort war die Station Pons oder ad

*) Schulz, Straßen- und Gebirgskarte der österreichischen Alpen.

Pontem, weil hier der Uebergang auf das linke Murufer war, und hat auch das zutreffende Meilenmaß mit mp. XIII, obgleich der dafür geschriebene Name Noreja nicht hieher gehört, sondern als Schreibfehler des Kopisten der Peutinger'schen Tafel anzusehen ist.

Am linken Murufer zog nun die römische Straße bis Thalheim und Strettweg, verband sich (der Ruine „Altlichtenstein" gegenüber) wieder mit der jetzigen Poststraße und erreichte mit $^{14}/_{4}$ Meilen einen Straßenraum ohne Ortschaft, etwa $^{1}/_{4}$ Meile westlich von Knittelfeld, und dieser war die Station Viscellae, die in der Tafel mit mp. XIIII angesetzt ist.

Mit $^{9}/_{4}$ Meilen von da erreicht man den Ort Kraubat (Tartusanae mp. IX.) und mit $^{10}/_{4}$ Meilen (bei St. Michel in die Salzstraße einbiegend) den Ort Kammern (Surontium) mit mp. X.

Von Kammern bis Liezen sind genau $^{30}/_{4}$ Meilen. Davon trifft die Hälfte einen Straßenraum ohne Ortschaft, $^{1}/_{4}$ Meile südlich vor Gaishorn (Stiriate mp. XV), und die andere Hälfte Liezen (Gabrumagum) mit mp. XV.

Hier begann der Uebergang über die Grenze, welche Steiermark von Oberösterreich trennt.

Mit $^{12}/_{4}$ Meilen von da ist man in Klaus (Tutatio mp. XII), wenn nämlich die den jetzigen Straßenausbug (zwischen „Spittal" und „Windischgarsten") gerade führende Diagonale betreten wird, was zur römischen Zeit eine Wegverkürzung per. $^{2}/_{4}$ Meilen betragen hatte.

Von Klaus erreicht man (eine Viertelmeile von „Voitsdorf") einen Straßenraum ohne Ortschaft, wo die Station Vetomanae war, mil $^{11}/_{4}$ Meilen, d. i. mp. XI, und mit eben so vielen die Station Wels (Ovilia mp. XI).

Dasselbe Ergebniß kömmt heraus, wenn man diese Wegesstrecke nach der Angabe des Itinerarium Antonini Augusti berechnet.

Setzt man die Zirkelspitze (eingebogen zu $^{1}/_{4}$ Meile des österr. Straßenausmaßes) wie beim früheren Vorgange bezüglich der „Tafel" an der Klagenfurterstraße westlich von St. Michel ein, so gelangt man zwischen „Silberegg" und „Treibach" ostwärts einbiegend mit 20 Umwendungen nach Hüttenberg, wo die Station Candalica mit mp. XX gewesen ist. Von da gelangt man über „Zosen", „Mülln", und zwischen „St. Marein" und „Neumarkt" an der „Mariahofer" Bezirksstraße nach „Teufenbach" und „Unzmarkt", nach St. Georgen an das linke Murufer, und am selben bis Thalheim und Strettweg nach 30

Zirkelumwendungen, und hier war die Station Monate mp. XXX (15)*).

Mit 23 Zirkelumwendungen kommt man nach Traboch, der Station Sabatinca, mit mp. XXIII und mit 30 gleichen nach Liezen (Gabrumagum mp. XXX).

Von da kommt man mit Benützung der, den jetzigen Straßenausbug zwischen „Spittal" und „Windischgarsten" vermeidenden, Diagonale nach 20 Zirkelumwendungen zur Station Tutatio (¼ Meile vor Voitsdorf gelegen) mit mp. XX und mit eben so vielen nach Wels Ovilava mp. XX.

Die genaue Uebereinstimmung beider Reiseurkunden wird es also herausgestellt haben, daß sie vom Zollfelde bis Wels nur „eine" Wegesrichtung im Auge hatten.

Es haben zwar außer den schon angeführten älteren Geographen und Geschichtsforschern auch neuere über diesen Straßenzug gegentheilige Meinungen aufgestellt, wie Katancsich, der ihn von Völkermarkt durch das Lavantthal zog, und Candalica nach Wolfsberg, Monate nach Obbach und Sabatinca nach Mautern verlegte, und auch Ankershofen**), der bei Ziehung der römischen Straße vom Zollfelde nach Hüttenberg zwar auf richtiger Fährte war, aber die Spur bei Mülln verlor, indem er die Straße über den Zirbitzkogel nach Judenburg zog, was aus zwei Gründen unannehmbar ist, indem dieser Berg***) die bedeutende Seehöhe von 7582 Fuß hat und der im Jahre 1849 bei Neumarkt aufgefundene Meilenstein ganz außer Acht gelassen wird."

Mittheilungen aus dem Geschicht-Vereine.

Fortsetzung des Verzeichnisses über dem kärntnerischen Geschicht-Vereine gewidmete Geschenke.

Von Herrn Aichwalder, Zimmermeister in Klagenfurt: Ein vorzüglich schönes wohlerhaltenes astronomisches Instrument, bestehend aus zwei Compassen, dann

*) Diese Station war also auch nicht zu Judenburg, sondern zwischen Thalheim und Strettweg, der Ruine Altlichtenstein" gerade gegenüber.

**) Handbuch der Geschichte des Herzogthum Kärnten, 1. B. S. 565—566. Klagenfurt 1850.

***) S. Höhenbestimmungen der Steiermark v. Zollikofer. Dr. Gobanz S. 23 Nr. 682 (Sirbitzkogel).

mehreren aus Elfenbein und Messing gearbeiteten Stücken, mit der Jahreszahl 1700. Das hölzerne Etui trägt die Inschrift: „Jung Maß der deutschen Meilen des Weltzirgl".

Von Herrn Franz Güggenberger in Luggau: Ein in Oel auf Leinwand gemaltes altes Bild, darstellend den Weltheiland auf Goldgrund, von einer Inschrift (religiösen Inhaltes) umgeben. (Aus dem 18. Jahrhunderte.)

Von Herrn Dr. Cartmann Flor, Capitular des Stiftes St. Paul und emeritirten Professor: Eine Schreibfeder aus vergoldetem Silber, welche dem Herrn Geschenkgeber, als er von seiner Lehrkanzel am königl. baierischen Obergymnasium zu Augsburg abtrat, von seinen Schülern als Andenken verehrt wurde.

Vom histor. Vereine in Bamberg: Bericht vom Jahre 1868.

Von der Oberlausitz'schen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz: Scriptores rerum Lusaticarum. Sammlung Ober- und Niederlausitzischer Geschichtschreiber. Herausgegeben von der Gesellschaft Neue Folge 4. Band.

Von Herrn Wieser, Landeshauptkasse-Official: a. Lithographische Ansichten der steiermärkischen Städte, Märkte, Schlösser und anderer interessanter Gebirgsgegenden. Von Jos. Franz Kaiser. b. Kurze Darstellung der mineralogisch-geognostischen Gebirgs-Verhältnisse der Steiermark. Von Math. Jos. Anker. 1835.

Von der historischen Gesellschaft in Basel: Beiträge zur vaterländischen Geschichte. 9. Band. 1870.

Erste Jahresschrift des k. k. Unter-Realgymnasiums in Villach für das Schuljahr 1869—70. (Vom Directionsleiter.)

Von der k. k. Central-Commission: Mittheilungen vom September und October 1870 15. Jahrgang.

Vom Verein für Siebenbürg. Landeskunde: a. Jahresbericht für 1868/69; b. Archiv des Vereines. Neue Folge. VIII. Bd. Heft 3, IX. Bd. Heft 1; c. Schriftsteller-Lexikon oder biographisch-literarische Denkblätter der Siebenbürger-Deutschen. Von J. Trausch. 1. Bd. Kronstadt 1868.

Von Herrn Franz von Aichberg, k. k. Notar in Graz: Manuscript-Auszüge aus den Tauf-, Trauungs- und Sterbebüchern der Stadtpfarre zu Klagenfurt; gesammelt von Ant. E. v. Benedict, k. k. Appell.-Ger.-Kanzellist in Klagenfurt.

Von Herrn. Thom. Hermanitz, k. k. Finanz-Commissär in Wolfsberg: a. Ein Notizbüchl aus dem Jahre 1715; b. 3 Fascikel-Urkunden und Schriften. aus dem 16—18. Jahrhundert; c. Normaliensammlung vom Jahre 1735; d. Ein Klagenfurter Sackkalender vom Jahre 1712.

Von Herrn Marzell von Steffn, k. k. Gerichtsbeamten in St. Paul: Eine große auf Leinwand aufgezogene Karte der Steiermark, betitelt: Styriae ducatus fertilissimi nova geographica Descriptio Authore G. M. Vischer 1678.

Von Sr. Erlaucht Herrn Graf Fugger: Römerstein (Trauer-Genius) aus dem Zollfelde; Kopf einer Statue aus ebendort, bisher in Tanzenberg.

Herrn Pfarrer Tschernitz in Globasnitz: Antike Münze (Kupfer, unkenntlich) vom Hemmaberge.

Herrn Karl Dürnwirth, Spiritual: 3 antike Kupfermünzen von St. Canzian bei Finkenstein.

Ankäufe.

1. Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller. Von Heinrich Kurz. Fünfte Auflage des 1. bis dritten Bandes; 4. bis 14. Lieferung.

2. Allgemeine Weltgeschichte von Dr. Georg Weber. 8 Band.

2. Der Werth der Gesta Friderici imperatoris des Bischofs Otto von Freising für die Geschichte des Reiches unter Friedrich I. Von Dr. Hermann Gottfried. 1870.

4. Atlas kirchlicher Denkmale des Mittelalters im österreichischen Kaiserstaate. Herausgegeben von der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. 9. bis 11. Lieferung.

5. Anticaglien vom Helenenberge: a. Broncenadel mit Doppelöhr; b. Kleine Fibula aus Bronce; c. Bruchstück eines Zierrathes aus Bronce; d. Gewichtstein; e. Kupfermünze des K. Tit. Claudius.

6. Deutsches Staatswörterbuch von Dr. J. C. Bluntschli und Dr. K. Brater. 112—114. Lieferung. Schluß des Werkes.

Statistische Notizen und Marktberichte.

Schulbildung in Preußen. Eine Uebersicht der bei dem preußischen Landheere und der Seemacht im Ersatzjahre 1869\70 eingestellten Ersatzmannschaften mit Bezug auf ihre Schulbildung enthält das neueste „Unterrichts-Centralblatt". Danach waren in der Provinz Preußen von 10.809 jungen Leuten 1183 oder fast 11 Procent ohne Schulbildung; in der Provinz Brandenburg von 7836 nur 47, also 0·59 Perc.; in Pommern von 4995 überhaupt 47 oder 1·08 Pr.; in Posen von 5577, 802 oder 14·38 Pr.; in Schlesien von 12.605, 361 oder 2·86 Pr.; in der Provinz Sachsen von 7516 nur 28 oder 0·37 Pr.; in Schleswig-Holstein von 2748 nur 19 oder 0·69 Pr.; in der Provinz Hanover von 6188 nur 54 oder 0·87 Pr.; in Westfalen von 5306, 60 oder 1·03 Pr.; in Hessen-Nassau von 4359 nur 10 oder 0·22 Pr.; in der Rheinprovinz von 11.188 nur 84 oder 0·75 Pr.; in Hohenzollern besaßen alle 227 Ausgehobenen Schulbildung; in Lauenburg bis auf einen auch alle 174. (Arbeitgeber.)

Feldpostsendungen nach Frankreich. An die deutsche Armee im Felde wurden bisher circa 65 Millionen Briefe, 45 Millionen bares Geld, 1 Million Privatpackete und 35000 Militärdienstpackete befördert. — Die Sendungen vom 16ten October bis 16. Dezember, an welchem Tage die Weihnachtssendungen geschlossen wurden, betrugen 1,219.533 Packete, welche durch 560 Eisenbahnwaggons und vielen hunderten von Pferdefahrzeugen an die Truppen befördert wurden.

Das Zeitungswesen in der Schweiz. Uri, der Muster-Urkanton hat keine Zeitung, die übrige Schweiz aber 405 periodische Blätter oder etwa 1 auf 6500 Seelen. Die Zahl der politischen Zeitungen ist 227, die der andern Zeit

schriften 178. Von ersteren erscheinen 175 in deutscher, 43 in französischer, 5 in italienischer, 3 in romanischer Sprache. Bern hat 35, Aargau 33, Zürich 31, St. Gallen 18, Waadt 13, Genf und Thurgau je 11 ꝛc..

Die Rübenzucker-Campagne im Zollvereine 1869|70. In diesem Betriebsjahre wurden von 296 Rübenzucker-Fabriken 51.691.731 Ztnr. frische Rüben auf Zucker verarbeitet, während 1868—69 nur 49,953.656 Ztnr., mithin 1,738.075 Ztnr. weniger verwendet worden sind. Unter der Annahme, daß aus 12½ Zentner frischen Rüben 2 Ztn. Rohzucker hergestellt wird, berechnet sich die Ausbeute von Rohzucker für 1869—70 auf 4,135.338 Ztnr., während sie in der Campagne 1868—69 nur 3,696.292 Ztnr. betrug, von denen 1869—70: 407.205 Ztnr., 1868—69: 328.243 Ztnr. ausgeführt wurden. Zieht man die ausgeführten Mengen von der Gesammtproduction ab, so berechnet sich das zum inländischen Consum verbliebene Quantum Rohzucker für 1869—70 auf 3,728.133 Ztn. oder 9·73 Zollpfund pro Kopf der Bevölkerung, für 1868—69 dagegen auf 3,668.049 Ztr. oder 9·57 Zollpfund pro Kopf.

Einträglichkeit der Weinberg-Schnecken. Ein Weinwinzer in Burgund erwirbt alljährlich 800 Francs durch den Verkauf von Garten- und Weinbergschnecken an Pariser Restaurateurs. Er läßt sich die Schnecken von Schulkindern gegen wenige Sous massenweise liefern, macht sie in einem Behältniß seines Kellers mit Kraut und Salatblättern, geschabten Möhren ꝛc. fett, und versendet sie dann. Die Restaurateurs tischen sie als Delikatesse mit geröstetem Brode, Butter und Petersilie auf.

Eisen- und Bleipreise

im Februar.

Das Metallgeschäft ist bei den Hoffnungen auf Frieden auf dem Kontinente und in England anziehend und man hofft allerorts auf einen bedeutenden Aufschwung, wenn der Friede zwischen Frankreich und Deutschland zu Stande kömmt. In ganz Deutschland und kaum minder in Oesterreich klagt man über die unzureichenden Transportmittel und über Mangel an Arbeitern in den Kohlengruben. Das erste bewirkt, daß Kohlen, Erze und Waaren lange lagern oder unterwegs sind, die Nachfrage daher nicht rasch befriedigt werden kann. Das andere verstärkt diese Wirkungen bei den Steinkohlen zu einer Kohlennoth, ganz besonders in den Ländern am Rhein, und bewirkte ein unerhörtes Aufschnellen der Kohlenpreise. In Belgien sind die Schienen-Walzwerke sehr angestrengt beschäftigt, und man erwartet, daß der in Kurzem in Frankreich nothwendige große Bedarf von Eisenbahnmaterial durch Belgien befriedigt werden müsse, da sich englisches Fabrikat theurer stellt, und die deutschen Werke zunächst von dem eigenen Lande in Anspruch genommen werden. Die Lage der Stabeisenfabrikation in Oberschlesien wird als eine äußerst günstige geschildert. Die Werke sind vollauf beschäftigt. In Oesterreich sind die Maschinenfabriken im besten Betrieb, und haben, da die Noth an Eisenbahnbetriebsmittel Bestellungen zur Folge hatte, welche überall gemacht werden, wo Aussicht auf schnellste Effectuirung vorhanden ist, auch für Deutschland Aufträge erhalten. Die Walzwerke sind im vollen Betrieb für Eisenbahnmaterialien und Bauwerke, und erwarten in nächster Zeit noch bedeutende Aufträge. Die Zeugfabriken sind noch auf lange Zeit mit Arbeit versorgt. In

Kärnten haben die Blechwalzwerke wieder so viel zu thun, wie um diese Zeit im verflossenen Jahr, nur für Brescianstahl hat die Nachfrage abgenommen. Das Roheisengeschäft ist im besten Gang. und kärntnerisches Cokesroheisen so gesucht, daß es für gewisse Zwecke dem Holzkohlenroheisen vorgezogen wird.

Die Notirungen der Eisen- und Bleipreise auf den deutschen Marktplätzen sind unverändert dieselben wie im vorigen Monat geblieben.

Kärntisches Holzkohlen-Roheisen kostet wie im vorigen Monat ab Eisenbahnstation beim Werk der Zollzentner fl. 3·55, Cokesroheisen fl. 3·40, Stabeisen erste Kategorie fl. 9. — Bleiberger Blei fl. 14·28 (16 fl. b. W. Ztn.), Raibler Rühr- und Preßblei fl. 13·39. (15 fl. b. W. Z.) Spanisches Blei ist zu Triest notirt fl. 13·83 bis 14·40 (fl. 15·50—16·25 b. W. Ztn.). Zum Curs von 121·5 berechnen sich obige Preise auf Silber: für Roheisen mit fl. 2·91—2·78, Stabeisen fl. 7·38, Bleiberger Blei mit 11·71, Raibler mit fl. 10·98, Spanisches zu Triest mit fl. 11·34—11.80.

Getreidepreise vom Jänner und Anfang Februar 1871.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt Jänner:	5.68	4.21	3.16	1.95	3.67	3.01
„ am 16. Februar	5.97	4.28	3.20	1.96	3.67	3.17
Pest	5.88	3.50	2.30	2.56	—	2.75
Wiener-Neustadt	6.10	4.00	3.00	2.40	—	2.90
Wels	6.16	4.10	3.40	2.05	—	3.46
Groß-Kanischa	5.80	3.80	3.20	—.	—	3.40

Klagenfurter Lebensmittel-Durchschnittspreise.

1 W.-Pf.	Rindschmalz	Butter	Speck geselcht,	roh	Schweinschmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	56	55	48	40	48	5⅓

1 Pfund Rindfleisch 24—26 kr.; 1 Pfund Kalbfleisch 28—30 kr.

1 Klftr. Brennholz 12″ lang, hartes fl. 5.20—5.60, weiches fl. 3.80—4.00—
1 „ „ 30″ „ weiches fl. 6.00—6.10

1 W.-Zentner Heu, mindeste Qualität fl. 1.20, beste 2.00
1 „ Stroh, „ „ „ 1.40., „ 1.70.

Silberagio: Jänner 121.72, vom 1. bis 15. Februar 121.50.

Inhalt.

Redaction: Leodegar Canaval und A. Ritter v. Gallenstein.

Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geschichtvereine und naturhistorischen Landesmuseum in Kärnten.

№ 3 Einundsechzigster Jahrgang. 1871

Darwin und Wallace.*)

Vorgetragen am Landesmuseum am 27. Jänner 1871.

Bis zum Erscheinen der Schrift von Dr. Bernh. Meyer über Darwin und Wallace war es vielfach unbekannt in Deutschland, daß neben Ch. Darwin ein anderer Forscher Englands auf das Recht Anspruch machen darf, als der Erfinder der so viel besprochenen, bekämpften und vertheidigten Theorie der Entstehung der Arten angesehen zu werden, einer Theorie, welche nach ihrem Hauptbegründer „Darwinianismus“ benannt zu werden pflegt.

Es ist dies Alfred Russel Wallace, 1823 zu Usk geboren, lernte er vom 15—21 Jahre bei seinem ältern Bruder Feldmeßkunst und das Civil-Ingenieurwesen und begann das Studium der Botanik; 1844—48 war er Lehrer und beschäftigte sich viel mit Sammeln von Insekten; 1848 unternahm er in Gesellschaft des ausgezeichneten Forschers Henry W. Bates die Reise ins Thal des Amazonenstromes und kehrte 4 Jahre später, da seine Gesundheit durch ein arges Fieber gebrochen war, nach England zurück. Das Schiff verbrannte, die Reisenden mußten sich auf Booten retten, wurden nach zehntägiger Irrfahrt von einem andern Schiffe aufgenommen und nach England gebracht. Wallace hatte alle seine Sammlungen und fast alle Manuscripte und Skizzen verloren, publicirte aber

*) Dr. A. B. Meyer: Ch. Darwin und A. R. Wallace. Erlangen 1870. — A. R. Wallace: Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl, übersetzt von A. B. Meyer. Erlangen 1870. — Dr. J. Huber: Die Lehre Darwin's. München 1871.

dennoch zwei Schriften „Reisen am Amazonenstrome und Rio Negro" und „Die Palmen des Amazonenstromes." Schon zwei Jahre später, im Frühling 1854, finden wir ihn abermals auf einer Reise nach den Ländern der Südsee. 8 Jahre durchforschte er die Malayischen Inseln, von der Halbinsel Malaka bis Neu-Guinea nach allen Richtungen, brachte davon 125.000 naturwissenschaftliche Gegenstände nach Europa, mit deren wissenschaftlicher Bearbeitung nun er selbst und 4 andere Gelehrte Englands beschäftigt sind, und bekam durch die während der ganzen Zeit veröffentlichten Forschungen einen immer größeren Ruf. Auf diesen Reisen war es, daß er seine fruchtbringenden Gedanken über die Entstehung der Arten faßte, und zuerst im Jahre 1855 auf Borneo niederschrieb, 3 Jahre später aber zu Ternate eine Abhandlung schrieb, welche den direkten Anstoß dazu gab, daß Darwin mit seinen Ideen an die Oeffentlichkeit trat.

Wallace kannte Darwin's Ansichten damals nicht, überschickte seine Abhandlung „über die Tendenz der Varietäten, unbegrenzt vom ursprünglichen Typus abzuweichen" an Darwin, als seinen wissenschaftlichen Freund, mit dem Ersuchen, sie Lyell einzuhändigen, wenn Darwin seine Auffassung und Behandlung des Gegenstandes für neu und interessant genug hielte.

So sehr schätzte Darwin den Werth der darin niedergelegten Ansichten, daß er in einem Briefe an Lyell vorschlug, die Einwilligung Wallace's einzuholen, um die Abhandlung so bald als möglich veröffentlichen zu dürfen. Lyell und Hooker hatten jedoch Kenntniß von den Ansichten Darwins', welche er schon im Jahre 1839 skizzirt hatte. Diese Denkschrift handelte in ihrem ersten Theile „über das Variiren organischer Wesen im natürlichen und im Zustande der Domestikation", im zweiten Theile „über das Variiren organischer Wesen im natürlichen Zustande, über die natürlichen Mittel der Zuchtwahl, über das Verhältniß domesticirter Racen zu echten Arten". Eine Copie davon war 1844 Hooker und durch diesen später Lyell mitgetheilt. Diese beiden waren schon damals in Darwin gedrungen, seine Gedanken und Beobachtungen zu veröffentlichen. Sie billigten daher jetzt den Antrag Darwin's auf Veröffentlichung der Abhandlung von Wallace unter der Voraussetzung, daß auch Darwin seine Denkschrift über denselben Gegenstand der Veröffentlichung nicht mehr vorenthalte. Dazu gab er seine Einwilligung, worauf Lyell und Hooker unter Mittheilung des ganzen Herganges

beide Schriften am 30. Juni 1858 der Linnaean Society vorlegten Aber nicht so sehr durch diese Publikation, sondern ganz vorzüglich erst durch das 1859 von Darwin selbst herausgegebene Werk: „über die Entstehung der Arten" wurde das nach seinem Namen benannte System dem großen Publikum bekannt.

Nach Darwin's Ansicht sind

1. die an den lebenden Wesen unverkennbare Tendenz zur Abänderung, die Variabilität, und
2. der Kampf ums Dasein gegen Mitbewerber und Feinde ihrer Existenz

die beiden Momente der von ihm so genannten natürlichen Zuchtwahl, indem der Kampf ums Dasein das Geschäft übernimmt, welches in der künstlichen Züchtung der bewußte Wille des Menschen ausübt. Er macht, daß jede für das Dasein günstige Abänderung nicht bloß erhalten, sondern durch den fortwährenden Gebrauch verstärkt, durch das zunehmende Zurücktreten der ungünstiger ausgestatteten Individuen und durch die Paarung der begünstigten gleichartigen Individuen immer mehr in den Nachkommen angehäuft wird. Zu dem Gebrauch dieser Strukturabänderungen kommt nun auch noch die Korrelation des Wachsthums, nach deren Gesetz die einmal eingetretene Abänderung auch nur eines Formbestandtheiles der Organisation auf alle übrigen Organe, allmälig in entsprechender Weise abändernd wirkt.

So entfernt sich die weitere Bildung immer mehr von der Stammart, so tritt ein allgemeiner Fortbildungsprozeß ein, in welchem es sich fort und fort wiederholen wird, daß immer diejenigen Individuen, welche in der zweckmäßigsten Abänderung einen Vorsprung vor den andern gewinnen, diese im Kampfe ums Dasein verdrängen und austilgen. Mit der Entstehung jeder neuen Variation werden alle die nur etwas zurückgebliebenen Bildungen zum Untergange verurtheilt. So züchtet die Natur blind und nothwendig immer neue, immer vollkommenere, d. h. für die Erfüllung ihrer Lebenstriebe kräftiger ausgestattete Organisationen. Gerade die Noth des Lebens, welche zahllose Wesen vernichtet, treibt die allgemeine Entwicklung des Lebens weiter, oder wie Darwin selbst sagt: „So geht aus dem Kampfe der Natur, aus Hunger und Tod unmittelbar die Lösung des höchsten Problems hervor, das wir zu fassen vermögen, die Erzeugung immer höherer und immer vollkommenerer Thiere."

Das sind die Grundzüge jener so folgenreichen Theorie, welche die

hergebrachten Ansichten über Entstehung und Ordnung in der organischen Welt, die Systematik der Botanik und Zoologie, wankend macht und der sogenannten natürlichen Weltansicht, gemäß welcher alle Erscheinungen aus innerhalb der Natur gegebenen und wirkenden Kräften abzuleiten sind, starke Förderung und Verbreitung gibt.

Darwin hat seine Theorie auf einen erstaunlichen Reichthum von Erfahrungen und Thatsachen gegründet und diese Materialien mit eben so großer Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit als Scharfsinn und ächt naturwissenschaftlichem Sinn behandelt. Er ging bei seinen Schlüssen wesentlich von den Erfahrungen und Betrachtungen der künstlichen Züchtung der Thiere und Pflanzen aus, und legte für den Kampf ums Dasein weit weniger Gewicht auf Klima und Witterungswechsel, als vielmehr auf die Beziehung der organischen Wesen zu einander.

Zu demselben Resultat, aber auf anderen Wegen, kam auch Wallace. Er geht von den Beobachtungen der Geologie, Thier- und Pflanzengeographie aus und gelangt zu dem Gesetz: Eine jede Art ist sowohl dem Raum als auch der Zeit nach zugleich mit einer vorher existirenden nahe verwandten Art in die Erscheinung getreten, oder bestimmter gesagt, eine jede Art hat als unmittelbare Stammform eine nahe verwandte Art gehabt, welche zur Zeit ihres Entstehens existirte. Er suchte nachzuweisen, daß das Argument, welches für die ursprüngliche und bleibende Verschiedenheit der Species bisher geltend gemacht und am stärksten war, aber aus der Beobachtung von Zuchtthieren entnommen ist: daß Varietäten mehr oder weniger unbeständig sind und sich selbst überlassen die Tendenz besitzen, zur normalen Form der elterlichen Art zurückzukehren, bei Varietäten, welche im natürlichen Zustand beobachtet werden, in der aufgestellten Allgemeinheit nicht zutreffe, daß es vielmehr ein allgemeines Princip in der Natur gibt, welches bewirkt, daß viele Varietäten die elterliche Species überleben und zu aufeinander folgenden Abweichungen Anlaß geben, indem sie sich immer weiter von dem Originaltypus entfernen, während domesticirte Varietäten in der Verwilderung immer mehr auf den Typus der ursprünglichen wilden Stammart zurückfallen oder aussterben müssen. Dieses Princip findet er in dem Kampf ums Dasein, auf welchen das Leben wilder Thiere angewiesen ist. Bei diesen Ausführungen nimmt Wallace auf die von Darwin so sehr betonte Accumulation günstiger Veränderungen durch die Paarung keine Rücksicht, indem er dieses Resultat wohl durch die künstliche Züchtung, aber

nicht durch den freien Geschlechtsverkehr der Thiere im wilden Zustand ermöglicht sieht. Er legt ferner auf die physischen Verhältnisse einer Gegend einen weit stärkeren Nachdruck als Darwin, ja den stärksten Nachdruck, da er durch sie allein den Wandel, welcher nicht immer Fortschritt, sondern auch Rückschritt, ja selbst Rückkehr zur früheren Form der Art sein kann, bedingt erkennt. Endlich will er ganz im Gegensatz zu Darwin die domesticirten Thiere mit den im freien Naturzustande lebenden zu gar keiner Vergleichung und Beweisführung herangezogen wissen, indem er jene für abnorm, unregelmäßig, künstlich erklärt; sie kommen nie im natürlichen Zustand vor, noch können sie vorkommen, ihre Existenz ist ganz von menschlicher Sorgfalt abhängig, weil sie zu sehr von jenem Gleichgewicht der Organisation abweichen, vermittelst welcher allein Thiere sich selbst überlassen Leben und Race erhalten.

Es hat in unserer Zeit kein Naturforscher so viele, so merkwürdige Bestätigungen der Darwin'schen Theorie aus Beobachtungen der freien Entwicklung in der Natur geliefert, als Wallace, der zweite Schöpfer dieser Theorie. Mit um so größerem Interesse und um so lebhafterem Vertrauen dürfen wir ihm in seinen Schlußfolgerungen folgen. Diese führen uns denn auch auf das Thema der Abstammung des Menschen vom Affen oder einem affenähnlichen Thiere, das in unserer Zeit mit solcher Vorliebe und Heftigkeit ergriffen wurde und über das die Parteien ebenso schroff gegen einander gerathen würden, wie in anderen Glaubenssachen, wenn nicht diejenigen, welche im Affen unsern Urahn vertheidigen, selbst wenig Freude an ihrem Triumph hätten und recht gerne ihren Großvater selbst wieder verläugnen möchten. Bei diesem Verkehr mag es dennoch Verwunderung erregen, daß er selbst daran ging, der Macht der natürlichen Zuchtwahl Grenzen zu setzen, und zu dem Ausspruch gelangt: daß wir gerade so sicher, wie wir die Thätigkeit der natürlichen Gesetze bei der Entwicklung organischer Formen nachweisen können und deutlich einsehen, daß eine vollere Kenntniß uns befähigen würde, Schritt für Schritt dem ganzen Prozeß jener Entwicklung zu folgen, — die Thätigkeit eines unbekannten höheren Gesetzes jenseits und unabhängig von allen jenen Gesetzen, von denen wir Kenntniß haben, nachweisen können, wenn wir die Frage der Entwicklung des Menschen unter den Gesetzen der Darwin'schen Theorie betrachten.

Wir müssen eben immer festhalten, a) daß nach der Darwin'schen Theorie aller Wechsel in der Form oder Struktur, b) jeder Zu-

wachs an Größe eines Organes oder an seiner Complicirtheit, c) jede größere Specialisation oder physiologische Arbeitstheilung nur so weit ausgeführt werden kann, als es dem so modificirten Wesen zum Vortheile gereicht. Darwin selbst prägt bei jeder Gelegenheit ein, daß natürliche Zuchtwahl keine Macht hat, absolute Vollkommenheit hervorzurufen, daß sie nur relative Vollkommenheit und kein Wesen viel, sondern nur gerade so viel über seine Mitgeschöpfe zu erheben vermag, um es in den Stand zu setzen, diese im Kampf ums Dasein zu überleben. Noch weniger hat sie irgend eine Macht, Veränderungen hervorzubringen, welche für ihren Besitzer in irgend einer Weise schädlich sind. Darwin selbst gebraucht häufig die Ausdrucksweise, daß ein einziger solcher Fall für seine Theorie verhängnißvoll sein würde.

Wenn wir nun beim Menschen irgend welche Charaktere finden, welche zeigen, daß sie ihm bei ihrem ersten Auftreten thatsächlich nachtheilig gewesen sind, so könnten sie unmöglich durch natürliche Zuchtwahl hervorgebracht werden. Wenn ferner ein speciell entwickeltes Organ dem Menschen ursprünglich rein nutzlos gewesen wäre, oder wenn sein Nutzen nicht in Proportion zu dem Grade seiner Entwicklung gestanden hätte, so konnte diese Entwicklung des Organs nicht das Ergebniß der natürlichen Zuchtwahl sein. In beiden Fällen mußte dann eine andere Macht an der Arbeit gewesen sein. Wenn wir aber ferner noch sehen können, daß gerade diese Modificationen, wenn auch nachtheilig und nutzlos zur Zeit ihres ersten Auftretens, zu einer viel späteren Periode im höchsten Grade nützlich wurden und nun wesentlich sind für die volle und intellectuelle Entwicklung der menschlichen Natur, dann müßten wir — wie Wallace sagt — auf die Thätigkeit eines Geistes, einer idealen Kraft schließen, welche die Zukunft vorhersieht und sie vorbereitet, gerade so sicher, wie wir es thun, wenn wir sehen, wie der Züchter an die Arbeit geht mit der Absicht eine bestimmte Vervollkommnung bei einer kultivirten Pflanze oder einem Zuchtthiere hervorzurufen, — und diese Untersuchung ist dann gerade so wissenschaftlich und berechtigt, wie die nach der Entstehung der Art selbst.

Ueber das Gesagte geben nun folgende Thatsachen und Betrachtungen Aufschluß.

Das Gehirn ist allgemein als das Organ des Geistes angenommen, und fast ebenso allgemein wird angenommen, daß seine Größe eines der wichtigsten Elemente sei, welche Geistesfähigkeit oder Capacität bestimmen. Der Unterschied in der Qualität der Gehirne scheint

lediglich den Einfluß der Quantität zu vergrößern oder zu verringern, nicht aber ihn zu neutralisiren. Ueberblickt man die nachstehenden Zahlen, welche die Durchschnittscapacität der Schädel der Hauptracen nach den Sammlungen von Dr. J. B. Davis und Dr. Morton darstellen:

teutonische Familie	94	Cubikzoll
Eskimos	91	"
Neger	85	"
Australier	82	"
Buschmänner	77	"

so geben sie einen Beleg für die Behauptung derer, welche eine Beziehung zwischen der Größe des Gehirns und dem Culturgrad des Menschengeschlechtes und der intellectuellen Superiorität oder Inferiorität der Racen erblicken. Wenn man ferner die Thatsache bedenkt, daß, wenn der Schädel eines erwachsenen männlichen Europäers weniger als 19 Zoll Umfang mißt, oder weniger als 65 Cubikzoll Capacität (Gehirn) faßt, dieser unabänderlich idiotisch ist, während es gleichfalls unbestrittene Thatsache ist, daß bedeutende Männer, welche scharfe Auffassung mit großer Reflexionskraft, heftigen Leidenschaften und allgemeiner Energie des Charakters vereinigten, wie Napoleon, Cuvier, O'Connel, auch Köpfe besaßen, welche weit über die Durchschnittsgröße hinausragen, so müssen wir uns damit zufrieden erklären, daß das Gehirnvolum eines und vielleicht das wichtigste Maß des Intellectes abgebe. Die absolute Größe des Gehirnes ist jedoch, wie nach obiger Tabelle geschlossen werden wollte, nicht nothwendig geringer bei den Völkern niederer Kultur, als bei den Menschen der höheren Kultur, denn man kennt Finnen- und Kosackenschädel von 98 Cubikzoll, also beträchtlich mehr als das Durchschnittsmaß bei der germanischen Race; man kennt Eskimos-Schädel von einer Capacität von 113 Zollen; ja, während der größte teutonische Schädel in Dr. Davis' Sammlung 112·4 Cubikzoll beträgt, findet sich dort ein Araucaner mit 115·5, und während der Durchschnittsschädel der teutonischen Race 94 Cubikzoll mißt, gibt es dort einen Australier mit 104·5, einen Neger mit 105·8, einen Marquesas mit 110·6 Cubikzoll, so daß wir berechtigt sind, für den Vergleich des Menschen mit dem Affen den Wilden mit dem höchsten Europäer zusammenzustellen.

Was aber noch außerordentlicher ist: die wenigen Ueberbleibsel, welche man bis jetzt als die prähistorischen Menschen kennt und auf deren Schädeln man die Theorie des Affenmenschen gebaut hat, zeigen keine

wesentliche Veränderung in der Größe der Hirnschale. Ein Schweizerschädel aus der Steinzeit, in den Pfahlbauten von Meilen gefunden, correspondirt genau mit dem eines jungen Schweizers der Gegenwart. Der berühmte Neanderschädel hat einen größeren, als den Durchschnittsumfang, und seine Capacität, welche wirkliche Gehirnmasse anzeigt, kann auf nicht weniger als 75 Cubikzoll geschätzt werden. Der Engisschädel, vielleicht der älteste bekannte Zeitgenosse des Mammuth und Höhlenbären, ist nach Pr. Huxley ein guter Durchschnittsschädel, welcher ebensowohl einem Philosophen gehören konnte, als er auch das gedankenlose Gehirn eines Wilden beherbergt haben kann. Von den Höhlenmenschen von Les Eyzies, welche zweifellos mit dem Rennthier in Südfrankreich zusammenlebten, sagt Prof. Broca: „Die große Capacität des Gehirns, die Entwicklung der Frontalregion, die schöne elliptische Form des vorderen Theiles des Schädelprofiles sind unläugbare Charakteristika der Superiorität, so wie wir sie bei civilisirten Racen zu finden gewohnt sind, und doch zeigen die große Breite des Gesichtes, die enorme Entwicklung des aufsteigenden Theiles des Unterkiefers, die Rauhigkeit der Oberfläche zum Ansatze der Muskeln, hauptsächlich der Kaumuskeln, die außerordentliche Entwicklung der Leiste des Schenkelknochens enorme Muskelkraft an und die Gewohnheiten einer wilden Race." —

Vergleichen wir nun das Gehirn des Menschen mit dem des Thieres, das dem Menschen am nächsten steht, d. i. mit dem Affen. Der erwachsene männliche Orang-Utan ist ebenso groß wie ein kleiner Mensch, der Gorilla überreicht das Durchschnittsmaß des Menschen, und doch hat der erste ein Gehirn von nur 28, der letztere von 30 und bei dem größten bisher bekannten Exemplar $34\frac{1}{2}$ Cubikzoll. Bringt man die Zahlen der Schädelcapacität des menschenähnlichsten Affen, des wilden und civilisirten Menschen in Proportion, indem man die für den Menschen ungünstigsten Minima zum Vergleich nimmt, so ergeben sich die Zahlen für anthropoide Affen 10
„ wilde Menschen 26
„ civilisirte Menschen 32,

und so hat der wildeste Mensch mehr als die doppelte, der civilisirte Mensch mehr als die dreifache Gehirnmenge des Affen.

Vergleichen wir nun die intellectuellen Bedürfnisse und die Intelligenz des wilden und des civilisirten Menschen. Wenn wir an den Wilden Menschen kennen lernen, welche nur bis 3 oder 5 zählen,

die Addition von 2 und 3 unmöglich begreifen können, sobald sie nicht die Gegenstände vor sich haben, deren Sprachen keine Worte für abstracte Begriffe enthalten, denen alle Voraussicht bei Dingen fehlt, die über ihre einfachsten Bedürfnisse hinausgehen, welche unfähig sind zu combiniren oder zu vergleichen über einen allgemeinen Gegenstand, welcher nicht unmittelbar ihren Sinnen vorliegt, welche in ihren moralischen und ästhetischen Fähigkeiten keine jener Sympathien mit der ganzen Natur, keine jener Auffassungen des Unendlichen, Erhabenen, Schönen besitzen. deren der civilisirte Mensch in so hohem Grad befähigt ist; wenn wir dieß alles bedenken, werden wir zwischen beiden eine Kluft beobachten, die vielleicht selbst größer ist als die, welche zwischen dem Wilden und menschenähnlichen Affen oder seinem Intellect und dem so mancher Thiere besteht. Racen wie die Australier, die Eingebornen des Feuerlandes oder der Andaman-Inseln, verbringen ihr Leben in einer Weise, daß sie der Ausübung weniger Fähigkeiten bedürfen, welche viele Thiere nicht im gleichen Grade auch besitzen. In der Art, wie sie ihr Wild oder Fische fangen, übertreffen sie nicht die Voraussicht des Jaguars, welcher Speichel ins Wasser tropft und die Fische ergreift, welche getäuscht herankommen um darnach zu schnappen, oder des Fuchses, welcher die überflüssige Nahrung bis zum Gebrauch vergräbt. Die Schildwachen, welche Affen und Antilopen ausstellen, die Baukunst der Biber u. dgl. können sehr wohl mit dem Betrag von Sorgfalt und Voraussicht verglichen werden, welche viele Wilde unter ähnlichen Verhältnissen zeigen. Der Besitz freier und vollkommener Hände setzt den Wilden in Stand, Waffen und Geräthschaften zu verfertigen, aber wenn er dies gethan, zeigt er weiter manchmal kaum mehr Verstand sie zu gebrauchen, als viel niedrigere Thiere die ihnen angewiesenen Mittel. Sein ganzes Leben erschöpft sich in der Befriedigung des Hungers auf dem einfachsten und leichtesten Wege. Das Gesagte war aber viel wahrer noch von den Menschen, deren Waffen roh zerschlagene Flintsteine waren. Es scheint sich somit zu bestätigen, daß der intellectuelle Abstand zwischen dem Wilden und dem civilisirten Menschen eben so groß, vielleicht größer ist, als der zwischen ihm und dem Affen, daß für die begrenzte Geistesentwicklung des Wilden ein Gehirn genügen würde, wenig größer, als das des Gorilla. Er besitzt dagegen thatsächlich ein Gehirn, das mehr als doppelt so groß als dieses ist, somit an diesem großen und wohlentwickelten Gehirn ein Organ, das zu seinem thatsächlichen Bedürfniß in gar keinem Verhältniß steht, ein Organ, welches ihm von vorne her

gegeben worden zu sein scheint, um voll benutzt zu werden, wenn er in der Civilisation vorschreitet, ja, das sein Kind in den Stand setzt, diese sogleich aufzunehmen, wenn es unter dem Schutz derselben herangezogen wird, ohne erst die Jahrtausende durchzumachen, welche verflossen, um die Menschheit aus dem Zustand der Wildheit zu dem der Civilisation emporzubringen. Dieses große Gehirn des Wilden konnte sich niemals durch eines der Gesetze der Darwin'schen Theorie allein entwickelt haben, da ihre Wesenheit gerade die ist, daß sie zu einem Grade der Organisation führen, welcher genau den Bedürfnissen jeder Art proportional ist, nie über diese Bedürfnisse hinausgreift, daß keine Vorbereitung für die zukünftige Entwicklung der Race getroffen werden kann, daß ein Theil des Körpers nicht an Größe und Complicirtheit zunehmen kann, es sei denn in strenger Coordination zu den dringenden Bedürfnissen des Ganzen.

Wallace erweitert seine vergleichenden Betrachtungen über den Körper des Menschen und macht zunächst auf einen Punkt aufmerksam, welcher bisher von anderen Schriftstellern und Forschern ganz übersehen wurde, d. i. die Haarbedeckung des Körpers, ein allgemeiner äußerer Charakter der Erdsäugethiere. Daß die hauptsächlichste Function der Haare die ist, der biegsamen, weichen, fühlenden Haut Schutz gegen die Strenge des Klimas und besonders gegen den Regen zu bieten, wird durch die Art der Anordnung der Haare bewiesen, welche immer so ist, um das Wasser ablaufen zu lassen. Darum sind sie unabänderlich von den höchsten Theilen des Körpers aus nach unten gerichtet, die Unterseite des Leibes weniger behaart, der Bauch fast nackt. Nur beim Orang-Utan liegt das Haar vom Unterarm bis an den Ellbogen in umgekehrter Richtung, was den Gewohnheiten des Thieres entspricht, welches, wenn es ruht, seine langen Arme aufwärts über seinem Kopfe hält, so daß der Regen sowohl den Ober- als den Unterarm hinabrinnt, nach den langen Haaren hin, welche sich an dem Ellbogen treffen. Uebereinstimmend mit diesem Princip ist das Haar immer länger und dichter der Wirbelsäule oder der Mitte des Rückens entlang. Vom Nacken bis zum Schwanz erhebt es sich oft zu einem Kamm von Haaren oder Borsten. Dieser Charakter herrscht durch die ganze Reihe der Säugethiere von den Beutelthieren bis zu den Affen, und durch lange Persistenz muß diese Eigenthümlichkeit eine so mächtige Tendenz zum Vererben erlangt haben, daß wir erwarten dürften, daß sie beständig wieder erscheine, selbst wenn sie durch Jahrhunderte der strengen Zuchtwahl verbannt war. Unter dem

Gesetze der natürlichen Zuchtwahl jedoch hätte dieser Charakter nie vollkommen verbannt werden können, wenn er nicht so positiv schädlich geworden wäre, daß er zu dem fast unabänderlichen Aussterben der Individuen, welche ihn besitzen, führen mußte.

Nun bei dem Menschen ist die Haarbedeckung fast ganz verschwunden und, was sehr bemerkenswerth ist, sie ist vollständiger von dem Rücken verschwunden, als von irgend einem anderen Theile des Körpers. Wenn selbst eine beträchtliche Menge von Haaren auf den Gliedern oder der Brust erscheint, der Rücken und speciell die Rückgratsgegend ist absolut frei.

War vielleicht die Haarbedeckung auf dem Rücken für den Wilden oder für den Menschen auf irgend einem Stadium seines Fortschrittes zu schädlich, und wenn sie nutzlos gewesen wäre, müßte sie nicht beständig in Mischlingsracen wieder erscheinen? — Aber auch das trifft nicht zu. — Der Wilde empfindet den Mangel einer Haarbedeckung des Rückens; unter den wildesten stoßen wir schon auf Anstalten, diesen Mangel in anderer Weise auszugleichen, und sie nehmen auf den Rücken eine Bedeckung, wenn sonst der ganze übrige Leib nackt gehalten wird. So trugen die Tasmanier Känguruhäute, die Feuerländer haben ein kleines Stück Haut auf den Rücken angeschnürt, ebenso die Hottentoten. Die Eingebornen von Timor gebrauchen sorgfältig gefaltete Blätter der Fächer-Palme, fast alle malayischen Racen und die Indianer Südamerika's tragen auf ihren Canoereisen große Palmblatthüte von 4' und noch mehr im Durchmesser.

Wenn aber das Haar selbst in Folge einer unbekannten Correlation mit anderen schädlichen Eigenschaften bei dem Vorfahren des tropischen Menschen verbannt worden wäre, weshalb ist es nicht wiedergekehrt, als der Mensch sich in kältere Klimate verbreitete? warum erscheint es auch bei Mischlingen der am weitesten von einander stehenden Racen nimmer?

Gerade so gerathen wir aber auch in Verlegenheit, um durch die Zuchtwahl zu erklären: die Umwandlung der Hände des Affen in Füße, wodurch der Affenmensch ein Greiforgan verlor, und im Kampf ums Dasein gegen den Affen in Nachtheil gerieth, — die Ausbildung des menschlichen Kehlkopfes, welcher die Macht zum Sprechen und zur Hervorbringung musikalischer Töne gibt und so außerordentliche Entwicklung beim Weibe findet u. dgl.

So ist die Abstammung des Menschen vom Standpunkte der Darwin'schen Theorie ein noch ungelöstes Räthsel, und ist es noch mehr,

wenn jene geistigen Fähigkeiten, welche speciell menschlich sind, durch die Erhaltung nützlicher Abänderungen im Kampf ums Dasein erlangt werden sollen, nachdem sie dem Menschen in seinem frühern barbarischen Zustand von keinem Nutzen, vielleicht sogar schädlich waren, wie die Fähigkeit zu idealer Auffassung von Raum und Zeit, von Harmonie, Form und Zahl, oder auch wie die Entwicklung des Sinnes für Moral oder eines Gewissens.

Die Grafen von Ortenburg.

Wappensage von Hans Weininger. *)

Den Ursprung mancher Wappen, besonders der „selbstredenden", erklärt und erzählt sich das Volk in vielgestaltigen, oft abenteuerlichen, immer aber von naiver Poesie angehauchten Sagen. Kärnten, das an Burgen und Schlössern so reiche Land, trägt gewiß im Munde seiner Bewohner einen reichen Schatz derartiger Sagen. Soll denn dieser Schatz nicht gehoben werden können zum Nutzen der heimatlichen Kultur-Geschichte? — Um wenigstens eine kleine Anregung zu einer Sammlung kärntischer Wappensagen zu geben, lassen wir hier eine, vom verdienstvollen Hans Weininger in 3. Jahrg. der Zeitschrift „die kath. Welt" mitgetheilte folgen.

„Vor alten Zeiten war ein Graf von Vianden und Ravanzierburg einer Gräfin des Nahegaues, welche Wittwe war, sehr zugethan. Auch sie war dem Bewerber um ihre Hand nicht abhold, aber der Graf hatte in einer Fehde einen Verwandten von ihr getödtet. Diese That in Vergessenheit zu bringen, machte sie ihm den Vorschlag, er sollte zur Sühne jenes Todschlages eine Pilgerfahrt ins heilige Land antreten und ihr von dort ein Zeichen oder Andenken von den gepriesenen Orten

*) Das Organ des heraldischen Vereines „Adler" in Wien brachte uns im 1. Hefte die traurige Kunde von dem Tode Hans Weiningers, Secretärs des pfälz. hist. Vereines in Regensburg. Durch seine mit allgemeinem Beifalle begrüßten „Wappensagen" (publicirt in der Leipziger illustrirten Zeitung, in „Westermanns Monatheften" und in der Zeitschrift „die kath. Welt") wurde er eine in heraldischen Kreisen wohlbekannte und beliebte Persönlichkeit. Als Major und Commandant einer Verpflegscolonne am Feldzuge gegen Frankreich theilnehmend, erkrankte er Anfang September an der Ruhr, wurde in ein Feldlazareth an der flandrischen Grenze geschafft und starb am 15. September 1870 zu Donjerie, woselbst er auch begraben worden ist.

mitbringen, das geweiht und beglaubiget sei. Daran werde sie seine aufrichtige Liebe und den Willen des Himmels zugleich erkennen.

Der Graf von Vianden schied aus dem Heimatlande und es währte wohl über Jahr und Tag, bevor er an die Rückkehr denken durfte. Er kämpfte gegen die Ungläubigen, betete an heiligen Orten und erwarb, sein Gelübde zu lösen, einen Span vom Kreuze des Herrn, dessen Aechtheit der Patriarch von Jerusalem durch einen Pergamentbrief mit bleiernem Siegel beglaubigte. Der Graf von Vianden war sehr glücklich, einen so kostbaren Schatz zu besitzen und ließ eine kleine goldene Truhe anfertigen, kunstvoll gearbeitet, mit Edelsteinen besetzt und auf dem Deckel in erhabenen Buchstaben den Namen der Herrin, welcher er diente. Darauf schickte sich der Graf zur Heimreise an, voll Hoffnung auf endliches Glück. Aber das Geschick zeigte sich nicht günstig. Auf der Meerfahrt von Palästina nach den Küsten Italiens erhob sich ein furchtbarer Sturm, welcher das Schiff scheitern machte, kaum daß die Mannschaft das nackte Leben davon brachte. Alle Habe des Grafen und auch jenes werthvolle Kästchen verschlangen die Wogen des adriatischen Meeres.

Arm und tiefbekümmerten Herzens, ein bettelnder Pilgrim, durchreiste der Graf die Gauen Deutschlands und so kam er endlich auf seinen heimatlichen Burgen an, wo er zwar des Gutes und Geldes genug fand, allein nichts, was seinen Verlust hätte ersetzen können. Betrübt suchte er die Gräfin auf. Sie hieß ihn freudig willkommen. Er fand sie schöner und liebenswürdiger, als je vorher. Das schmerzte ihn um so tiefer und er sprach: „Frau Gräfin, ihr sehet mich mit leerer Hand euch wieder nahen. Ich hatte ein kostbares Reliquienstück, einen ächten Span vom Kreuze unseres Herrn, wohlverwahrt in einem köstlichen Schrein für euch vom heiligen Lande mitgebracht. Ein Sturm, der das Schiff stranden machte, raubte mir alle Habe und auch jenes Kleinod, das für euch bestimmt war, das mein Glück an eurer Hand begründen sollte".

„Armer Graf"! sprach die Gräfin, und ihre Augen betrachteten ihn minniglich, „so bringt ihr also vom Kreuze des Herrn keinen Span heim? — War etwa auf dem Kästchen, das euch der Meersturm raubte, mein Name zu lesen?"

Der Graf hörte ganz erstaunt diese Worte, er glaubte zu träumen und rief: „Beim Kreuze des Heilands, Frau Gräfin, wie könnt ihr wissen?"

„Gottes Fügung", antwortete die Gräfin, erschloß einen Schrein,

nahm aus diesem des Grafen goldene Truhe und hielt sie dem Staunenden unter die Augen „Heute in der Morgenstunde wurde der Klopfer an meinem Burgthor gerührt. Wie der Pförtner öffnet, steht ein lockiger Jüngling draußen, schön wie die Morgenröthe, und spricht „für deine Herrin". Dabei gab er dem Pförtner dies Kleinod in die Hand. Wie der zu dem Jüngling wieder aufblickt, war jener verschwunden".

Nach der Vermählung erbauten sie eine neue Burg, dann ein Kloster und gründeten den Ort Spanheim (Sponheim). Sie stifteten den heiligen Span in ihr Kloster und dieses begabte mit kleinen Partikeln das nachbarliche Kloster Kreuznach, dessen alter Name Crucinaha — dem Kreuze nahe — davon herkommen soll. Andere leiten aber den Namen von Kreuz an der Nahe (dem Naheflusse) ab.

Die Grafen von Ortenburg stammen aus dem sehr alten, 1437 erloschenen Grafengeschlechte Sponheim (auch Spanheim) ab und erkennen in Friedrich Grafen von Sponheim den Stammvater ihrer Familie. Friedrich gelangte um die Mitte des 11. Jahrhundertes — besonders durch Vermählung mit Richiza (Richarde), einer Tochter Herzog Heinrich des II. von Kärnten — zu ansehnlichem Grundbesitz daselbst und der jüngere Sohn desselben, Siegfried, erhielt durch Heirath die Grafschaft Lavant in Kärnten, der ältere, Engelbert der II., aber durch Verehelichung mit der kärntischen Herzogstochter Hedwig (1080) die Pfalzgrafschaft Krainburg und die Markgrafschaft von Istrien. —

Als Stammwappen führen die Grafen von Ortenburg in Bayren einen mit Zinnen versehenen Schrägbalken in Roth, die von Kärnten eine Spitze von Silber in Roth, in jedem dieser Theile einen Flügel mit verwechselten Tinkturen. — In der sogenannten Zürcher-Wappenrolle, welche dem 15. Jahrhundert entstammt, sehen wir das Wappen der kärnten'schen Ortenburge also gegeben. Eine silberne mit vertikalen rothen Parallelstreifen versehene Spitze theilt den rothen Schild in drei Theile. In den zwei sich dadurch rechts und links bildenden rothen Stücken je ein silberner Flügel. Nach der Deutung des Volkes sind das die Flügel, das silberne rothgestreifte Mittelstück das Kleid des Engels, der das Kästchen mit dem kostbaren Spane vom Kreuze Christi nach Sponheim brachte". —

J. A.

Briefe aus Catania in Sicilien.*)

28. Februar 1871.

II.

Vor zwei Tagen fuhr ich durch die porta Garibaldi nach Misterbianco, dem ersten Orte auf der südlich vom Etna über Paterno und Aderno bis nach Palermo führenden Hauptstraße. Nach einer Viertelstunde war ein von niedrigen Hügeln gebildetes Thal erreicht, dessen Boden von dem Lavastrom des Jahres 1669 ausgefüllt wurde. Dieser Strom zeigt eine Breite von etwa einer halben Stunde; die Straße ist mitten auf ihm gebaut und folgt ihm durch länger als 40 Minuten, allmälig ansteigend, er wird endlich zum weiten Wüstenmeere, welches nordwärts bis zum Fuße der monti rossi sich hindehnt, die gleich röthlichen Pyramiden emporsteigen. Letztere zwei Hügel sind das Erzeugniß des furchtbaren Ausbruches von 1669.

Bald nach der Verbreiterung des Lavastromes biegt die Straße westwärts ab, und man gelangt nach Misterbianco, einer kleinen Stadt, auf Kreidethon gebaut und ohne jegliche Bedeutung. Die Laven des Jahres 1669 sind nur sehr oberflächlich verwittert und zur Kultur erst an wenigen Stellen geeignet; aber bereits haben sich allenthalben zahlreiche wildwachsende Pflanzen auf ihnen festgesetzt. Der ganze erstarrte Strom ist vom dunkelsten Grau, schwarz, vielfach zerrissen und zerklüftet, hier zu Klippen der verschiedensten Form aufgethürmt, dort gähnende Schluchten und Abstürze bildend. Die Kuppen der einzelnen Trümmer sind allenthalben orangegelb; es ist unsere gewöhnliche Mauerflechte, Physcia parietina, viel intensiver als im Norden gefärbt, welche diese Erscheinung hervorbringt.

Aus den Spalten des Gesteins wachsen zierliche Farne hervor, unter denen unser Engelsüß Polypodium vulgare am häufigsten ist. In den Furchen lagern verschiedenartige Moose. Auf jeder kleinen ebenen Stelle haben sich phanerogame Pflanzen angesiedelt. Von der nordischen Pflanzenwelt nenne ich den Erdrauch Fumaria officinalis, epheublättrigen Ehrenpreis Veronica hederacea, Maßliebchen Bellis perennis, Schotenklee Lotus corniculatus, Gänsedistel Sonchus oleraceus, Löwenzahn Taraxacum officinale, die Wolfsmilcharten Euphorbia helioscopia und Peplus, das Hirtentäschchen Capsella bursa pastoris, klebriges Labkraut Galium aparine und die Sternmiere Stellaria Holostea. —

*) I. S. Carinthia Nr. 1. 1871. S. 24—25.

Von südlichen Gewächsen ist vorerst Asphodelus ramosus zu erwähnen, da er besonders häufig und auffallend ist, ferner Scrophularia Columnae, eine Wike Vicia pusilla, das Nabelkraut Cotyledon erectus, Reseda fruticosa, der Flohwegerich Plantago Psyllium, das fenchelblättrige Kreuzkraut Senecio foeniculaceus, die Ringelblume Calendula vulgaris, das sehr zierliche Leinkraut Linaria revoluta, die Lichtnelke Lychnis italica, der Aron Arum italicum, der Silberknöterich Polygonum argenteum, die Wucherblume Chrysanthemum coronarium, die rothe Spornblume Centranthus ruber, das Seeschildschötchen Clypeola maritima, die Wolfsmilcharten Euphorbia provincialis und pinea etc.

Die den Lavastrom begrenzenden Hügel zeigen derzeit frischgrüne Abhänge und der langweilige graue Oelbaum verschwindet vor dem Schnee der blühenden Mandel-, Pfirsich- und Aprikosenbäume, vor dem reichen dunkelgrünen Dache des ebenfalls jetzt blühenden Johannisbrodbaumes Ceratonia siliqua und vor den Beständen der gleichfalls dunklen, aber dazu noch goldgestirnten Pomeranzen- und Limonienbäume. All die genannten Bäume reichen allerdings nicht heran an unsere herrlichen Waldbäume, aber solche gibt es um Catania nicht, und da sie der Italiener in seiner praktischen Nüchternheit schön findet, weil sie eben nützlich sind, so wollen wir weiter nichts mehr einwenden. Auf diesen Hügeln blüht derzeit das große rosenrothe Windröschen Anemone hortensis, der dunkelblaue Alraun Mandragora officinalis, die Schwertlilie oder Veilchenwurz der Kinder Iris florentina und die stahlgrüne elegante Iris Sisirhynchium, das einjährige Maßliebchen Bellis annua, die rauhe Wachsblume Cerinthe aspera, der Salbei Salvia macrostachya etc. etc.

Ja wohl! der Winter ist hier seit Anfang Februar vorüber und der Frühling bricht mit jedem Tage üppiger herein. In den Gärten prangte bereits blühend das Schönste unserer Glashäuser und die herrliche mexikanische Kletterpflanze Bongainvillea fastuosa, welche gleich unserm wilden Weine ganze Wände bedeckt und allenthalben gezogen wird, grüßt uns noch immer von Weitem mit dem zarten Rosenroth ihrer großen zahlreichen Blütendeckblätter, obgleich sie schon seit Anfang Dezember blühte. —

In wenigen Tagen werden die reichen Catanesen die Stadt gegen ihre Landhäuser verlauschen, um dort bis Ende Mai zu verbleiben, wo sie die Hitze bis zum September in die Stadt zurücktreibt. Schon die erste Hälfte Februars hat hier Tage gebracht, so heiter und warm, wie

bei uns die allerschönsten Maitage. Dazwischen stellten sich allerdings Wind und Regen ein, die Temperatur sank sichtbar und ließ die Kältewiederkehr im Norden ahnen. Seit acht Tagen aber ist wolkenloser Himmel und das Gehen wird in der Sonne ermüdend. Auf Beständigkeit dieses klaren Himmels ist indeß vor Anfang April nicht zu rechnen, da die Frühlingsstürme hier, wie überall, auf ihrem Rechte bestehen.

Die Erfahrung eines Cataneser Winters ist nun mein eigen. Der ganze Verlauf desselben mußte dem Nordländer höchst annehmbar erscheinen, wenn gleich die Sicilianer über dessen absonderliche Härte Klage führten. Es hat nie gefroren und nie geschneit. Die niedrigste Temperatur um Sonnenaufgang (+ 2° R. in Egypten) hat sich etwas über dem Nullpunkt erhalten; meist aber wies das Thermometer um diese Stunde auf + 2—4° R. Die niedrigste Temperatur unter Tags, etwa von 11 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags, war + 7½° R. meist aber zwischen + 9—10° R. Die ungeheizten Zimmer erhielten sich auf der Sonnseite zwischen + 10—12° R. Derzeit schwankt diese Zimmertemperatur zwischen + 14—15° R. Nördlich gelegene Zimmer erheischen allerdings während der kältesten Zeit eine Nachhilfe mittelst Kaminheizung; dazu ist aber in dem trefflichen Gasthofe (grande Albergo) alles vorgerichtet. Nur zweimal hat es den Winter über den ganzen Tag geregnet. Regen ist wohl eine häufige Erscheinung, aber er läßt in der Regel viele Stunden des Tages frei und erlaubt derart Spaziergänge im Innern der Stadt, deren Lavapflasterung weder Koth noch Pfützen zuläßt. Auch Winde, meist aus Ost oder Nordost wehend, sind häufig während der Winterszeit, aber sie blasen nur ausnahmsweise heftig. Die Luftfeuchtigkeit entspricht der Lage am Meere.

Wenn Nordländer sich vorstellen, daß in Italien der Winter sich wenig fühlbar mache, so sind sie für Oberitalien völlig, für Unteritalien theilweise im Irrthum. Macht sich doch Kränkelnden selbst der Winter Cairo's in unangenehmer Weise fühlbar! Daß aber Sicilien von allen europäischen Ländern dasjenige ist, welches sich am meisten den Verhältnissen Egyptens oder Algiers nähert, unterliegt nicht dem mindesten Zweifel. Die sicilianische Vegetation allein ist hiefür Beweis genug. Wenn Kranke von ihren Aerzten nicht, wie es leider oft geschieht, erst im letzten Stadium nach dem Süden geschickt werden, und wenn die Kranken dort gleich vorsichtig leben, wie im Norden, was leider meistens nicht geschieht, dann wird Catania ebenso viele Heilungen nachweisen, als irgend ein anderer von der Natur begünstigter Ort.

Seit des Wiener Arztes Virenot Empfehlung haben viele kränkelnde Deutsche in Palermo überwintert. Catania ist erst seit 5 Jahren bekannt geworden, seit der Zeit der Errichtung des schönen Gasthofes nämlich. Derzeit muß Catania von Anfang Dezember bis Ende März entschieden der Vorzug vor Palermo eingeräumt werden. Erstens ist das Gasthaus Trinacria in Palermo, wenn es auch gut ist, weder an Räumlichkeiten, noch an rechter deutscher Fürsorge mit dem hiesigen „grande albergo" zu vergleichen, wo man eine Aufmerksamkeit bis zu den letzten Bedürfnissen findet, welche sonst nur die Familie bietet. Zweitens ist Palermo, im Vergleiche mit Catania, vom Klima nicht allein nicht begünstigt, sondern im Nachtheile, da es den Nordwinden ausgesetzt und um 3—4° kälter ist. Allerdings besitzt Catania nicht völlig den landschaftlichen Zauber Palermo's; auch steht es letzterer Stadt in Bezug auf Gartenpracht nach. In letzterer Beziehung versprechen aber die nächsten Jahre wesentliche Verbesserung zu bringen. Seine Umgebung hat jedenfalls mannigfache Reize, welche nur ernsterer Art sind, als jene der conca d'oro von Palermo.

Catania liegt etwa in der Mitte der Ostküste Siciliens, 5 Meilen südlich vom Centralpunkte des Etna; sie ist mittelst Eisenbahnen mit Messina im Norden, mit Syrakus im Süden verbunden; beide Entfernungen werden in wenig mehr als 3 Stunden durcheilt. Eine andere Eisenbahn führt von Catania landeinwärts nach Leonforte in der Nähe der Schwefelminen des alten Enna und wird in wenig Jahren bis Palermo führen; die Strecke bis Leonforte durchläuft man in 4 Stunden. Eine Tagpartie reicht somit hin, einen Blick ins Innere der Insel zu verschaffen.

Catania ist uralt. Chalzedonier, welche 735 v. Ch. Naxos in der Nähe des heutigen Taormina gegründet hatten, legten 730 v. Ch. den Grund dieser Stadt und nannten sie Catana. Sie hat das ganze schwere Verhängniß des vielgeplagten Siciliens von Alters her über sich ergehen lassen müssen Von den altgriechischen Mauern Catana's, welche einst dem Alcibiades unbequem wurden, ist keine Spur mehr zu entdecken. Von den Mauern, welche Kaiser Augustus gebaut, bestehen noch vereinzelte Bruchstücke. Theodorich, der große Gothe, erneuerte die Mauern mittelst Lavablöcken. Friedrich II., unser Hohenstaufe ließ sie 1232 abtragen und aus den Werkstücken am Meeresstrande das Castello ursino errichten, welches heute noch düster und drohend aufrecht steht. Der spanische Vicekönig Juan de la Vega baute im 16ten

Jahrhunderte neue Ringmauern, welche durch den Lavastrom von 1669 und durch das Erdbeben von 1693 vernichtet wurden.

Das heutige Catania ist eine offene Stadt, welche fast ganz auf den Laven von 1669 steht, von ihrer ursprünglichen Grundlage (einem Kreidethon mit Kiesgeröllen) gehen noch Partien gegen Norden zu Tage. Die Häuser Catanias sind in ihren Grundmauern aus Lava gebaut, die Straßen der Stadt sind mit Lava gepflastert So ist das zerstörende Material wieder zum schaffenden und herstellenden geworden. Es sei hier erwähnt, daß die Laven von 1669 volle 5 Wochen brauchten, bevor sie die Stadt erreichten und zerstörten. Die Entfernung des vulkanischen Herdes ist eben zu groß und das Fließen der sich stets aufstauenden und wieder überstürzenden Lava ist zu langsam, als daß je eine plötzliche Katastrophe hereinbrechen könnte. Hier sehnt man sich bereits wieder nach dem großartigen Schauspiele eines kleinen Etnaausbruches!

Catania, la chiarissima, wie Friedrich der II. sie getauft hat, zählt gegenwärtig 75.000 Einwohner. Sie macht schon von ferne, in Mitte der dunkeln Lavagründe, einen heitern Eindruck durch den weißen Anstrich ihrer Häuser. Dieser Eindruck wird bei der Einfahrt verstärkt durch die breiten, geraden trefflich gepflasterten und bei Nacht verschwenderisch mit Gas beleuchteten Hauptstraßen. Sie ist nach allgemeiner Angabe die reinste und auch die gelehrteste Stadt Siciliens. Die Bewegung auf den Straßen ist lebhaft und bringt die Wirkung einer Hauptstadt hervor. Das gesellige Leben ist jedoch wenig gepflegt in bürgerlichen Kreisen. Der Adel empfängt allerdings auch Fremde, er ist aber unwissend, großentheils verlottert und dem Hazardspiele verfallen.

Die Stadt hat 5 Viertelstunden im Umfange, ihre von Norden nach Süden ziehende, ungewöhnlich breite, schnurgerade, hübsche Baulichkeiten besitzende Hauptstraße, die strada etnea, mit dem Etna als Hintergrund, ist eine halbe Stunde lang und hat keine Nebenbuhlerin in der Welt.

Catania ist ein wichtiger Stapelplatz für Schwefel; sie hat viele Seidenstoffe erzeugt und erzeugt noch viel Baumwollwaaren; sie treibt Handel mit Weizen, Wein, Südfrüchten, Oel, Ziegenleder, Sumach und — Schnee, den sie, vom Etna aus, durch ganz Sicilien und bis nach Malta versendet. Der Hauptmangel Catania's ist ein guter Hafen. Sie besaß einst einen solchen — bis die Laven von 1669 ihn ausfüllten, bei welcher Gelegenheit auch das Castello ursino 500 Ellen landeinwärts

zu liegen kam Man suchte durch einen kostspieligen Damm abzuhelfen, aber ohne großen Erfolg. Ein neuer Plan wird derzeit erwogen, aber die Millionen fehlen annoch.

Die Umgebungen Catanias machen durch das Schwarzgrau der Lava und das matte Graugrün der Oelbäume (welche die Italiener ebenfalls schön zu finden vorgeben) und der grotesken Cactusstauden einen nicht heitern Eindruck; es finden sich aber doch viele reizende Mulden, welche durch ihr dunkles Laub die Eintönigkeit unterbrechen und Frische und Freude im Herzen erregen. Der Etna verleiht jedenfalls der Catanesergegend den Charakter der Majestät. Wenn man auf einer Lavahöhe steht, kehrt sich der Blick vorerst nach Norden dem klassischen Berge zu. Schaut man nun zu ihm hinauf, wie er, von beiden Seiten aus weiter Ferne aufsteigend, einen nur allmälig sich erhebenden Kegel bildet, so ist man geneigt, ihm nicht seine volle Höhe von fast 11.000′ zuzusprechen, besonders im Herbste, wo die Südseite keine Spur von Schnee trägt. Hat man aber den Etna öfter beschaut und sieht man ihn im Winter, sich als blendenden Schneeriesen vom dunkelblauen Himmel abheben, so erzwingt er sich die ihm gebührende Erfurcht und dauerndes Gedenken. Kommt nun der Abend heran und der schimmernde Koloß wird erst vergoldet, dann aber zu rother Gluth entfacht; sinkt dann die Sonne und es verglimmt rasch, was eben noch geflammt und der Berg schimmert plötzlich gespenstisch und todtenfahl herüber, daß man sich bange frägt, wohin all das leuchtende und glühende Leben gegangen, da hat man eines der herrlichsten Schauspiele genossen, welche die Natur bietet und man kehrt zurück, jeder Kleinlichkeit vergessend, gehoben, gekräftigt und im Geiste und Herzen gesund. Und hielte all das auch nur an für eine kurze Stunde, was verfängt es? Es war Glück, wie könnte es Dauer haben?

In ähnlicher Weise großartig ist der Ausblick nach Osten. Wir stehen um die sonnige Mittagsstunde abermals auf einem Lavahügel und vor uns hingebreitet liegt das tief indigoblaue Meer und leuchtet lebendig herüber; auf ihm schwimmen, gleich badenden Riesenmöven, viel segelbezogene Barken und Schiffe; lange Wellenzeilen bauchen sich auf in der Ferne, schwellen, näherrollend, zu lichten Kämmen empor und überstürzen sich schäumend, während der frische Ostwind ihr dumpfes Gebrause herauf trägt zu uns. Das Auge gleitet über die blaue Fläche und rastet endlich an der mystischen Grenze, wo das Himmelsgewölbe fest zu stehen scheint

auf den beweglichen Wässern. Die Ahnung des Unendlichen, des Gränzenlosen überkommt uns und die Seele verliert sich in träumerischem Denken über die Ziele und Zwecke, über Anfang und Ausgang des Lebens. —

Witterung im Winter 1871.

Wenn, wie es in der Witterungskunde gebräuchlich, die Monate Dezember, Jänner und Februar als Winter gerechnet werden, so hat er heuer genau mit dem 1. Dezember angefangen und seine strenge Herrschaft durch diese 3 Monate mit seltener Beharrlichkeit ausgeübt. Nach milder Witterung bis zum 30. November setzte am 1. Dezember starker Nord-Ostwind ein und fiel die Temperatur unter 0° und blieb in Klagenfurt mit Ausnahme eines Tages im Jänner bis in den März hinein im Tagesmittel darunter.

Der Dezember war in Klagenfurt im Mittel um 2° zu kalt und hatte 2 Perioden strenger Kälte, deren erste schon am 12. eintrat und bis —12·5 ging, die zweite trat am Christtag ein und brachte die für Dezember seltene Kälte von —16·6° und, was ebenso selten, einen starken Schneefall bei —13° Kälte am 26. Dezember. Die Kälte fiel am Christtag in Sachsenburg und Villach auf —17°, in St. Paul und Tröpelach auf —20·0°, am Hochobir auf —18°, an der Goldzeche in der Fleiß in einer Höhe von 8350' aber nur auf —13°. Der Schnee, wovon der erste schon am 6., vom 21. bis 30. aber fast ununterbrochen fiel, betrug im ganzen Monat 4·1" Wasser, was die normale Schneemenge des Dezembers um fast 2" überschreitet; der Schnee war trocken, kristallinisch, leicht, so daß die Schneehöhe in Klagenfurt 31", in Villach 36", in Sachsenburg 40", in Raibl aber 44" betrug.

Der Jänner war in Klagenfurt (—5·8°) nur um 1° zu kalt (kälter als die normale Temperatur), in Bad Villach (—7·2°) um 2½°, in St. Peter (—5·0°) um 4·1°, am Hochobir (—7·0°) um 2·6°, auf der Goldzeche war er —7·8°; der Jänner hatte 2 Perioden großer Kälte: am 7. mit —16·3° in Klagenfurt und die zweite am 15. mit —21·3° in Klagenfurt, —20·0° in St. Paul, —19·2° in Tröpelach-Villach, —18½° in Sachsenburg und Gottesthal, —8·3° in Pontafel, —13° am Obir und —12° an der Goldzeche. Nur am 18. kam der Südwestpassat auf kurze Zeit zum Durchbruch. Der Kampf desselben mit der Nordströmung trat in Gewittern als seltenen Jännererscheinungen mit starken Regengüssen Abends und Nachts zum Vorschein.

Im Februar dauerte ohne Unterbrechung die Nordströmung fort bei ununterbrochen schöner Witterung, am 14. und 15. trat noch einmal eine Kälteperiode ein, die im Bad Villach auf —18°, in Klagenfurt und Tröpelach auf —17½ ging, dann stieg die Temperatur allmählig unter dem Einfluß der Insolation, aber täglich sank sie in der Nacht durch die starke Strahlung bei heiterem Himmel und ganz ruhiger Luft bedeutend unter 0°. Das war besonders in Klagenfurt der Fall, wo die Mittelwärme nur —4·8° betrug und 2½° unter der normalen blieb, in Villach (Bad) war sie gar —6.2°, in Tröpelach und St. Paul jedoch nur —3½°, in Hüttenberg,

Raibl, Berg', Pontafel nur ungefähr einen halben Grad unter 0. — Niederschlag fiel keiner oder höchst unbedeutend.

Die Mittelwärme des ganzen Winters (Dezember bis Februar) betrug in Klagenfurt —5·3° das ist 2° kälter als der normale Winter ist (1870 war er nur —4·3°) und somit einer der strengsten und andauerndsten.

Mittheilungen aus dem Geschicht-Vereine.

In der am 16. März 1871 abgehaltenen Generalversammlung des Geschicht-Vereines wurde nach Anhörung des Rechenschaftsberichtes für das Jahr 1870 ein fünfgliedriges Comité zur Vorberathung der Entwürfe für die neuen Vereins-Statuten und für die Bibliothek-Benützungs-Ordnung gewählt, welches seine Anträge der am 23. April d. J. statutengemäß zur Neuwahl der Vereinsleitung einzuberufenden Generalversammlung zur Beschlußfassung vorzulegen haben wird, bis wohin auch die definitive Wahl des Vereins-Cassiers, dessen Stelle durch den Rücktritt des Herrn Ed. Liegel im September 1870 vacant wurde, vertagt worden ist. — Hierauf wurde Herr Alexander Conze, Professor der Archäologie an der k. k. Universität in Wien und correspondirendes Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften, zum Ehrenmitglide des Vereines ernannt.

Schließlich wurde von einem Mitgliede der Versammlung der Antrag eingebracht, daß künftig die Einladungen zu den allgemeinen Versammlungen des Geschicht-Vereines in billiger Rücksichtnahme auf die zahlreichen Mitglieder, die der Verein unter dem Clerus zählt auch in das Kärntner Blatt einzurücken seien, — nach kurzer Debatte als zweckentsprechend angenommen.

Fortsetzung des Verzeichnisses über dem kärntnerischen Geschicht-Vereine gewidmete Geschenke.

Vom Ferdinandeum für Tirol und Vorarlberg, dessen Zeitschrift. III. Folge; 15. Heft; 1870. (Enthält u. A. „Kerner A. Novae plantarum species Tirolis, Venetiae, Carnioliae, Carinthiae, Styriae et Austriae.)

Von der königl. baier. Akademie der Wissenschaften: a. Sitzungsberichte. 1870, 1. Heft, Nr. II, III, IV. b. „Die Entfaltung der Idee des Menschen durch die Weltgeschichte“. Vortrag zur Feier des 111. Stiftungstages der königl. baier. Akademie d. W von Wilh. Prager.

Vom Vereine für hamburgische Geschichte: dessen Zeitschrift. Neue Folge; III. Band, 2. Heft.

Vom Vereine für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde: Jahrbücher und Jahresbericht. 35. Jahrgang. 1870.

„Archivalische Untersuchungen in Friaul und Venedig.“ Von J. Zahn, k. k. Professor und Landes-Archivar in Graz. (Geschenk vom Herrn Verfasser.)

„Die Aufhebung der Klöster in Inneröſterreich, 1782—1790.“ Ein Beitrag zur Geschichte Kaiser Josef's II. Von Adam Wolf. 1871 (Geschenk vom Herrn Verfasser.)

Vom histor. Verein für Oberbaiern: a. Oberbaierisches Archiv für vaterländische Geschichte. 28. und 29. Band. b. 30. und 31. Jahresbericht, 1867 und 1868. c. Die Sammlungen des histor. Vereines von und für Oberbaiern. I. Abth., 2. Heft. (Bücher, Handschriften, Urkunden.)

Von der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale: deren Mittheilungen. XV. Jahrgang, 1870. Doppelheft für November und Dezember.

Von einem ungenannt sein wollenden Gönner: a. Die Waffensammlung des österreichischen Kaiserhauses im k. k. Artillerie-Arsenal-Museum in Wien. Herausgegeben von Quirin Leitner, k. k. Hauptmann. (11 Lieferungen in Elefant-Folio.) b. Erinnerung an die, am 18. Juni 1857 im k. k. Hoftheater nächst dem Kärntnerthore zur Säcularfeier der Gründung des militärischen Maria-Theresia-Ordens stattgehabte Festvorstellung (3 große Tableaux in Farbendruck). c. Das k. k. Artillerie-Arsenal zu Wien Prachtausgabe von Heinrich Ritter von Förster. d. Das Waffenmuseum im k. k. Artillerie-Arsenal zu Wien. e. Der deutsche Fürstentag zu Frankfurt am Main im August 1863. Ein Gedenkbuch mit 6 photographischen Abbildungen.

Von Herrn Simon Martin Mayer, F. B. G. geistlichem Rathe ꝛc. ꝛc. a. 3 Stücke Kleider-Ueberreste aus dem Grabe der Gräfin Richarda von Spanheim, Gemahlin Sigfrieds Grafen von Spanheim, Stifterin der Kirche St. Paul im Lavantthale. b. Eine eiserne Pfeilspitze vom Gurion-Berge im Obergailthale.

Ankäufe: 1. 2 alte eiserne Bratenwender.

2. 3 Stücke alte eiserne Ofenfüße mit schöner Schlosserarbeit.

Statistische Notizen und Marktberichte.

In 1869 wurden in den Vereinigten Staaten an Roheisen erzeugt: 1.950,000 Tons à 20 Ztr.

Während der Jahre 1867 und 1868 waren die Hochöfen vollauf beschäftigt und wurden deshalb in 1369 65 neue Hochöfen gebaut, was den Preis des Roheisens gegen Ende des letztgenannten Jahres sehr herabgestimmt hat.

In 1868 wurden 506.000 Tons Eisenbahnschienen und außerdem 612.610 Tons Stabeisen der verschiedensten Sorten incl. Blech, Nägel ꝛc. zusammen 1,118.610 Tons à 20 Ztr. producirt.

Viele Millionen Dollars sind verwendet zur Herstellung von Stahlschienen, welche auf den amerikanischen Hauptbahnen die Eisenschienen bei Weitem überragen. Es ist abgeschätzt, daß 50.000 Tons Stahlschienen bis zum Schlusse des Jahres 1869 gelegt worden sind, wovon etwa 35.000 fremde Schienen und 15.000 Tons aus amerikanischen Stahlwerken hervorgegangen waren. (Eng. und Min. Journ. 1870 N. 6.)

5000 Millionen Francs (1332 Mill. Thl.) Kriegsentschädigung soll Frankreich an Deutschland leisten. Damit könnten sämmtliche Staatsschulden des deutschen Reiches einschließlich der von den deutschen Regierungen aufgenommenen Eisenbahnanlehen gedeckt werden und würden noch 233 Mill. Thaler zur anderweitigen Verwendung erübrigen. Bei einer Bewohnerzahl Deutschlands von cca. 58·5 Millionen

entfallen auf den Kopf 34·6 Thaler. Allein diese ungeheuer große Kriegsentschädigung übersteigt den **jährlichen** Bedarf der Militär- und Marine-Budgets Europas auf 811,810.122 Thlr. berechnet, doch nur um 521 Millionen Thaler.

Eisen- und Bleipreise

im März.

Der Friedensabschluß kündet sich auf den ausländischen Marktplätzen durch ein Anziehen der Metallpreise an. In Belgien vermehren viele Werke ihre Produktionsmittel, indem sie bedeutende Aufträge von Frankreich her erwarten. Die Kohlengrubenbesitzer rechnen auf großen Absatz, nachdem die französischen Kohlengruben noch weniger als früher dem Begehr in Frankreich werden genügen können. Die Aufhebung der Ausfuhrverbote auf Blei befestigte seinen Preis.

Für **Eisen** werden folgende Preise notirt: zu **Köln** der Zollzentner Holzkohlen- und Spiegeleisen fl. 2·40—3, Cokes-oheisen aff. fl. 2·13, graues fl. 2.25, schottisches fl. 2·25—2·40, Stabeisen grobes fl. 5·50—7·69; **Oberschlesien** ab Hütte Holzkohlenroheisen fl. 2·35—2·38, Cokesroheisen fl. 2·08—2·10, Stabeisen gewalzt fl. 4·63—4·75, geschmiedet fl. 5·75—5·88.

Blei zu **Köln** raff. Weichblei fl. 9·75, Hartblei fl. 9·38; **Oberharzer** ab Hütte fl. 9·75 Tarnowitzer fl. 9·38—9·50, Freiberger fl. 9·25—9·38.

Getreidepreise vom Februar und Anfang März 1871.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt Februar:	5.87	4.26	3.23	1.96	3.77	3.10
„ am 23. März	6.03	4.50	3.19	1.89	3.74	3.11
Pest	5.98	3.47	2.48	2.48	—	2.73
Wiener-Neustadt	6.10	4.00	3.00	2.50	—	3.10
Wels	6.35	4.28	3.38	2.08	—	3.29

Klagenfurter Lebensmittel-Durchschnittspreise.

1 W.-Pf.	Rindschmalz	Butter	Speck geselcht	roh.	Schweinschmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	57	55	48	40	48	3·5

1 Pfund Rindfleisch 24—26 kr.; 1 Pfund Kalbfleisch 28—30 kr.

1 Klftr. Brennholz 12" lang, hartes fl. 5.10—5.30, weiches fl. 3.60—3.80

1 „ „ 30" „ weiches fl. 5.80—6.00

1 W.-Zentner Heu, mindeste Qualität fl. 1.15, beste 1.70

1 „ Stroh, „ „ „ 1.25., „ 1.55.

Silberagio: Februar 121.53, vom 1. bis 20. März 122 47.

Inhalt.

Redaction: **Leodegar Canaval** und **A. Ritter v. Gallenstein.**
Druck von Ferdinand v. **Kleinmayr** in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geschichtvereine und naturhistorischen Landesmuseum in Kärnten.

№ 4 Einundsechzigster Jahrgang. 1871

Aus Hans' Gasser's Wanderleben.

Mitgetheilt von Rudolf Waizer.

Es ist etwas Charakteristisches, daß sporadisch Kunst und Wissenschaft eben so gut in der niederen Hütte des Land- und Bergbauers ihren Eingang gefunden haben, wie im glänzenden Salon des Kunstmäcens, der mit aller Vergnüglichkeit und mit einem sichtlichen Wohlbehagen, wie ein Hecht im Karpfenteiche, im weiten tiefen See der Intelligenz herumplätschert.

Freilich ist die Fundgrube der Kunst und Wissenschaft in der Hütte kein hochgelahrtes Buch voll lateinischer Floskeln, sie basirt sich nicht auf jene Buchstaben, die in Schweinsleder gebunden Folianten bilden, woraus die Stadt-Gelehrten den lapis philosophorum herausklügeln wollen; seinen Wissensschatz, seinen Kunstsinn hat der schlichte Sohn der Hütte der Mutter Natur zu verdanken, die ihm jenes große Buch ist, dessen sieben Siegel ihm erbrochen sind und in dem er mit Scharfsinn und Nutzziehung herumblättert.

Die Dorfschulen, die sich zumeist nur auf die nothdürftigsten Lehrmittel beschränken, sind die einzige Bildungsstätte des keimenden Geistes und gewähren wohl nur einen winzigen Profit für den weiterstrebenden, talentvollen Natursohn.

Freilich findet man künstlerische Ausbildung im Dorfe oder in den Bergen wohl nicht auf der Stufe, wie es eben die Kunst erheischt. — Sie tritt ganz bescheiden auf, so schlicht und unansehnlich wie der Künstler selbst, und erst bei einem näheren Eingehen in die Sache findet der Beobachter, daß er es mit nichts Gewöhnlichem zu thun habe,

daß die Sache einen besseren Werth repräsentire, daß das Gebotene, das Erzeugniß, eine größere Beachtung verdiene.

Solche Natursöhne, die es in diesem oder jenem Zweige der Kunst ziemlich weit gebracht haben, kann namentlich Oberkärnten in nicht unbedeutender Anzahl aufweisen. Meist einfache Bauernkinder sind es, die man mit Recht mit den Namen „Dorfgenie's" bezeichnen kann, denn gewiß sind selbe, zum Mindesten in Thun und Wirken, über ihre Mitgenossen, über die anderen Dorfbewohner erhaben; es sind schlummernde Talente, die sich selber Bahn gebrochen haben und die, wenn solche eine Bildung genossen hätten, zu den schönsten Resultaten berechtigten.

Hauptsächlich zwei Felder sind es, auf denen sich das Dorfkind gern bewegt.

Musik und Bildnerei nennen sich die beiden Factoren, die im Volke nolens volens feste Wurzel gefaßt haben; das sind jene Künste, in denen es der schlichteste Bergsohn, ich möchte sagen ohne vieles Zuthun, zum Autodidakten bringt, mit denen er nicht blos allein seine bäuerliche Umgebung, sondern oft auch jeden Gebildeten zu bezaubern im Stande ist.

Wenn ich Originale in dieser Sphäre meinem Leserkreise bringen soll, so ist es mir ein Leichtes, denn im weiten Leben des Kärntnervolkes finden sich de facto Genie's, die Großes geleistet und deren Biographien wenig oder gar nicht bekannt geworden sind.

Wir brauchen, um derlei Dorfgenie's auf's Tapet zu bringen, auch gar nicht in's Weite zu greifen. Es feiert in Kürze ein unsriges Heimatkind als Künstler seine Apotheose, und nennt man die besten Namen, wird auch der seine genannt! Hans Gasser ist's, über den wir Einiges sprechen, oder besser gesagt, den wir selber sprechen lassen wollen. —

Ich habe im Feuilleton der Klagenfurter Zeitung Nr. 19 und 20 de 1871 einiges aus dem Jugendleben unseres heimischen, leider zu früh verblichenen Künstlers mitgetheilt; ich habe in diesen wenigen Zeilen dargethan, wie schon das jugendliche Dorfkind Hans Gasser sich zum Genie herauskrystallisirte und durch seine Compositionen das Augenmerk der Kunstfreunde auf sich richten machte; ich habe durch die Publikation einiger seiner Briefe im besagten Artikel bewiesen, wie der schlichte Bergsohn schon im Kinderkleide und als einfacher Hirtenjüngling voll Enthusiasmus für die Kunst glühte, wie es ihn hinaus drängte in die weite Welt, um zu lernen, um zu schaffen.

Hinaus! Hinaus! in die Welt! das schien seine Devise, das war seine Parole. — Die Wanderlust, die Sehnsucht Schönes sehen zu,

Schönes zu lernen, drückte ihm den Wanderstab in die Hand, und so kam es auch, daß er mit wenigem Geld die größten Reisen unternahm. Lassen wir den 23jährigen Hans Gasser selbst ein Bild seines Wanderlebens entrollen, und der Leser wird ersehen, welche Anschauungen und Gefühle die Brust unseres Kunstjüngers schon damals durchwogten.

An einen Freund*) schreibt er von München aus, unterm 6. November 1840:

„Nun habe ich mein Verlangen, was ich mir von meiner Reise wünschte, größtentheils genossen. Ich kam recht glücklich nach München und werde mich bald wieder anschicken zur Abreise. Vorerst will ich dir kurz meine Reise beschreiben. Auf dem Wege von Gmünd nach Heiligenblut brauste mir wohl Sturm und Schnee entgegen, doch konnte mich das nicht hindern, den so sonderbaren Ort zu besichtigen, den ganz eigenen Charakter der Bewohner, die schöne Gegend, welche gerade am Fuße des Glockners liegt, welcher sein eigenthümliches weißes Kleid so weit herunterließ, daß ich es auch betreten mußte. Der herrliche Altar in der Kirche, von dem ich einen Theil davon (weil ich's vor Frost nicht aushalten konnte) gezeichnet hatte, war mir eine volle Entschädigung. Auf dem Rückwege traf ich zufällig in der Kirche von Sagriz den Maler Brandstetter welcher mich Abends gegen zwei Stunden begleitete. Den vierten Tag sah ich im Sonnenaufgang das so anmuthig in einer so schönen Gegend liegende Lienz mit seinen steilen Tirolergebirgen im Hintergrunde. Bei recht schönem Wetter ging ich dann das Pusterthal aufwärts, wo ich manchmal ein sehr schön malerisches Bild vor mir liegen sah. Ich besuchte den Bildhauer Stauder in Sexten, zwei Stunden von Innichen seitwärts, von welchem ich vorher einige hübsche Altäre antraf. Ich fand an ihm einen recht ordentlichen verständigen Mann, er hatte recht viel Freude an mir, obwohl wir uns vorher nicht kannten Es würden mich schon die wunderschönen Gebirge belohnt haben, die dieses Thal einschließen, denn so schöne Felsen traf ich auf der ganzen Reise nicht, auch ist in der Kirche ein sehr schönes neues Altarblatt von einem Venetianer N. Dusi. Am fünften Tage kam ich nach Bruneck, eine sehr alte Stadt mit ungemein schmalen aber hohen Häusern und sehr engen Gassen. Am andern Tage wanderte ich vor dem altberühmten und sehr großen Sonnenburger Schlösse vorbei, dann verfolgte ich die gerade Straße nach Italien und wäre es Sommer gewesen, hätte ich gewiß meinen Weg bis nach Botzen

*) Michael Lackner in Gmünd.

und nach Kaltern fortgesetzt; so aber nahm ich mit Brixen vorlieb, welches eine sehr reizende Weingegend umgibt und wo schon ein ganz anderes Klima herrscht. Ich besuchte den dortigen Maler Erler, von dem mehrere Arbeiten in den besonders schönen Kirchen Brixens zu sehen sind; verlebte den ganzen Sonntag Vormittag recht glücklich mit dem liebevollen Manne, welcher mir sein Quartier, seine Arbeiten und Studien zeigte. Er war ganz begeistert im Gespräche über seine akademischen Studienjahre, aus welchen ich einige seiner Mitschüler, welche jetzt Künstler sind, recht gut kenne. Die übrige Zeit benützten wir, die Stadt anzusehen. Auch hatte ich die Ehre, die Prinzessin von Rußland, welche durch Brixen fuhr, beobachten zu können. Den Nachmittag sah ich auf dem Wege nach Sterzing die ungeheure Festung, wo mir leider Zeit mangelte selbe abzuzeichnen, weil ich mir vornahm, Montag auf die Nacht nach Innsbruck zu kommen. In Sterzing legte ich mein Felleisen auf den Stellwagen und ging lüstig über den Brenner. Es schneite fast den ganzen Tag und wurde es gegen Innsbruck zu sehr kothig, dennoch kam ich um eine Stunde früher als der Stellwagen in Innsbruck an, welches mir einen herrlichen Anblick darbot. Dort hielt ich mich nicht ganz zwei Tage auf, besuchte das Ferdinandeum und sah mit großer Bewunderung das Grabmal Kaiser Maximilians, welches zwölf wunderbare Basreliefs in weißen Marmor zieren, dessen Wahrheit und Ausführung ich noch mein Lebtag lang nicht gesehen. Auch sah ich das altberühmte Schloß Ambras, welches eine Stunde außer der Stadt liegt und auch ein Kunstkabinet enthält. So sehr ich mich nach Innsbruck freute, so groß, ja noch größer war die Neugierde nach München. Mittwoch Abends fuhr ich nach Schwatz, von dort über das Gebirge nach Ebensee und durch's Achenthal an die bairische Grenze, wo fast knietief Schnee lag und dazu recht warmes Wetter herrschte, so daß ich oft bis an die Waden herauf im Wasser patschte. Doch desto strenger die Aufgabe, desto mehr Muth bekam ich und so ging ich den selben Tag in vierzehn Stunden bis Tegernsee. In Tegernsee hat der König ein sehr schönes Schloß, von welchem Tags zuvor die Königin nach München abgereist ist. Du kannst dir leicht denken, daß mir alle Müdigkeit vergangen, weil ich nur zwölf Stunden mehr von München entfernt war und gewiß rechnen konnte, es den anderen Tag zu sehen, was auch geschah. Bis ein Uhr legte ich schon zwei starke Posten zurück, wollte mir just eine Erholung verschaffen, ohne welche ich zu Fuß nicht mehr hätte vorwärts kommen können, als gerade eine Retourgelegenheit nach München daher kam. Ich bediente mich der-

selben, opferte gern meinen großen Appetit und Freitag um drei Uhr stand ich vor dem Herkulanum. Wenn ich dir München beschreiben soll, würde ich wohl ein ganzes Buch Papier dazu brauchen. Die Stadt liegt auf einer unübersehbaren Ebene und wird von allen Seiten mit stattlichen Gebäuden immermehr ausgedehnt Die großartigsten Gebäude sind erst seit wenigen Jahren erbaut. Zuerst besuchte ich die Ludwigskirche, ganz im modernen Baustile aufgeführt, welcher mir gar nicht gefällt. Inwendig wird die Kirche ganz ausgemalt und zwar vom vermeinten größten Künstler Deutschlands, Overbeck; selber komponirt statt dem Altar auf Mauer in Fresco das jüngste Gericht, welches gewiß bei dreißig Schuh hat, welches mir aber im Kolorit gar nicht gefallen kann. Der ganze Plafond und die Seitenwände der ganzen großen Kirche sind von großen und kleinen Bildern voll, so daß das Ganze mehr zum Schauhaus als zum Gotteshaus wird, indem man mehr den Aufwand als die Kunst bewundern muß. Dann sah ich die Allerheiligen-Kirche bei Hof, welche wohl nicht umsonst den Namen hat, denn gewiß alle Heiligen, die nur existiren, findet man dort auf Goldgrund gemalt. Es liegt eine großartige Verschwendung vor den Augen des Beschauers.

In der Basilika-Kirche des heil. Bonifazius, in welcher kein Gewölbe zu sehen, sondern wo der Dachstuhl auf dem Seitengemäuer, welches ungefähr von dreißig, gewiß drei Klafter hohen Marmorsäulen (aus einem Stücke) getragen wird, ruht, sind die Eisenbanden und Schrauben vergoldet, das Holz ist schön geschliffen. Was nicht von Stein ist, ist alles Goldgrund, jedoch noch mehr als die Hälfte ungemalt. Dann die neue Residenz, welche sehr großartig aussieht und in der gegenwärtig noch gemalt wird, schafft viel Arbeit. Für selbe werden zwölf große Statuen, die alten Herzoge von Baiern, zwölf Schuh hoch angefertigt, wovon ich sechs schon vollendet gesehen habe. Sie werden in Bronze oder Metall gegossen und zur Vergoldung werden pr. Stück fünfzig Dukaten gebraucht. In der Gießerei sah ich die ungeheure Bavaria, eine Schutzgöttin, welche achtundfünfzig Schuh hoch, jetzt größtentheils aus Thonerde modellirt und später in Metall gegossen und am Rennplatze aufgestellt wird. Dann sah ich noch eine im gothischen Stile gebaute Kirche in der Au mit schönen Glasmalereien. Die Bibliothek, Pinakothek und Bildergalerie, in welcher letzterer die großen Werke alter Meister, die mir wohl tausendmal lieber sind als die der Neuen, aufgestellt sind; dann die Glyptothek und Antikensammlung, zu welchen ich vom Herrn Direktor selbst ein Billet erhielt, mit welchem ich

durch einen Maler mit Namen Hundert-Pfund (wahrscheinlich Zentner) von Augsburg bekannt worden bin. Um drei Uhr Dienstag Nachmittag war ich noch in München und um fünf Uhr schon in Augsburg, besah mir Augsburg und fuhr dann am nächsten Tage zurück nach München, von wo ich morgen abzureisen gedenke. Ich könnte hier zwar gleich in Kondition treten, allein das hiesige Künstlerleben gefällt mir nicht, die Leute sind mir schon gar zu eitel und es herrscht hier nur Aufwand und Verschwendung von Seite des damit großmachenden Königs, die ich kaum bewundern kann. Erlaubt es mir die Kasse, so reise ich nach Regensburg, bediene mich dort des Dampfschiffes und bin dann in drei Tagen wieder in Wien, um dort die größeren Kosten mit der ersparten Zeit und vermehrter Arbeit zu ersetzen."

Der Mensch und die natürliche Zuchtwahl.

Vorgetragen am Landesmuseum am 24. März 1871.

Ich habe in meinem letzten Vortrag über Darwin und Wallace dargethan, daß die von Wallace aufgestellte Theorie der Veränderung und Entstehung der Arten dadurch einen Vorzug vor der Darwin'schen hat, daß sie den Einfluß der bald sich gleich bleibenden, bald wechselnden Lebensbedingungen auf die Organisation mehr würdigt, als es Darwin thut, und in der natürlichen Zuchtwahl die Anpassung der Organisation an diese Lebensverhältnisse erkennt. Der heutige Vortrag soll die Darstellung geben, welche Wallace über die Anwendung der natürlichen Zuchtwahl auf den Menschen macht.

Drei Faktoren geben die Elemente für einen Wechsel der Form und Structur bei den Thieren ab, welcher genau mit allen möglichen Arten von Veränderungen in der umgebenden Natur Schritt hält: 1. daß Eigenthümlichkeiten jeder Art mehr oder weniger erblich sind; 2. daß die Abkömmlinge eines jeden Thieres mehr oder weniger in allen Theilen ihrer Organisation variiren; und 3. daß, da die Welt, in welcher diese Thiere leben, nicht absolut unveränderlich ist, die Thiere daher in jedem Lande, in jeder folgenden Periode mit den umgebenden Verhältnissen in Harmonie gebracht werden müssen, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollen. Von den ersten zwei Sätzen bietet uns die Betrachtung der organischen Natur so viele Bestätigungen, als wir wollen. Die Natur liebt dort die Mannigfaltigkeit in so außerordentlichem Grade, daß durch diese

die Regel, die Einförmigkeit beinahe ganz ausgeschlossen ist. Von den Millionen Blättern eines Baumes, von den Millionen Menschen, welche die Erde bewohnen, sind nicht zwei zu finden, welche sich vollkommen gleichen. In den Kindern erkennen wir ihre Eltern und Vorfahren wieder; da sie ihnen mehr als irgend einem anderen Individuum gleichen, aber sie weichen unter sich und von den Eltern in jeder Eigenthümlichkeit ab.

Die immerwährenden Veränderungen, welchen die Oberfläche der Erde ausgesetzt war, lehrte uns die Geologie auf unwiderlegliche Weise kennen, und daß sich den so veränderten Verhältnissen die organische Natur anpassen muß, wenn sie nicht untergehen soll und daß für diesen Proceß die Natur eine auswählende Thätigkeit übt, wäre für sich klar, wenn uns dafür selbst direkte Beobachtung fehlen würde. Wenn dem nicht so wäre, so müßten sich alle wilden Thiere im geometrischen Verhältnisse vermehren, während ihre thatsächlich vorhandene Zahl im Durchschnitt stationär ist; es würden die starken, die gesunden, die schnellen, die gut bekleideten, die in jeder Beziehung wohl organisirten Thiere keinen Vortheil über die schwachen, kranken, langsamen, schlecht bekleideten, unvollkommen organisirten haben, was thatsächlich nicht der Fall ist. Wiederholt sich aber ein solcher Proceß der Auswahl hunderte und tausende von Generationen hindurch, so wird das Thier wiederum durchaus mit den neuen Verhältnissen, in denen es sich befindet, im Einklang stehen, es wird nicht allein schneller, stärker, pelzreicher sein, es wird sich wahrscheinlich auch in der Farbe und Form geändert haben, da es eine sicher gestellte Thatsache ist, daß, wenn ein Theil, Organ, eines Thieres modificirt wird, sich einige andere Theile ebenfalls immer ändern, wie haarlose Hunde immer schlechte Zähne haben, weiße Katzen mit blauen Augen taub sind und bei Tauben kurze Schnäbel stets von kleinen Füßen begleitet werden.

Dieß ist das Gesetz der natürlichen Zuchtwahl und dasselbe äußert seine mächtige, unwiderstehliche Wirkung auf die Entwicklung der ganzen Thierwelt. Seinem Einfluß kann sich auch der Mensch nicht entziehen; aber ganz anders sind die Wirkungen auf diesen als auf die Thiere. Hierüber stellt Wallace folgende Vergleichung an: Wenn ein pflanzenfressendes Thier ein wenig krank und ein oder zwei Tage nicht gut genährt ist und die Herde dann von einem Raubthier verfolgt wird, so fällt dieser Invalide unvermeidlich als Opfer. Die geringste Abnahme an Kraft verhindert ein fleischfressendes Thier, sich genügende Nahrung zu verschaffen, und dauert der Zustand einige Zeit, so fällt es unvermeidlich dem Hunger zum Opfer.

Wenn irgend welche langsame Veränderungen in der physischen Geographie oder in dem Klima es für ein Thier nothwendig machen, daß es seine Nahrung, seine Bekleidung oder seine Waffen verändert, so kann das nur durch eine correspondirende Veränderung in seiner eigenen Körperstructur oder seiner inneren Organisation geschehen. Wenn z. B. ein fleischfressendes Thier, welches bis dahin Antilopen gejagt hat, genöthigt wird, weil sich die Zahl derselben verringert, Büffel anzugreifen, so können dieß mit Erfolg nur die stärksten ausführen — nur die mit den mächtigsten Klauen und furchtbarsten Hauern bewaffneten können den Kampf mit einem solchen Thiere aufnehmen. Durch die Wirksamkeit der natürlichen Zuchtwahl werden diese Organe allmählig ihren neuen Bedürfnissen angepaßt werden. Wenn sich ein Thier einer neuen Art Nahrung anpassen muß, welche vielleicht weniger kräftigend und weniger verdaulich als die bisher gewohnte ist, weil diese spärlich wird oder gar ganz ausbleibt, so wird die natürliche Zuchtwahl jetzt auf den Magen und die Eingeweide wirken, von allen individuellen Abänderungen derselben wird Vortheil gezogen werden für die Modificirung der Race und ihre Anpassung an die veränderten Verhältnisse. In vielen Fällen aber wird dieß nicht geschehen können und das Thier an Zahl abnehmen und schließlich aussterben. — Das sind von selbst einleuchtende Ergebnisse.

Wie ganz anders verhält sich der Mensch unter all' den gleichen Einflüssen. Bei dem Thiere sind die beschriebenen Wirkungen durch seine Selbstständigkeit und seine individuelle Isolation erklärt. Da gibt es keine Hilfeleistung in der Krankheit, keine Arbeitseintheilung nach Maß der Kräfte, ein jedes muß allen Bedingungen seiner Existenz genügen, und daher hält auch natürliche Zuchtwahl sie alle auf einer ziemlich gleichförmigen Stufe. Der Mensch dagegen lebt social und hegt Sympathien. Bei den rohesten Volksstämmen hilft man dem Kranken mit Nahrung, zwischen den kräftiger und schwächer Organisirten greift Arbeitstheilung Platz, die schnellsten und kräftigsten jagen, die andern fischen oder sammeln Früchte, besorgen die Hütte, verfertigen Waffen, Geräthe; die Nahrung wird bis zu einem gewissen Grade ausgewechselt und so ist der Kranke, der Schwächere, der mit weniger behenden Gliedern, mit weniger vollkommenem Gesichte ausgestattete nicht dem Tode preisgegeben, wie bei den Thieren. Geht dem Menschen das gewohnte Jagdthier aus und muß er den Kampf mit gewaltigeren Thieren aufnehmen, so bedarf er deshalb keiner längeren Nägel oder Zähne, keiner größeren körperlichen Kraft oder Schnelligkeit. Er verfertigt schärfere Speere oder einen besseren

Bogen, oder erfindet eine listige Falle oder vereinigt sich zu einer Jagdgesellschaft, um seine Beute zu umgehen. Würde ihm das gewohnte Nahrungsmittel seltener, so würde er das gänzliche Ausgehen nicht erst abwarten, die hereinbrechende Noth würde ihn lehren und hat ihn gelehrt, die Vorgänge der Natur zu überwachen und zu leiten. Er lernte so den Samen der ihm angenehmsten Nahrung pflanzen, sich Vorräthe sammeln, die unabhängig sind von den Zufällen wechselnder Jahreszeiten oder natürlichen Aussterbens. Er lernte nämlich Thiere züchten, welche ihm entweder dazu dienen, seine Nahrung zu erlangen, oder welche ihm selbst als Nahrung dienen. Er hat ferner überall den Gebrauch des Feuers und kann vermittelst desselben eine Menge von Thier- und Pflanzensubstanzen eßbar machen, von denen er sonst kaum welchen Gebrauch machen könnte, und so bedurfte er nicht einer Veränderung seiner Zähne oder Verdauungsorgane.

Während bei herannahender Eiszeit einige Thiere wärmere Hautbedeckung oder eine Fettdecke gewinnen mußten, wenn sie nicht vor Kälte sterben sollten, und die von der Natur am besten bekleideten durch natürliche Zuchtwahl erhalten wurden, macht sich der Mensch unter denselben Verhältnissen wärmere Kleider und baut sich wärmere Häuser und sein natürlicher Körper bleibt nakt, wie vorher. Von der Zeit an also, in welcher soziale, sympathische Gefühle in thätige Wirksamkeit traten und intellectuelle und moralische Fähigkeit sich entwickelten, hat der Mensch aufgehört, in seiner physischen Form und Struktur von der natürlichen Zuchtwahl beeinflußt zu werden. Aber von dem Moment, als die Form seines Körpers stationär ward, wurde sein Geist gerade jenen Einflüssen unterthan, denen sein Körper entflohen war. Die Fähigkeit, gemeinsam zur Erlangung von Schutz, Nahrung und Obdach zu handeln, die Sympathie, die zu gegenseitigem Beistand führte, der Sinn für Recht, welcher abhält, seinen Nebenmenschen auszuplündern, Selbstbeherrschung bei vorhandenen Bedürfnissen, die intelligente Voraussicht, welche für die Zukunft sorgt, — das alles sind Eigenschaften, welche seit ihrem ersten Auftreten zum Wohle einer jeden Gemeinschaft beigetragen haben müssen und daher Gegenstand der natürlichen Zuchtwahl wurden. Solche Eigenschaften mußten den Menschen gegen äußere Feinde, gegen inneren Zwietracht und gegen die Wirkung ungünstiger Jahreszeiten und hereinbrechender Hungersnoth sicherer schützen, als es irgend welche physische Modifikation gekonnt hätte. Stämme, bei denen diese Eigenschaften herrschend wurden, konnten einen Vortheil im Kampf ums Dasein über andere

Stämme erreichen, in welchen sie weniger entwickelt waren, konnten leben und ihre Individuenzahl erhalten, während die andern sich vermindern und schließlich unterliegen mußten.

Wenn diese Ansichten richtig sind, wenn somit die Gestalt und die Organe des menschlichen Körpers von der Zeit an und in dem Verhältnisse stationär wurden, als die socialen, moralischen und intellectuellen Fähigkeiten des Menschen sich entwickelten, dann mußten alle jene großen Veränderungen, welche nothwendig waren, um auf dem Weg allmähliger Entwicklung durch die Wirksamkeit der natürlichen Zuchtwahl von einem niedrigen Thiertypus zu dem des Menschen zu gelangen, zu einer Zeit erfolgt sein, wo den Menschen noch nicht sein Intellect über den Zustand der Thiere erhoben hatte, als er in Herden umherstreifte aber kaum social lebte, mit einem percipirenden aber nicht reflectirenden Geiste, noch irgend ein Sinn für Recht oder Gefühle der Sympathie sich in ihm entwickelt hatten, d. h. als er noch Thier und nicht Mensch war.

Für diese Zeit verliert der Streit, für welchen sich einst und zum Theil jetzt noch manche Naturforscher so gewaltig erhitzten, ob der Mensch in seinen mannigfaltigen Racen eine Art darstelle oder, in anderer Form ausgesprochen, von einem Paare abgeleitet werden könne, vorläufig jenes Interesse, das man den beiden Hypothesen gewidmet hat. Wenn wir keinen Anstand nehmen, das Pferd, das Zebra, den Esel nöthigenfalls auf denselben Stammvater zurückzuführen, was sollte uns dann abhalten, das gleiche für die Menschenracen zu thun, deren Extreme nicht so weit von einander abstehen, wie das Pferd und das Zebra oder gar wie das Pferd und der Esel. Die Hautfarbe ist es nicht, weil wir unter einer und derselben Hautfarbe alle Schädeltypen auftreten sehen, aber auch der Schädelbau kann es nicht sein, wenn wir beobachten, welche ganz außerordentliche Aenderung in der Form der Schädel von Hausthieren dem Menschen durch die Züchtung gelungen ist, und nachdem wir beobachten, daß mit der Vervollkommnung des Gehirns heute noch correspondirende Veränderungen in der Form der Schädel vor sich gehen. Der Mensch mag damals eine homogene Race gebildet haben. Ja, der wissenschaftlichen Forschung ist mit dieser Annahme entschieden weit mehr als mit der gegentheiligen gedient, weil sie den Forscher zwingt, der Geschichte jeder jetzt bestehenden Race nachzugehen, während derjenige, welcher sich mit der Annahme beruhigt, daß die verschiedenen Racen von Ursprung vorhanden gewesen sind und noch in denselben Ländern ange-

troffen werden, wo sie zuerst aufgetreten sind, und die Flagge vor einer Aufgabe streicht, weil er sie für unerforschlich hält. Er geräth bei seiner Hypothese noch in die große Verlegenheit, die Frage über die Zahl der Racen zu beantworten, außer wenn man sich darüber dadurch hinweghilft, daß man sie von 100 oder, wenn man will, auch von noch mehr Menschenpaaren ableitet.

Wenn der Mensch einmal eine homogene Race gebildet hat, so war dieß aber nach der gegebenen Entwicklung zu einer Zeit, wo er noch nicht jenes wunderbar entwickelte Gehirn, das Organ des Geistes, erlangt hatte, welches ihn jetzt selbst in seinen niedrigsten Formen noch weit über die Thiere erhebt, zu einer Zeit also, wo er die Gestalt des Menschen, aber kaum seine Natur besaß, in welcher er weder menschliche Sprache, noch menschliche Sympathien und moralische Gefühle hatte. Aus dieser Zeit fehlen uns noch heute alle Ueberreste, nachdem die ältesten fossilen Schädel von Denise und Engis, welche in Gesellschaft von Knochen längst ausgestorbener Säugethiere gefunden wurden, so genau mit heute noch existirenden Formen zusammenstimmen, daher schon dem Menschen, nicht aber dem Menschenthier entsprechen. — Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß die Fortschritte des Geistes, die Veränderungen des Gehirns und des Schädels schneller vor sich gehen konnten, als die der andern Organe, und müssen somit zur Auffindung dieser Stammeltern des Menschen, deren Körper noch dem verändernden Einfluß äußerer Verhältnisse und der anhäufenden Thätigkeit der natürlichen Zuchtwahl unterworfen war, in den Tertiär-Ablagerungen, vielleicht selbst in der Eocen-Periode suchen, als nicht ein einziges Säugethier der Form nach identisch war mit irgend einer jetzt existirenden Art, da in der langen Reihe von Jahrtausenden, während welcher diese primären Thiere langsam in die Arten verwandelt wurden, welche jetzt die Erde bewohnen, die Kraft, welche thätig war sie zu verändern, beim Menschen nur die geistige Organisation und das dafür bestellte Organ zu ändern vermochte.

Von dem Moment aber, als die erste Haut als Hülle benützt, der erste rohe Speer gefertigt wurde, um der Jagd zu dienen, als der Mensch zuerst Feuer anmachte, um seine Nahrung zu kochen, als das erste Saatkorn gesäet oder ein Schößling gepflanzt wurde, entstand in der Natur eine große Revolution, welche in allen vorhergehenden Perioden der Erdgeschichte keine Parallele gehabt hat; denn es ist ein Wesen entstanden, welches nicht länger sich nothwendig mit der sich verändernden Umgebung verändern mußte, welches der Natur bis zu einem gewissen Grade über-

legen war, da es ihre Thätigkeit zu controlliren und selbst zu reguliren wußte und sich selbst mit ihr in Harmonie erhalten konnte, nicht durch eine Veränderung des Körpers, sondern durch einen Fortschritt des Geistes. Jene Naturforscher daher, welche für den Menschen den Rang einer Ordnung, selbst einer Klasse fordern, haben ein Recht auf ihrer Seite. Der Mensch ist nicht nur selbst der natürlichen Zuchtwahl, einem Gesetze, welches unwiderstehlich alle andern organischen Wesen beherrscht, entgangen, er ist sogar im Stande, der Natur etwas von jener Kraft zu nehmen, welche sie vor seinem Erscheinen universell ausübte. Wir könnten sogar die Zeit anticipiren, zu welcher die Erde nur kultivirte Pflanzen, domesticirte Thiere beherbergt, wenn die Zuchtwahl des Menschen die natürliche Zuchtwahl ersetzt haben und der Ocean die einzige Domäne sein würde, in welcher jene Macht ausgeübt werden kann, welche seit zahllosen Cyclen von Zeiten allein über die ganze Erde hin herrschte.

Können wir so einerseits die Entstehung des Menschengeschlechtes in eine sehr ferne Zeit zurückverlegen, so können wir auch anderseits jenen antworten, welche in Fortspinnung der Darwin'schen Theorie behaupteten, daß sich auch die Gestalt des Menschen ändere und zu einer anderen Thierform sich entwickeln müsse, eben so verschieden von seiner jetzigen, wie diese es ist von der des Chimpanse oder Gorilla, und welche darüber speculiren, was das für eine Form sein werde.

Wir können dagegen geltend machen, daß kein Wechsel der Verhältnisse denkbar ist, welcher irgend eine wichtige Veränderung der Form oder Organisation für den Menschen so allgemein nützlich und nothwendig machen wird, daß sie demjenigen, welcher sie besitzt, stets die besten Chancen zum Ueberleben gibt und auf diese Weise zu der Entwicklung einer neuen Art, Gattung oder einer höheren Gruppe des Menschen führt. Wir wissen, daß viel größere Veränderungen von Verhältnissen und seiner ganzen Umgebung von dem Menschen durchgemacht worden sind, als sie irgend ein anderes hochorganisirtes Thier unverändert überleben konnte, und daß er ihnen durch geistige, nicht durch körperliche Anpassung begegnet ist. Der Unterschied in den Gewohnheiten, der Nahrung, der Kleidung, der Waffen und der Feinde zwischen dem wilden und civilisirten Menschen ist enorm. Die Civilisation, welche sich die Kräfte der Natur dienstbar machte, hat bereits jetzt schon eine Höhe erreicht, daß ein Angriff der gewaltigsten wilden Völker gegen sie nicht

mehr zu fürchten ist, sie hat dem Menschen in den letzten Jahrhunderten eine Herrschaft in der Natur verliehen, daß kein Thier so groß, so gegewaltig ist, das im Kampf mit ihm nicht unterliegen müßte, ja daß es selbst für alle Zeiten von der Erde verschwinden müßte und nie mehr seine Existenz gefährden könnte, sobald er dessen Untergang beschlossen hat Und reicht die Entstehungsgeschichte des Menschen zurück in die Tertiärperiode, so hat er so großartige Veränderungen an der Erdoberfläche durchgemacht, daß größere nach dem jetzigen Stande unserer geologischen Kenntnisse in einer gleich langen Periode der Zukunft nicht zu gewärtigen wären.

Wenn wir nun einen Rückblick auf die gemachte Schlußfolge machen, dürfen wir aber nicht vergessen, daß wir eine ungemein weite Kluft offen ließen, welche die exakte Naturforschung erst durch weitere Forschungen und Thatsachen überbrücken muß und die sie nicht in der Luft übersetzen darf.

Diese weite Kluft liegt zwischen dem fraglichen Menschenthier und dem Menschen offen. Es ist ganz und gar unerklärt, wie der Mensch zum Gebrauch des Feuers, zur Kunst der Anfertigung von Waffen und Werkzeugen und schließlich zur Sprache kam.

Dieses Mittel aller höheren geistigen Entwicklung ist dem Menschen anerzogen, die Natur gab ihm nur das Vermögen, Laute hervorzubringen, aber die Sprache gab sie ihm nicht, wie etwa dem Pferde das Wiehern, dem Hunde das Bellen, dem Vogel den Gesang. Schließen wir jedes von diesen Thieren in seiner Kindheit von seinesgleichen ab, so wird es sich doch entwickeln zu seiner Art, der Hund wird bellen und der Vogel zwitschern oder singen. Thun wir das Gleiche beim Menschen, so wird er ein stummes Geschöpf, das nur eine traumhafte Vorstellung der Welt und des eigenen Daseins gewönne, die besten Keime seines inneren Lebens, welche durch Erziehung der edelsten Entwicklung fähig sind, würden verwahrlost zu Grunde gehen, daher man mit Recht behauptet, daß der Mensch nicht ein Kind der Natur, sondern ein Kind der Erziehung sei.*)

Diese besprochene unausgefüllte Kluft darf der Naturforscher, welcher es ehrlich und aufrichtig mit der Forschung nimmt, nicht hinter einem Nebel von Worten verhüllen. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß es nicht einst gelingen werde, auch darüber hinwegzukommen, aber läugnen dürfen wir es nicht, daß es bisher nicht gelungen ist, und daß es vielleicht selbst schwer gelingen wird, weil uns im Fortschreiten der

*) Schaaffhausen, im Archiv für Anthropologie II. 332.

Civilisation immer mehr das Materiale ausgeht, aus welchem Schlüsse über die erste Entwicklung der Menschen gewonnen würden. Dieß sind gerade die Völkerstämme der niedersten Culturstufe und ihre Sprachen. Der reißend schnelle Fortschritt der europäischen Cultur läßt im feindlichen Zusammentreffen mit diesen Wilden nicht Zeit und Geneigtheit, sich in ihr innerstes Wesen zu vertiefen; das unerbittliche Gesetz der Erhaltung begünstigter Racen im Kampf ums Dasein führt rasch zum unvermeidlichen Aussterben aller der Stämme, welche den Sprung aus tiefer Rohheit zum civilisirten Leben nicht zu machen fähig sind. Mit ihnen sterben auch ihre Sprachen, welche durch kein Schriftzeichen und keine Ueberlieferung der Nachwelt erhalten werden, damit aber auch das Mittel zu manchen Aufschlüssen, welche wir bisher in so vielfacher Beziehung der vergleichenden Sprachwissenschaft verdanken. Wie sich aber auch in Zukunft der Stand der Frage stellen mag, eines ist gewiß, daß sie heute exakt nicht beantwortet werden kann, daß somit die Frage über die Entstehung des Menschengeschlechtes für den Naturforscher noch immer eine Frage ist.

Die „Smithsonian Institution" in Washington.

Nach den jährlichen Berichten des Secretärs derselben von 1864—68 an den Congreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika zusammengestellt von Gustav Adolf Zwanziger.

Allen jenen Lesern der Carinthia, welche sich noch theilnehmend meiner ersten Schilderung der Smithsonian Institution in Washington*) erinnern, dürfte ein kurzer Bericht über die Schicksale und Veränderungen, welche die Anstalt seither betrafen, nicht unwillkommen sein.

Der verheerende Bürgerkrieg, welcher die stärksten Grundvesten der Vereinigten Staaten zu erschüttern drohte und aus dem endlich doch die Sache der Menschlichkeit siegreich hervorging, konnte nicht verfehlen, auch auf unsere Anstalt einige Schatten zu werfen. Die Truppen der aufständischen Sonderbündler kamen einige Male in bedenkliche Nähe der Stadt Washington, trotzdem nahm die Arbeit in allen Zweigen der Anstalt einen guten Fortgang und mußte nur wegen der zunehmenden Kosten um ein geringes vermindert werden, sowie auch während des Krieges aus dem Süden keine Witterungsberichte einliefen und Beobachter auch jetzt noch ziemlich spärlich vertheilt sind.

*) Carinthia, 1866. 5. Heft S. 204—213. (1853—63)

Bei der Untersuchung verschiedener der Regierung der Vereinigten Staaten verkauften Gegenstände stellte sich in einigen Fällen absichtlicher Betrug heraus und die überführten Betrüger erhielten die wohlverdiente Verurtheilung und Bestrafung.

Ein sehr ernstes Unheil, das leicht noch größeren Umfang hätte erreichen können, ereignete sich am 24. Jänner 1865. Es brach an diesem Tage nämlich an einem Punkte, wo man es am wenigsten vermüthete, Feuer aus. Eine Holzecke unter dem Schieferdache des Hauptgebäudes entzündete sich durch heiße Luft oder die Funken des Rauchfanges eines Zimmers, das durch 10 Jahre nicht mehr geheizt worden war. Das Feuer zerstörte den Hauptinhalt des ersten Stockes und die nahen Thürme, Manuscripte sehr werthvollen Inhaltes, das Archiv, eine reiche Sammlung wissenschaftlicher Instrumente, die Holzstöcke zu den Veröffentlichungen, alle vorhandenen Berichte bis 1861. welche gegenwärtig also nicht mehr zu haben sind (von 1861 an wurden sie stereotypirt), die 200 Gemälde nordamerikanischer Indianer von Stanley und die zwei während des Krieges in Südcarolina erbeuteten Bibliotheken, deren einstweilige Uebernahme und Aufbewahrung durch die Anstalt ich in der Carinthia 1866 S. 213 als Muster nordamerikanischer ämtlicher Geschäftskürze anführte.

Der Anstalt erwuchs aus dem Brande ein Schaden von 20.000 Dollars, verschiedene Private verloren dabei 26.000 Dollars, von denen auf Mr. Stanley's Gemäldesammlung allein 20.000 Dollars entfielen. Trotz dieser bedeutenden Verluste wurde weder in der Bibliothek, noch von den Sammlungen und meteorologischen Berichten etwas beschädigt, außer später beim Neubaue durch Schimmel, und sie waren daher nicht wesentlich hemmend eingreifend in die Verrichtungen der Anstalt, abgesehen von der nothwendigen Beschränkung der Auslagen zur Beförderung der Wissenschaft, da die Kosten der feuersicheren Wiederherstellung des Gebäudes auf 100.000 Dollars vorveranschlagt wurden.

Im gleichen Jahre wurde der Anstalt durch die Uebertragung ihrer großartigen und werthvollen Büchersammlung in die Bibliothek des Congresses der Vereinigten Staaten unter vollstem Vorbehalt ihres Eigenthums- und Benützungsrechtes eine große Last abgenommen und sie dadurch in die Lage versetzt, viel Zeit, Raum, Geld und Sorgfalt für wichtigere Arbeiten zu verwenden. Die Bibliothek des Congresses ist nun die reichste in den Vereinigten Staaten. Sie enthielt im Januar 1868 165.467 Bände.

Es ist noch nicht gelungen, den Congreß auch zur Uebernahme der

Sammlungen zu bewegen, doch wird dies sicherlich in nicht zu ferner Zeit geschehen und die Anstalt dann mit ungeschwächter Kraft ihr eigentliches Ziel nach dem Willen des Erblassers: „den Fortschritt und die Verbreitung der Wissenschaften unter den Menschen" verfolgen können. Der Betrag, welcher seit dem Brande für den feuerfesten Neubau des Hauses und für die Sammlungen, welche die Anstalt wie ein Alp belasten, verausgabt werden mußte, übersteigt 140.000 Dollars, von denen bei der Errichtung eines National-Museums von Seite der Vereinigten Staaten jährlich ein großer Theil für die eigentlichen Zwecke der Anstalt flüssig würde.

Um den großen Auslagen, welche die Aufgaben der Anstalt erheischen, zu genügen, erließ der Congreß am 8. Februar 1867 ein Gesetz, welches sie ermächtigte, das ursprüngliche von Smithson hinterlassene und im Schatzamte der Vereinigten Staaten erliegende Kapital von 541 379 Dollars 63 Cents*) und Anfangs Jänner 1869 650.000 Dollars betrug, welche 1868 39.000 Dollars Jahreszinsen ergaben, daher die im Jahre 1868 zu verausgabende Summe 67.453 Dollars 33 Cents betrug, durch Ersparungen, Schenkungen u. dgl. auf jede beliebige Höhe zu bringen; vorausgesetzt, daß sie die Summe einer Million Dollars nicht übersteige. Der Fond der Anstalt betrug mit Schluß 1868 auch schon 697.000 Dollars (1,435.620 Gulden öst. W.). Die Anstalt würde sich daher in sehr günstigen Geldverhältnissen befinden, welche aber nicht dazu benützt werden sollten, die Sammlungen der Regierung in Ordnung zu halten und zu vermehren.

Nicht weniger als 1081 gelehrte Gesellschaften und Anstalten in allen Theilen der Erde stehen mit der Smithsonian Institution im Schriftentausche. Von allen Ländern ist Deutschland mit Oesterreich mit 334 Gesellschaften am reichsten vertreten; es folgen Großbritannien und Irland mit 194, Frankreich mit 113 und die Vereinigten Staaten mit 100 Vereinen. Alle übrigen, besonders die außereuropäischen Länder, bleiben weit hinter der Zahl 100 zurück.

Im Jahre 1866 erhielt die Anstalt an Bänden, einzelnen Abhandlungen und Karten 5873, 1867 5831 und 1868 5509, welche sämmtlich in der Bibliothek des Congresses hinterlegt wurden. Der scheinbare Ausfall erklärt sich leicht dadurch, daß im Beginne des Austausches ein Verein die ganze Reihe seiner Veröffentlichungen sendet,

*) Carinthia 1866 S. 204 finden sich nur 515.169 Dollars angegeben. Es wurde seither durch Ableben der Leibeserben Smithson's in England die Summe obigen Unterschiedes flüssig.

während er später jährlich in den meisten Fällen nur einen Band zu senden hat.

Ebenso nahm der durch die Anstalt vermittelte Austausch wissenschaftlicher Gegenstände aus und nach Amerika bedeutend zu. 1866 wurden 83 Kisten im Umfange von 571 Cubik-Fuß und im Gewichte von 18.050 Pfund abgesandt und 2703 Pakete zur Vertheilung in Amerika erhalten, 1867 113 Kisten mit 975 Cubik-Fuß und 22523 Pfund. Nach Amerika gingen 2971 Pakete. 1868 104 Kisten mit 1057 Cubik-Fuß und 31171 Pfund. 2894 Pakete kamen nach Amerika.

Die Vertheilung der Sendungen an die Agenten der Anstalt nach der Anzahl der Pakete, dem Cubikinhalte und Gewichte gewährt in großen Zügen einen recht anschaulichen Ueberblick über den Bildungsgrad, der in den verschiedenen Ländern der Erde herrscht, wobei selbstverständlich Einwohnerzahl und Flächeninhalt berücksichtigt werden müssen. 1868 stellte sich das Verhältniß folgendermaßen:

Agent und Land	Anzahl der Adressaten	Anzahl der Pakete	Zahl der Kisten	Umfang der Kisten in Cubikfuß	Gewicht der Kisten in Pfunden
Dr. F. Flügel, Leipzig:					
Deutschland (mit Oesterr.)	370	441	—	—	—
Rußland	52	88	—	—	—
Schweiz	38	51	—	—	—
Summe:	460	580	36	378	10821
Kgl. Schwedische Gesellschaft der Wissenschaften, Stockholm:					
Schweden	12	29	2	21	650
Kgl. Universität, Christiania.					
Norwegen	8	17	2	21	650
Kgl Dänische Gesellschaft der Wissenschaften, Kopenhagen:					
Island	1	2	—	—	—
Dänemark	14	25	—	—	—
Summe:	15	27	2	21	650
Fürtrag:	495	653	42	441	12771

Agent und Land	Anzahl der Adressaten	Anzahl der Pakete	Zahl der Kisten	Umfang der Kisten in Cubikfuß	Gewicht der Kisten in Pfunden
Uebertrag:	495	653	42	441	12771
Friedrich Müller, Amsterdam:					
Holland	50	78	—	—	—
Belgien	26	39	—	—	—
Summe:	76	117	6	63	1956
G. Bossange, Paris:					
Frankreich	147	185	—	—	—
Spanien	8	11	—	—	—
Portugal	4	6	—	—	—
Summe:	159	191	15	157	4875
Kgl. Lombardische Anstalt, Mailand:					
Italien	81	91	5	53	1625
W. Wesley, London:					
Großbritannien u. Irland	219	327	22	231	7150
Rest der Erde (ohne Vereinigte Staaten):	99	178	14	112	2800
Hauptsumme:	1129	1557	104	1057	31177

Man sieht aus diesem Ausweise, daß Deutschland allen andern Ländern weit voraus ist und nahezu ein Drittel aller wissenschaftlichen Gegenstände aus Amerika empfängt und daß das so stolze Frankreich weitaus nicht die Hälfte des geistigen Stoffes verbraucht, wie Deutschland. Daß England so reich betheilt erscheint, erklärt sich aus der Gemeinsamkeit der Sprache und den viel engeren Beziehungen zwischen beiden Staaten.

Durch den Sitz der Anstalt in Washington hat dieselbe durch ihren Zweck, unmittelbar die Vermehrung des menschlichen Wissens zu befördern, sehr dazu beigetragen, diese Stadt, den Sitz der Regierung, zu einem Mittelpunkte wissenschaftlicher Thätigkeit zumachen, was sowohl ihren guten Ruf als ihren Einfluß bedeutend vermehrt. Obgleich Washington nur zu häufig als ein fast ausschließlicher Brennpunkt politischer Umtriebe angesehen wird, so enthält sie doch in Wirklichkeit eine größere Anzahl von Personen, welche mit wissenschaftlichen Beschäftigungen in Verbindung stehen und an dem geistigen Fortschritte mitarbeiten, als irgend eine

Stadt von ähnlicher Einwohnerzahl in den Vereinigten Staaten. Um diese Bemerkung zu rechtfertigen, genügt der Hinweis auf die Beamten der Ingenieur-Abtheilung, der Küstenaufnahme, der Leuchtthurmverwaltung, das Geschützamtes, des Heeres und der Marine, des Handelsamtes und der Ackerbau-Abtheilung, auf die Berechner des nautischen Almanaches, die Professoren der National-Sternwarte, dreier Collegien, dreier ärztlicher Schulen, einer Rechtsschule und einer Taubstummen-Anstalt, auf die Vorstände und Nebenärzte des Irrenhauses und zweier Krankenhäuser, sowie auch der Beamten der verschiedenen Regierungsämter, von denen der größere Theil Männer von mehr als gewöhnlichem Wissen sind, auf deren Beistand nnd Mitwirkung die Anstalt zählen kann.

Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daß das Gebäude der Smithson'schen Stiftung sich in der Mitte eines Parkes befindet, welcher sich vom Capitol bis zum Potomac-Fluße erstreckt und in dem eine Sammlung aller nordamerikanischen Waldbäume, welche im Klima von Washington gedeihen, angepflanzt wurde. Diese nützliche Maßregel könnte auch hier in Klagenfurt an der Südseite des Landhauses in der Sternallee mit geringen Kosten nachgeahmt werden, wenn man in botanischer Ordnung zwischen je zwei Robinien einen in Kärnten einheimischen Baum setzen würde, um seinerzeit die langweiligen Ausländer zu verdrängen.

Indem ich hinsichtlich der Begründung und der Aufgaben der Anstalt auf meinen ersten Bericht darüber verweisen muß, will ich nur noch kurz anführen, auf welche Art sie bemüht ist, außer dem schon erwähnten großartigen Schriften- und Naturalientausche ihr Ziel „der Vermehrung und Verbreitung der Wissenschaften unter den Menschen" unablässig zu verfolgen. In erster Reihe sind hier die Unterstützungen an Geld, Instrumenten u. s. w. zu erwähnen, welche für wissenschaftliche Forschungsreisen und Untersuchungen in Nord-, Mittel- und Südamerika verausgabt werden, die Abtretung von Fachsammlungen zur wissenschaftlichen Bearbeitung an Fachgelehrte in Amerika und Europa, die Vertheilung von Duplikaten von Naturgegenständen, welche in den Jahren 1867 und 1868 nicht weniger als 255.909 Stücke aus allen drei Reichen umfaßte, dann vor allem die Drucklegung wissenschaftlicher Arbeiten, viele mit Tafeln geschmückt. Es erscheinen davon drei Reihen, die Smithsonian Contributions to Knowledge (Beiträge zur Wissenschaft) in Quart, von welchen bis jetzt 10 Bände erschienen sind, die Smithsonian Miscellaneous Collections (Verschiedenartige Mittheilungen) in Octav, 9 Bände

und die auf Kosten der Vereinigten-Staaten-Regierung gedruckten 23 Annual Reports (Jahresberichte) seit 1846, von denen 16 gebunden und mit wissenschaftlichem Anhange versehen sind.

In dem Berichte für 1867 findet sich Seite 433—459 eine „Skizze der Flora von Alaska" (dem früheren russischen Nordamerika) von J. Th. Rothrock, M. Dr., welche unter den 560 Arten bisher dort gefundener Phanerogamen nicht weniger als 168 auch in Kärnten und zwar meist auf den Alpen vorkommende Arten aufweist, also nahezu ein Drittel, welche eine so ungeheuer weite Verbreitung zeigen.

Um die Reichhaltigkeit dieser Veröffentlichungen zu beurtheilen, so sind bis 1868 226 größere und kleinere Abhandlungen, Verzeichnisse u. s. w. gedruckt worden, wobei die den Jahresberichten beigegebenen Aufsätze nicht gezählt sind. Ueber Anatomie und Physiologie erschienen 6, über Baukunst 1, Astronomie 25, Botanik 10, Bibliographie 11, Geologie und physikalische Geographie 4, allgemeine Naturgeschichte 12, Physik der Erde 2, Mathematik 1, Meteorologie 25, Mikroskopie 6, Mineralogie 1, Paläontologie 9, Physik 4, Erdmagnetismus 13 und Zoologie 37 einzelne Abhandlungen, von welch' letzteren auf die Säugethiere 2, die Vögel 7, Reptilien 2, Fische 1, Insecten 14 und Weichthiere 11 kommen.

Anfangs dieses Jahres kam vom Agenten Dr. Felix Flügel ein Paket im Gewichte von 36 Zollpfund hier an, welches amerikanische Werke für die Landwirtschaftsgesellschaft, den Gewerbe- und den Geschicht-Verein und das Landesmuseum enthielt. Letzteres bekam den Annual Report 1868, den Patent Office Report (Bericht des Patentamtes) 1867 in 4 starken Octavbänden, von denen 2 Bände die Beschreibungen und 2 Bände die Abbildungen sämmtlicher in diesem Jahre ausgefertigten 12300 Erfindungspatente von Nr. 60658 bis 72958 enthalten. Vor Allem aber erwähnenswerth ist ein stattlicher, 524 Octav-Seiten starker schön gebundener Prachtband: Report of the Invertebrata of Massachusetts, published, agreeably to an order of the Legislature. Second Edition, comprising the Mollusca. By Augustus A. Gould, M. D. Edited by W. G. Binney. Boston, Wright and Potter, State Printers, 1870. (Bericht über die wirbellosen Thiere von Massachusetts, veröffentlicht im Auftrage der Gesetzgebung. Zweite Auflage, enthaltend die Weichthiere. Von August A. Gould, M. Dr. Herausgegeben von W. G. Binney. Boston, 1870.) Dieses Pracht-

werk, welches sowohl die See- als Landweichthiere von Massachusetts beschreibt, ist mit nicht weniger als 12 Tafeln in Farbendruck und 755 in den Text gedruckten Holzschnittabbildungen geziert. Das werthvolle Buch wurde auf Kosten des Staates Massachusetts zum zweiten Male aufgelegt (die erste Auflage erschien 1841) und die Bostoner Gesellschaft für Naturgeschichte beauftragt, selbes im Auslande zu vertheilen, welche auch das hiesige Museum mit einem Abdrucke freundlichst beschenkte.

Es ist nicht zu verkennen, daß sich in Nordamerika ein großer Aufschwung der Naturwissenschaften vorbereitet und daß die Bewohner der Vereinigten Staaten allmählig, aber mit vollem Bewußtsein dahin streben, den Ehrenplatz einzunehmen, welchen einige Völker Europa's in der Wissenschaft bisher behaupteten. Es sind sehr gewichtige Anzeichen dafür vorhanden, daß ihnen dieß auch in nicht zu ferner Zeit gelingen dürfte, da die Staaten Europa's kein Geld mehr zur Unterstützung der Wissenschaften haben, welches alles sie auf die Bewaffnung und Feld-Ausrüstung ihrer kriegsgewohnten Heere verwenden müssen, die sich gegenseitig mit dem größten Vergnügen todtschlagen.

Es ist den Machthabern das Verständniß dafür abhanden gekommen, von welch' unberechenbarem Nachtheile für die Wissenschaft es ist, die werthvollsten Sammlungen außerhalb des Erdtheiles wandern zu lassen. So wurde, nebst vielen anderen, die äußerst werthvolle Sammlung des verstorbenen Fürsten Max von Neuwied in Hannover, bestehend aus 4000 Vögeln, 600 Säugethieren und bei 2000 Fischen und Amphibien Anfang 1870 an das neu zu errichtende Amerikanische Museum für Naturgeschichte in New-York um 1500 Pfund Sterling verkauft und war damit für Europa verloren. Sie wurde als eine der wichtigsten Privatsammlungen in Europa betrachtet, wurde stets von der wissenschaftlichen Welt zu Rathe gezogen und enthielt eine große Anzahl von Original-Exemplaren, die Ergebnisse von des Fürsten Forschungsreisen in Süd-Amerika, nach denen die ersten Beschreibungen angefertigt wurden. Sachverständige erklärten, daß die Kosten des Ausstopfens allein den Preis weit überstiegen, welcher für die ganze Sammlung bezahlt wurde. So sehr Amerika Ursache hat, sich über die Erwerbung dieser Sammlung zu beglückwünschen, so wenig gereicht ihre Herausgabe Europa und speciell Deutschland zur Ehre. Wo die großen Sammlungen sich befinden, müssen sich naturgemäß auch die Forscher hinbegeben und so werden bald Wallfahrten nach Amerika ein-

treten müssen, was nur die Reichsten thun können werden und wodurch allein schon die Zahl der Naturforscher in Europa sich vermindern wird.

Wo gibt es eine Stadt in Europa, deren Bürger bloß über Aufforderung einiger ihrer gelehrteren Mitbürger in einigen Wochen zur Errichtung eines wissenschaftlichen Museums die Summe von 44.550 Dollars freiwillig nebst sehr reichen Sammlungen hergeben? Dies ist voriges Jahr in New-York geschehen, wo nach der Meinung der Meisten nur der Dollar herrscht. Es wäre ein nachahmungswerthes Beispiel für viele Städte Europa's, doch ist in dieser Richtung nicht viel zu erwarten — denn es müssen fort und fort gründliche Vorbereitungen zum Raufen getroffen werden.

Der Denkstein des Moabiterkönigs Mesa.

In dem alten Moabiterlande, dem Landstriche im Osten des todten Meeres, ist, wie die „Wissenschaftl. Beilage" zur „Leipziger Zeitung" berichtet, in jüngster Zeit ein wichtiger monumentaler Fund geglückt, der bereits begonnen hat in der gelehrten Welt das größte Aufsehen zu erregen. Es ist ein geglätteter Block von bläulichschwarzem Basalt, 3' hoch, über 2' breit und dick, belegt mit phönikischen Schriftzügen aus dem neunten Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung, also eine Inschrift von fast 3000jährigem Alter. Ein junger Franzose, Namens Ganneau, gegenwärtig (1870) Konsular-Dolmetsch zu Jerusalem, hat das Verdienst dieses wichtigen Fundes. In Folge von Andeutungen, welche in Jerusalem Eingeborne jenes Landes, Beduinen, vom Vorhandensein des merkwürdigen Steines gemacht hatten, suchte Ganneau eine Copie der Inschrift oder wo möglich den ganzen Steinblock selbst zu gewinnen. Und fast wäre es ihm mit der letzteren Absicht geglückt. Aber als sein Vertrauensmann, ein dem Fundorte benachbarter Beduinen-Scheikh, zu dem Zwecke der Fortschaffung des Steins an Ort und Stelle kam, fand es sich, daß die Eigenthümer, zum Stamme der Beni-Hamide gehörige Beduinen, denselben in Stücke zerschlagen hatten, weil sich bereits die türkische Regierung in die Sache gemischt hatte, mit welcher die freiheitsliebenden Bewohner der Wüste nichts zu schaffen haben wollten. Nichtsdestoweniger erlangte aber nun Ganneau mehrere sorgfältige Abklatsche der Inschrift von den drei größten Fragmenten des Steins, sowie auch kleinere mit Schrift bedeckte Stücke vom Original selbst.

Am 16. Jänner 1870, nur wenige Tage nach dieser glücklichen

Errungenschaft, übersandte Ganneau eine Copie der Inschrift, so weit sie gerettet worden, nebst der Umschreibung des Phönikischen in's Hebräische und dem Versuche einer französischen Uebersetzung an den Grafen Vogüé in Paris, einen der ausgezeichnetsten französischen Gelehrten, der durch seine mehrjährigen Forschungen im Oriente und die daraus hervorgegangenen Werke schon längst in weiten Kreisen bekannt geworden. Graf Vogüé war von der außerordentlichen Bedeutung des geglückten Fundes so durchdrungen, daß er die ihm aus Jerusalem gemachte Sendung sofort in Druck gab, zugleich mit einer vom 5. Februar datirten eigenen Nachschrift. Die Broschüre trägt den Titel: „Die Stele Mesa's des Königs von Moab vom Jahre 896 vor Christus." Diese Stele, diesen Denkstein hat König Mesa (oder auch Mescha) zur Verewigung seiner gegen den König von Israel errungenen Erfolge errichtet. Von diesem Moabitischen Könige Mesa geschieht nun in der Bibel, und zwar im IV. Buche der Könige, c. III. v. 4 und 5 auch wirklich ausdrücklich Erwähnung. Es heißt nämlich dort, er habe das Bündniß, welches er mit dem Israelitischen König Achab geschlossen, dem er Tribut entrichtete, seinen Söhnen Ochozias und Jorann gegenüber eigenmächtig und treulos aufgelöst, worüber es zum Kriege kam. Die von ihm realisirten Vortheile nun über Ochozias genauer zu bezeichnen, soll hier unterbleiben. Wohl aber gilt um so mehr die Frage, worauf denn nun die besondere Wichtigkeit des monumentalen Steins beruhe? Sie beruht auf den engen Beziehungen, in denen sein Inhalt zu den Berichten der Bücher der Könige und der Chronik über dieselbe Zeit und dieselben Ereignisse steht. Der König Ochozias von Israel, Sohn und Nachfolger des bekannten abgöttischen Königs Achab, Gemahls der eben so denkenden Jezabel, ist es, gegen welchen der Moabiter-König Mesa die hier aufgezeichneten Erfolge gewann. Durch die Zusammenstellung der biblischen Berichte mit dem Inschriftensteine wozu auch noch der Bericht des Josephus kommt, läßt sich das Jahr der Abfassung der Moabiterstele mit großer Sicherheit feststellen. Nach dem Tode des Königs Salomo und der im Jahre 974 v. Ch. stattgefundenen Zweitheilung seines Reiches unter Roboam und Jeroboam regierte (nach Buch II. Paralipom:) sein Sohn Roboam (Rehabeam) 17, Abias 2, Asa 41 und Josaphat 25 Jahre über Juda. Ochozias aber, Sohn und Nachfolger des Königs Achab von Israel, gelangte nach Buch III. der Könige, c. 22 v. 52 im 17. Regierungsjahre des Königs Josaphat von Juda, auf den Thron von Israel oder der 10 Stämme und weil er schon im nächsten Jahre starb und ihm in Ermanglung eines

männlichen Erben sein Bruder Joram succedirte, so muß eben jenes erste Jahr seiner Regierung und das 17. des jüdischen Königs Josaphat jenes in Rede stehende Jahr sein, in welchem Mesa politische Vortheile über seinen Gegner errang und darüber einen Denkstein setzte. Josaphat's drei Vorgänger regierten zusammen 61 Jahre und somit gibt die Gesammtzahl 78 vom Theilungsjahre 974 hinweggenommen das früher erwähnte Jahr der Stele: 896 v. Christus.

Andererseits bietet der Stein ein glänzendes Zeugniß dar für die historische und geographische Genauigkeit der biblischen Aufzeichnungen. Vogüé sagt mit Recht, man könne dies in seiner Art einzige Document une page originale de la Bible nennen. Außerdem hat derselbe noch das besonderste paläographische Interesse, denn es liegt die größte Wahrscheinlichkeit nahe, daß die phönizische Schrift des Steins dieselbe ist, in welcher die ältesten Urkunden der hebräischen Bibel, die so weit über den Beginn der christlichen Zeitrechnung hinaufreichen, geschrieben worden sind. Waren phönizische Künstler bei der Erbauung und Ausschmückung des Salomon'schen Tempels thätig, bauten die Juden ihre Schiffe hauptsächlich mit Hilfe der Phönizier, dieses begabten und unternehmenden Volkes, das für die Führung der jüdischen Fahrzeuge gewöhnlich auch die Piloten stellte, so ist die Annahme nicht ganz unberechtigt, daß die Israeliten auch von ihren Schriftzeichen konnten Gebrauch gemacht haben.

(Nach Erg. Bl. B. V.)

Ein Aequinoctial-Sturm.

„Die Natur", sagt Dove, „erwacht bei uns im Frühling fieberhaft und schläft im Herbst ruhig ein". Und in der That gilt dieser Satz für die ganze Nordhälfte der Erde. Dove gibt auch den richtigen Grund dafür an. Auf der Nordhälfte ist die feste Grundlage, auf welcher die Atmosphäre ruht, überwiegend und wechselt auf das mannigfaltigste mit der flüssigen; auf der Südhälfte ist es umgekehrt. Da die feste Grundlage die kräftigste Einwirkung der Sonne gestattet, so wird diese, indem sie von ihrer südlichen Deklination zurückkommt und den Aequator überschreitet, eine immer intensivere Einwirkung auf die Erdoberfläche entwickeln. Zugleich aber auch wird diese größere Intensität sich verbinden mit einer größeren Verschiedenheit in Bezug auf die einzelnen Länder und Erdtheile. So entsteht mit Nothwendigkeit eine größere

Komplikation der Erscheinungen, ein weniger strenges Festhalten am abstrakten Gesetz. Als ein Beispiel dieser Art sind unter Anderem die öfteren Rückfälle der Kälte im Mai, schon früher aber die oft bedeutende Temperatur-Depression zu betrachten, welche nicht gar selten in der ersten Hälfte des Februar sich einzustellen pflegt, wie es im verflossenen Jahre 1870 der Fall gewesen, die ihren Grund wahrscheinlich in dem um die genannte Zeit häufiger werdenden Auftreten des Polarstroms im mittleren Europa findet. Es ist die Zeit, wo die mittlere Winddrehung ihre Frühlingsdrehung beginnt, es ist das erste Zeichen der Unruhe des sich nahenden Frühlings. Die so oft vorkommenden Rückfälle der Kälte im Mai aber „deuten bei uns nach Nord-West, nach Amerika hin", welches bekanntlich einen dem europäischen entgegengesetzten Winter hat.

Diesen Erscheinungen geht eine Klasse verwandter zur Seite, nämlich die, daß in allen Ländern auf der nördlichen Erdhälfte die Extreme der Temperatur im Frühlinge viel weiter auseinander liegen als im Herbst, und damit im nothwendigen Zusammenhange stehend, aller übrigen Witterungserscheinungen. Daraus erklärt sich denn auch die allgemeine Unruhe und Veränderlichkeit des Zustandes der Atmosphäre im Frühlinge Europa's. Die Aequinoctialstürme sind im Frühlinge weit hervortretender als im Herbst.

Altmeister Dove nun setzt den in gerader Richtung fortschreitenden Stürmen, „Gales" genannt, die Wirbelstürme entgegen, und theilt die in der gemäßigten Zone auftretenden Stürme ihrer Form nach überhaupt in 4 Klassen ein.

Welcher Klasse oder Kategorie nun aber der Sturm angehören möge, welchen ich um die Zeit des Frühlings-Aequinoctiums im Jahre 1849 im . . . thale Kärntens in einer Seehöhe von 3000′ W erlebte, wage ich nicht zu entscheiden, doch scheint er der 3. Klasse zuständig gewesen zu sein: Eindringen (im rechten Winkel) eines kälteren Polarstromes (als Nordwest) in einen früher dagewesenen Südweststrom, von welchen Stürmen Dove die Behauptung ausspricht, daß sie für die deutschen Länder gerade die verderblichsten sind.

Ich gehe nun zur wahrheitsgetreuen, jeder Uebertreibung baren Schilderung des Aequinoctialsturmes selbst über.

Je 2 Fenster meiner aus 2 Zimmern bestandenen Parterre-Wohnung waren nach Ost, Süd und West gerichtet und in dieser rauhen Gebirgsgegend im Monate März natürlich noch mit Vorfenstern versehen. Vor der Westfront, wo zugleich die Hausthür angebracht war, befand sich in

etwa 8—9 Klafter Entfernung ein ziemlich hoher, einstöckiger und mit Ziegeln eingedeckter hölzerner Getreidekasten mit einer kleinen und ebenso eingedeckten Vorlaube. Dieser Behälter nun wurde an dem Tage, wo der W.-Nordweststurm seine volle Wuth entfaltete, auf die ich schwerlich je vergessen werde, vorzugsweise der Angriffspunkt für die entfesselte Windsbraut und zugleich die — obgleich unschuldige — Ursache der Beschädigungen, welche die Westfront des Hauses vorzüglich an den Fensterscheiben und der Mauer erleiden mußte. Der bei dieser Gelegenheit von mir ausgestandene Schrecken soll nur als eine „Aufgabe" hinzugezählt werden.

Es erhob sich nämlich im vorerwähnten Jahre im Monate März eines Tages — das Datum kann ich nicht anführen — des Nachmittags ein Anfangs nur mäßiger, bald aber mit Heftigkeit auftretender Wind aus WNW., der bald in einen förmlichen schweren Sturm überging. Anfangs kamen nur kleine Partien von Staub, Heu und Stroh, dann aber auch aufgewühlte Erde und dürre Aeste der nahe stehenden Fruchtbäume gegen die Fenster angetrieben, deren Angriffe sie wackeren Widerstand leisteten.

Es sollte jedoch bald anders kommen, denn plötzlich, mit einem mächtigen Stoße, setzte der schwere Sturm ein, und es entstand nun Leben unter den Dachziegeln des Getreidekastens. Eilends hoben sich einer nach dem andern von der Basis der Latten ab und nahmen die Richtung gegen die Westseite des Hauses. Ich wußte freilich, was dies bedeute, allein zum Ausheben der Fenster blieb mir nun keine Zeit mehr übrig, denn immer heftiger und immer mehr wurden sie theils ganz, theils stückweise gegen die Mauer geschleudert, wo sie dann, nachdem sie die Scheiben der Vorfenster in unzählige Scherben zerschlagen, an den eisernen Fensterkreuzen mit einer solchen fürchterlichen Gewalt an- und abprallten, daß sie in eine Menge Trümmer zersplittert weit umher stoben, während andere in die lärchenen, gut ausgetrockneten, beinahe steinharten äußeren Fensterstöcke $^1/_2$ Zoll tiefe Löcher schlugen. In den Maueranwurf bohrten sie sich 1 Zoll tief und noch tiefer ein, wodurch selbe gleichsam tätowirt erschien und das Ansehen gewann, als wäre sie von einer am jenseitigen Berge aufgefahrenen Batterie mit Vierpfündern beschossen worden. Unheimlich wiederhallten in der westlichen Stube, wo ich mich befand, die Stöße und Schläge der Windprojektile, der Ziegel- und Lattentrümmer. Das melodische Geklirre der zerschlagenen inneren Fenstertafeln mahnte mich endlich ernstlich, es sei die höchste Zeit, mich

in das anstoßende östliche Zimmer zu salviren, dessen gegen West sich drehende Thür ich aber wegen des Andranges der ungestüm bewegten Luft, die zum Fenster hereinstürmte, mit aller Kraftanstrengung kaum mehr etwas zu öffnen vermochte, um mich hindurch zu zwängen. Der Sturm tobte fort, und bombardirte nun auch diese Thür mit Ziegel- und Lattenfragmenten. Doch auf einmal, was ist das für ein schreckenerregendes Gepolter? Das ganze Gebäude erbebt in seinen Grundfesten! Was ist geschehen? Der Sturm, in seinem Kulminationspunkte angelangt, hatte sich in dem eben nicht großen Dache der Vorlaube des Getreidekastens verfangen, es aufgehoben, über den Kasten getragen und an die Hausmauer geschleudert. In diesem Moment des höchsten Aufruhres des entfesselten Elementes machte ich einen Versuch, die Thür gegen das Außenzimmer zu öffnen. Ich beschwerte die Klinke mit dem nöthigen Gewichte, nahm einen Anlauf durch das Zimmer, und prallte nun aus Leibeskräften mit der Schulter gegen dieselbe an. Eitles Bemühen, sie wich nicht eine Linie weit, so heftig war der Luftdruck! Und wie groß war er denn eigentlich? Nach Beaufort's Winddruckzahlen legt bekanntlich ein Sturm in 1 Sekunde 25·67 Metres zurück und drückt auf 1 Quadrat-Metre mit einem Gewichte von 70 Kilogramm, ein Orcan mit 100 Kil. bei 30·70 Metr. Geschwindigkeit. Nimmt man das Flächenmaß einer gewöhnlichen Zimmerthür zu mindestens zwei Quadrat-Metres an, so hätte ich somit ein Gewicht von 140 Kilogr. und wohl noch mehr überwinden müssen, weil sich der Sturm zuletzt schier orcanartig gestaltete, eine Leistung, die mit meinen Kräften freilich nicht parallel ging.*)

Als der Sturm endlich nachließ, und ich ohne Lebensgefahr die westliche Stube wieder betreten konnte, o Himmel! welch einen Gräuel der Verwüstung konnte ich da erblicken. Heu, Stroh, Erde, Ziegel- und Lattentrümmer, abgerissene Baumzweige und Glasscherben bedeckten, eine urkomische Mosaik bildend, die Dielen desselben ringsumher und viele Möbel waren stark beschädigt. Ich trat vor die Hausthür. Auch hier das gleiche Bild der Zerstörung. Die ganze Strecke zwischen dem Getreidekasten und dem Hause war mit Ziegeln und Latten, Zaunspelten und Zaunringen, großen Aesten von Obstbäumen, Heu und Stroh bedeckt, unter welchen Trümmern das Dach der Vorlaube des Getreide-Behälters

*) Andere nehmen bei einem gewöhnlichen Sturm auf 1 Zeitsekunde nur 45 Fuß Geschwindigkeit und auf 1 Quadrat-Metre nur 122 Pf. Druck an; für einen orkanartigen Sturm wohl etwas zu gering.

wie ein Bergkoloß emporragte. An dem Behälter selbst gewahrte ich keinen Ziegel mehr, nur hie und da eine Latte oder ein Stück von einer solchen. Das Strohdach der benachbarten Scheune war sehr arg zerzaußt, ein Schornstein meiner Wohnung an seiner Spitze demolirt, viele Dachbretter hinweggerissen, die Zäune in der Richtung des Sturmfeldes niedergelegt und theilweise zerstört, eben so auch eine Partie meiner schon auf ziemlich schwachen Füßen gestandenen Garten-Umzäunung, und in den Wäldern sah man die weißen Bruchflächen vieler abgebrochener Fichten- und Lärchenstämme trübselig gegen den Himmel starren!

Von den 16 gegen West angebrachten Fensterscheiben blieb auch nicht Eine ganz, vielmehr wurden sogar noch einige Rahmen in Stücke zerschlagen; die Attaque gegen mein Häuschen wurde, ich muß es bekennen, mit größter Energie in Scene gesetzt. Welch unbeschreibliche Kraft entwickelt das Wüthen eines Sturmes, und dennoch beträgt der Diameter eines einzelnen Streiters, eines Gasatoms, deren Gesammtheit den Kampf gegen entgegenstehende Hindernisse siegreich durchführt, nach den Untersuchungen eines Regnault, Faraday, Clausius und A. bekanntlich nur den 500,000000sten Theil eines Centimeters!

Es möge mir nun erlaubt sein, der Schilderung dieses Frühlingssturmes auch noch eine kurze Notiz von einem Sturme anzureihen, der einige Jahre darauf im Spätsommer aus Südwest daherraste, also nach der Eintheilung Dove's eines der 2. Klasse angehörigen „Aequatorial-Sturmes."

Auch diesmal nahmen die Glastafeln meiner 2 südseitigen Fenster sämmtlich und hurtig von mir Abschied und dafür rasselten als Aequivalent eine Masse Hagelsteine und ein sündfluthartiger Regen zur Oeffnung herein. Jedoch weit schlimmer erging es meinem Nachbar. Der hatte in nur 10 Minuten Entfernung von meiner Wohnung gegen Norden hin an einem kleinen Gebirgsrücken, der Wasserscheide zwischen Nord und Süd in dieser Gegend, einen Bestand der herrlichsten, an ihrem unteren Ende 2—3' im Durchmesser haltenden Fichtenstämme, zum Bauholz bestimmt, ihrer etwa 10—12 Stücke. Als der Sturm einhertobte, machte er mit diesen prächtigen Stämmen, die sich ihm am Rücken des Berges entgegen setzen wollten, nicht viel Federlesens, sondern entwurzelte den größten Theil von ihnen; andern, festeren in der Wurzel, führte er den Gipfel hinweg und spaltete sie schräg hinab längs des Stammes fast bis zum Boden, und wieder andere brach er, 5—6' über der Erdoberfläche,

frischweg ab und schleuderte den Stamm erst noch mehrere Klafter weit von der Stätte seines vieljährigen Wohnsitzes hinweg.

Nicht weit von dieser Stelle, nur etwas höher, bahnte sich dieser Aequatorial-Sturm gleichzeitig in einem eng geschlossenen und lange geschonten schönen Fichtenwalde dennoch eine mächtig breite Gasse und richtete überhaupt in den Wäldern, an Fruchtbäumen und Gebäuden beträchtlichen Schaden an. R. K. zu Hausdorf.

Botanischer Frühlingsbericht

für die erste Hälfte April.

Von **Gustav Adolf Zwanziger.**

Durch die ungeheuren Schneemassen dieses Winters, welche die Glutstrahlen der Sonne noch nicht überall hinwegzuschmelzen vermochten, blieb die Triebkraft der Gewächse nahezu um vierzehn Tage zurück. Wir begegnen auf unseren Wanderungen noch wenigen Frühlingsboten, die das helle Sonnenlicht zu neuem Leben hervorlockte. Zuerst erwachte Ende März bei Ferlach die Schnee- oder Christrose, auch schwarze Nießwurz (Helleborus niger L.), nach welcher das Rosenthal seinen Namen führen soll, das eigentlich aber Rasthal heißt von der Burg Rasek, nicht Rosegg, nach den Rittern von Rase, die mit dem Kloster Viktring in steter Fehde lebten. Die fünf weißen ansehnlichen Blätter, welche die Blumenkrone zu bilden scheinen, sind durchaus nicht die wahren Blumenblätter, sondern gefärbte Kelchblätter, welche später grün werden. Die kleinen zwischen den weißen Kelchblättern und den gelben Staubfäden versteckten gelbgrünen Röhrchen sind die eigentlichen Blumenblätter. Zugleich rötheten die feinblättrigen, immergrünen Sträuchlein des fleischrothen Heidekrautes (Erica carnea L.) ihre hübschen, krugförmigen Blütchen, aus denen die acht schwarzen Staubkölbchen so neugierig herauslugen, sowohl am Fuße der Karawanken, als auch in der Satnitz, an beiden Orten auf Kalkboden.

An den sonnigen Abhängen des Kreuzberges zeigte sich zuerst das winzige Hungerblümchen (Drabaverna L.) mit den vier weißen tief eingeschnittenen Blumenblättchen und elliptischen Schötchen, das mit gelben Röschen blühende Frühlings-Fünffingerkraut (Potentilla verna L.) mit handförmig getheilten Blättern, das behaart-blättrige, geruchlose, lichtviolette Veilchen (Viola hirta L.), das weiße Maßliebchen (Bellis perennis L.), die cypressenblättrige Wolfsmilch (Euphorbia Chamaecyparissias L.) und frühblühendes Riedgras (Carex praecox Jacq.); an lehmigen Stellen der gelbköpfige, einstweilen blattlose Huflattig (Tussilago Farfara L.), auf von Schnee entblößten Feldern kleine hellblaublüthige Ehrenpreisarten (Veronica hederifolia L. u. s. w.) Die männlichen Kätzchen des Haselnußstrauches (Corylus Avellana L.) bestäubten die rothen pinselförmigen, etwas tiefer sitzenden Narben desselben, während die Weidenarten (Salix Caprea L., cinerea L., purpurea L. u. s. w.) am Palmsonntag ihre Schuldigkeit thaten, um zugleich mit Görzer Oelzweigen geweiht zu werden, und welche ihre gelben, fleißig von Bienen und Fliegen besuchten männ-

lichen und weiblichen, meist wohlriechenden, dickeren und dünneren Kätzchen auf getrennten Bäumen und Sträuchern hervorbringen. Ebenso verstäubten die spindelförmigen, herabhängenden männlichen Kätzchen den einhäusigen Erlen (Alnus glutinosa L.), d. h. die wie der Haselstrauch mit getrennten männlichen und weiblichen Blüten auf einem Baume blühen und die purpurrothen Hängekätzchen der, wie die Weiden, zweihäusigen Zitterpappel (Populus tremula L.). Die Fichten haben ihr braungrünes Winterkleid noch nicht mit dem lichtgrünen Frühlingsgewand der jungen Sprossen vertauscht.

Aus dem Gebüsche blickt das großglockige, weiße, mit grüngelben Flecken geschmückte Schneeglöckchen (Leucojum vernum L.), sich bescheiden zur Erde neigend und etwas später die rothährige Hohlwurz, auch Haberkraut und Lerchensporn genannt (Corydalis solida Smith.) mit zierlich doppelt dreifach getheilten Blättern, sowie das weiße Hainwindröschen (Anemone nemorosa L.) mit seinen gelben Staubfäden.

Von den Wintersaaten ist erst vor Kurzem der Schneepilz (Lanosa nivalis) gewichen und sie begannen zu grünen.

Auf einzelnen Schneeflecken fliegen in den ersten Apriltagen verschiedene Käferarten an geblendet von dem sonnenbeschienenen Schnee und können sich von dessen wässeriger weicher Oberfläche nicht mehr erheben. Es sind verschiedene kleine Kurzflügler (Staphyilini), Mistkäfer (Aphodii), schwarze und rothgetupfte Stutzkäfer (Hister), darunter auch der seltene, gestreifte Onthophilus striatus, sehr zahlreich ein Borkenkäfer (Hylesinus fraxini) und besonders häufig ein kleiner Springkäfer mit röthlich gelben Pünktchen. Auch verschieden punktirte Marienkäfer (Coccinella) finden sich ein und blaue halbrunde Roßkäfer (Geotrupes stercorarius) brummen gegen Abend schwerfällig und nahe dem Boden herum.

Ueber den schmelzenden Schnee fliegt ziemlich langsam eine kleine Mücke mit schwarzem Leibe, einzelne überwinterte Falter, der rothe braungefleckte Fuchs (Vanessa polychloros), der gelbe eckigflüglige Citronenfalter (Rhodocera Rhamni), ein rundflügliger gelber Buttervogel (Colias hyale), der Rübsaatweißling (Pieris napi) und hie und da ein Trauermantel (Vanessa Antiopa) und Schwalbenschwanz (Papilio Podalirius) durchtaumeln die Luft. Ameisen sind fleißig mit ihrer jungen, bald ausschlüpfenden Brut beschäftigt. Spinnen fangen, an auf kleinere Insecten Jagd zu machen. Die Schwalben sind endlich wieder aus dem heißen Afrika eingetroffen, während die Schnepfen bereits nach Norden weiter zogen, die Spatzen in denen nach dem harten Winter wieder größere Lebenslust erwacht ist, zanken sich wacker untereinander und die Lerchen bezeugen hoch in den Lüften durch lautes Schmettern ihre Freude über den beginnenden Frühling. Die Hasen haben geworfen, viele Rehe verendeten im strengen Winter an Nahrungsmangel, Füchse, Marder und Wiesel schleichen mordgierig herum.

Am Gründonnerstage blühten in Weidisch außer den schon genannten Schneerosen und Haidekraut noch die grünblüthige Hacquetie (Hacquetia Epipactis Dec.), die stengellose gelbe Schlüsselblume (Primula acaulis Jacq.), das blaue Leberblümchen mit den weißen Staubfäden (Anemone Hepatica L.), das Sandveilchen (Viola arenaria L.), röhrenblütiges Lungenkraut (Pulmonaria officinalis L.) und an Kalkfelsen ein Gras, die blau- und gelbährige Seslerie (Sesleria coerulea Ard.)

Die sonnigen Raine oberhalb Krumpendorf boten am Charsamstage außer allen schon vom Kreuzberge erwähnten, aber schon in besserer Entwicklung begriffenen Pflanzen noch den blauen bald verblühten Frühlingssafran (Crocus vernus L.), in Grasgärten nebst dem haarigen Veilchen (Viola hirta L.), auch sehr häufig das wohlriechende (Viola odorata L.), die gelben Sterne der Vogelmilch (Gagea lutea Schult.), glänzendgelben Hahnenfuß (Ranunculus Ficaria L.), Lungenkraut (Pulmonaria officinalis L.), die sonderbare bleiche Schuppenwurz (Lathraea squamaria L.) und das grüngelbe, zarte, wechselständige Milzkraut (Chrysosplenium alternifolium L.), während die Nordseite der Hügel am Südufer des Sees noch von Schnee starrt, und der See selbst erst vor einigen Tagen die ihn einengende Eisdecke zu sprengen vermochte.

Auf den Nordabhängen der Satnitz, über welche die in der Sonne blendendweiß schimmernden Schneegipfel der Karawanken hereinragen, von denen die Petze im Südosten wie eine weiße Wolke erglänzt und sich mit ihren Schwestern am blauen Himmelszelt zu vermischen scheint, sieht es auch noch ziemlich winterlich aus. Noch vor einer Woche lag überall viel Schnee im Walde, der jetzt in kürzester Zeit wegschmolz. Nur einzelne Schneeflecken mahnen an den rauhen Gast. Am äußersten Waldrande kamen zum Blühen: der so wohlriechende scharfe Seidelbast (Daphne Mezereum L.), das behaarte Veilchen (Viola hirta L.), das himmelblaue Leberkraut (Hepatica triloba Dç. C.), das auf dem gegenüberliegenden Schiefergebirge aus Kalkmangel gänzlich fehlt, das Hainwindröschen (Anemone nemorosa L.), seltener das gelbe Windröschen (Anemone ranunculoides L.), der vielblumenblättrige gelbfettglänzende Hahnenfuß (Ranunculus Ficaria L.), an Bächlein die große gelbe Schmalzblume (Caltha palustris L.), im Walde fleischrothes Heidekraut (Erica carnea L.) ein Lieblingstummelplatz der Bienen, die nierenblättrige pfefferduftige Haselwurz (Asarum europaeum L.), die zwei Schlüsselblumenarten (Primula officinalis Jacq. u. elatior Jacq.), das Bingelkraut (Mercurialis perennis L.), die bleichgelbblütige Zahnwurz (Dentaria enneaphyllos L.) und auf sehr nassem Kalkschutt das niedliche Alpenfettkraut (Pinguicula alpina L.) mit zweilippigen gespornten weißen im Gaumen mit zwei citronengelben Flecken geschmückten Blümchen, ein feines Riedgras (Carex Davalliana Smith.), und rother Lerchensporn (Corydalis solida Smith.).

Auf Hochosterwitz blühen die schönen purpurbraunen Glocken der Wiesen-Küchenschelle (Pulsatilla pratensis) und das bergliebende Steinkraut (Alyssum montanum L.) beginnt seine gelben Blütchen mit tief gespaltenen Blumenblättern zu entfalten.

Die Knospen mancher Laubhölzer, besonders des spanischen Flieders (Syringa vulgaris L.) schwellen, sowie um und in der Stadt jene der Roßkastanien (Aesculus Hippocastanum L.), welche ganz mit klebrigem Leim überzogen sind und ihre Deckschuppen abwerfen. Sie werden, wie die ganze übrige Vegetation nach einigen warmen Regen mit aller Macht hervorbrechen, um die noch ziemlich winterliche nur an sonnigen Stellen begünstigte Landschaft in freundliches mit bunten Blumen gesticktes Grün zu kleiden.

Eisen- und Bleipreise

im April.

Der Markt in Eisen und Blei behauptet, nach den Berichten der Zeitung „Berggeist", allenthalben eine recht günstige Haltung. Die belgischen Eisenwerke sind mit genügenden Bestellungen versehen in den Ländern am Rhein gewinnen die Transportverhältnisse wieder mehr Regelmäßigkeit und wurden auch die Arbeitskräfte durch Entlassung der ältern Mannschaften von der Armee wieder verstärkt. Die Preise behaupten sich gut und gehen zum Theil in Höhe. Ebenso ist die Eisenindustrie in Oberschlesien im lebhaftesten Aufschwung, obgleich man dort wahrnimmt, daß in neuester Zeit die österreichische Eisenindustrie u. zw. mit Eisenbahnschienen in Concurrenz zu treten begann. Auf den österreichischen Eisenmarkt kommen noch lange nicht so viele Bestellungen aus Ungarn, wie im verflossenen Jahre, auch ist Baueisen bisher weniger begehrt, wohl aber in Schienen, Blechen, Zeugwaaren lebhafte Nachfrage. Die Kärntner Eisenhütten mindestens die größeren alle sind vollauf beschäftigt. — In Blei behaupten sich auf den ausländischen Plätzen die alten Preise und zeigen Neigung eher zum Steigen als zum Fallen.

Preise für Eisen der Zoll-Zentner: Köln Holzkohlen u. Spiegeleisen 2·40—3, Cokesroheisen 2·13, graues 2·25, Stabeisen fl. 5·75—8, Oberschlesien: Cokesroheisen 2·08—2·10, Holzkohlenroheisen 2·38, Stabeisen geschmiedet fl. 6 gewalzt fl. 4·75, Kärntner: Holzkohlenrohheisen ab Bahnstation der Hütte fl. 3·55, Cokesroheisen fl. 3·40. Stabeisen fl. 9, bei einem Durchschnittssilbercurs von 122:5 auf Silber berechnet und Holzkohlenroheisen fl. 2·89, Cokesroheisen fl. 2·77, Stabeisen fl. 7·33. Zur Vergleichung der Produktionskosten für Kärntner und Siegener Eisen dienen folgende für Siegen gegenwärtig geltende Preise. a) für Eisensteine: Spateisenstein 45—48 kr., Brauneisenstein 37·5—39 kr., Eisenglanz 54¾—55¼ kr., Nassauer Eisenstein 45% 27¾—28¼, Cokes 43—45 kr. Cokesroheisen Spiegeleisen fl. 2·63—3, Bessemer-Roheisen fl. 2·70, graues fl. 2·40—2·47, weiß und melirt fl. 2·33—2·40, Holzkohlenroheisen graues fl. 2·85, weiß und melirt fl. 2·63—2.70, gemischtes Holzkohlen- und Cokeseisen fl. 2·40—2·47 (siehe „Ciünckauf" u. „Berggeist") Blei. Cöln: raff. Weichblei fl. 9·38—9·88, Hartblei fl. 9·38, Clausthaler ab Hütte 9·67, Tarnowitzer ab Hütte fl. 8·50, zu Berlin fl. 9·38, Freiberger fl. 9·25, Spanisches fl. 12—12·75, Bruchblei fl. 7·30—8·25. Kärntner Blei kostet zu Bleiberg fl. 13·83 (W. Z. 15·50); Raibl fl. 13·17 (W. Z. 14·75) auf Silber berechnet: Bleiberger fl. 11·27, Raibler fl. 10·75. Spanisches Blei zu Triest fl. 13·70 (W. Z. 14·73) in Silber fl. 10·75.

Getreidepreise vom März und April 1871.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt - März:	5.99	4.37	3.24	1.97	3.68	3.10
„ am 20. April	5·85	3.96	3.18	1.95	3.60	3.03
Pest	5.95	3·53	2.27	2.69	—	2.80
Wiener-Neustadt	6 00	3.80	2.90	2.50	—	3.10
Wels	6.17	4.18	3.31	2.05	—	3.49

Klagenfurter Lebensmittel-Durchschnittspreise.

1 W.-Pf.	Rindschmalz	Butter	Speck geselcht,	roh.	Schweinschmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	56	52	48	40	48	3·5

1 Pfund Rindfleisch 26—28 kr.; 1 Pfund Kalbfleisch 28—30 kr.

1 Klftr. Brennholz 12" lang, hartes fl. 4.90—5.—, weiches fl. 3.60—3.80

1 „ „ 30" „ weiches fl. 5.80—6.00

1 W.-Zentner Heu, mindeste Qualität fl. 1.—, beste 1.65.

1 „ „ Stroh, „ „ „ 1.25., „ 1.50.

Silberagio: März 122.55, vom 1. bis 20. April 122.56.

Inhalt.

Redaction: Leodegar Canaval und A. Ritter v. Gallenstein.
Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geschichtvereine und naturhistorischen Landesmuseum in Kärnten.

№ 5 Einundsechzigster Jahrgang. 1871

Markus Pernhart.

(Nach der biographischen Skizze von August Prinzhofer im Feuilleton der Klagenfurter Zeitung.)

Im Verlaufe weniger Jahre hat Kärnten zwei seiner Söhne verloren, deren Namen und Ruf als Künstler weit über die Grenzen ihres Geburtslandes gedrungen war.

Im Jahre 1870 wurde die irdische Hülle Hanns' Gasser's dem Schoße der heimatlichen Erde übergeben und nach weniger als Jahresfrist trug man auch den genialen wackeren Pernhart zur allzufrüh ihm geöffneten Gruft.

Pernhart wurde am 6. Juli 1824 (nach anderer Angabe 1822) in der Ortschaft Untermieger der Gemeinde Tellerberg geboren. Sein Vater war ein schlichter, unbemittelter Mann, Tischler von Profession, der für die Ausbildung seiner Kinder nur wenig aufwenden konnte.

Der kleine Markus mußte deßhalb nicht selten bei den Nachbarbauern als Schafhirte sich verdingen und wohl schon damals mochte in dem empfänglichen Gemüthe des Knaben, wenn er tagelang einsam neben seiner Herde in der großartigen Natur, an den Abhängen der Petze, verweilte, der Sinn für Naturschönheiten angeregt worden sein und das Talent die erste Nahrung gefunden haben, welches später den Namen des armen Tischlersohnes auch außerhalb der engen Marken seiner Heimat in weiten Kreisen bekannt werden ließ.

Bald wurde Zeichnen und Malen des Knaben Lieblings-Beschäftigung; ein innerer Drang schien in ihm zu walten, dem nachzugeben er

jede Gelegenheit begierig ergriff. Er übte die bald erlangte Kunstfertigkeit an den Truhen und Kasten, wie man solche auf dem Lande liebt, mit grellfarbigen Blumen, Arabesken u. dgl. auf Blau, Braun oder Grau gemalt; er lieferte die bunt bemalten Brettchen für die Bienenstände der ganzen Umgebung seines Heimatdorfes und zeichnete wohl auch nicht selten, mit kecker Hand die Kohle führend, die Gestalten des Herrn Pfarrers oder des Lehrers in Tainach, wo er die Schule besuchte, oder anderer bekannter Persönlichkeiten der Gegend an die Häuserwände. Wenn dann die Originale dieser (meistens gut erkennbaren) Porträts sich selbst oder den Freund und Nachbar also im Conterfei erblickten, da hieß es wohl lächelnd: „Aha! das hat wieder der Markus gemacht." — Noch erinnern sich alte Leute in Klagenfurt des munteren Bauerjungen, der manchmal in der Stadt bunt angestricheneVogelbauer und komische Figurenbilder, die er selbst verfertigt hatte, zum Kaufe feilbot. —

Als zwölfjähriger Knabe malte er die Zimmer im „Kreuzerwirthshause" (an der Reichsstraße nach Völkermarkt); der damalige Besitzer des Hauses, Josef Thaller, machte den Hofkaplan Heinrich Hermann auf das Malertalent Pernhart's aufmerksam, der sich des jungen Menschen annahm und, nebst dem aus der Nachbarschaft von dessen Heimat gebürtigen Erzbischofe von Görz, Luschin, sein erster Gönner wurde. — Pernhart verließ bald nachher das Vaterhaus und trat beim Maler Andreas Hauser in Klagenfurt in die Lehre; von dort kam er, durch Hermann's Verwendung, in das Haus der Tuchfabrik-Besitzer Gebrüder von Moro, deren jüngster, Eduard von Moro, ein ausgezeichneter Landschaftmaler und Schüler des Professors Steinfeld war und unsern Pernhart in sein Atelier aufnahm. —

An diesem edlen, hochherzigen, für alles wahrhaft Schöne begeisterten Manne fand der talentvolle Jüngling seinen größten, gütigsten Wohlthäter, einen väterlichen Freund und Lehrer, — im Moro'schen Hause seine zweite, schönere, Heimatstätte. —

Mit Unterstützung Moro's besuchte der eifrige Kunstjünger München, kehrte aber schon nach kurzer Zeit wieder zu seinem liebevollen Meister zurück, in dessen Schule er die treue, sorgfältige Auffassung der Natur und die treffliche Technik sich aneignete, durch welche die Werke Eduard's von Moro und auch seine eigenen Schöpfungen ausgezeichnet sind.

Die Erstlingsarbeiten Pernhart's waren Winterlandschaften, in denen er es allmählig zu hervorragender Meisterschaft brachte. Oft sah man ihn im Winter, wenn die Schlittschuhläufer auf dem Eisspiegel des

Wörthersee's sich herumtummelten, dort sitzen, emsig zeichnend und malend, eine Gluthpfanne zur Seite, um die erstarrenden Hände zu wärmen und gefügig zu erhalten. Seine Winterbilder sind voll Naturwahrheit und von vollendeter Behandlung. Diese schwer belasteten Wälder, in graue, schwere, halbdurchsichtige Nebelschleier gehüllt, diese eisbedeckten Weiher und Bäche, von geknicktem verdorrten Schilfe und den knorrigen, bereiften Aesten der blätterlosen Büsche umrandet, die traulichen, tiefbeschneieten Bauergehöfte, — alles dieß mit sehr glücklich erdachter und ausgeführter Staffage belebt, mit dem blauen, durch die hie und da zerrissene Wolkenhülle blickenden Winterhimmel darüber, sind köstlich und haben überall das wohlverdiente lebhafte Lob gefunden. — Als Alpen- und Felsen-Maler erfreute Pernhart sich eines vorzüglichen, weitverbreiteten Rufes. Wer einmal die prachtvoll und kräftig gemalten Felspartheien, die in bläulichen Duft gehüllten oder vom hellen Sonnenlichte beschienenen Berge und Gletscher, die stillen tiefgrünen Alpensee'n und schäumenden Bergbäche, von seiner Hand so meisterhaft auf die Leinwand gezaubert, gesehen hatte, vergaß sie nicht leicht und erkannte neben anderen Gemälden bald den liebgewordenen Künstler, den echten Sohn der Berge wieder. — Gleich vorzüglich durch treffliche Technik wie durch sorgfältige, den Originalen bis in die kleinsten Eigenthümlichkeiten folgende Ausführung sind anerkannt Pernhart's Architektur-Stücke. Das braune, zerklüftete, zerbröckelnde, moosübergrünte und strauchbesetzte Gemäuer seiner Burgruinen läßt sich kaum mit größerer Wahrheit darstellen.

In den zwei letzten Jahrzehnten seines Schaffens, in der Periode des kräftigsten Mannesalters, warf sich Pernhart auf das Feld der Rundschauen. —

Das Wohlgefühl seiner körperlichen Kraft, die an Zähigkeit und Ausdauer ihres Gleichen suchte, mochte ihn unwiderstehlich hingezogen haben auf die himmelnahen Gipfel der Alpen, die er von Jugend auf so innig liebte und in zahlreichen Bildern mit all' der Pietät zur Anschauung brachte, die ihm eben die glühende Liebe für seine heimatlichen Berge einhauchte; — es mochte für ihn ein Bedürfniß geworden sein, all' das Herrliche, was auf diesen erhabenen Warten sein Auge und Herz entzückte, in seinen Bildern festzuhalten und auch den minder Glücklichen zugänglich zu machen, denen die Selbstschau versagt blieb. — Als Panoramen-Maler war Pernhart, wie auch sein Freund und Kunstgenosse Prinzhofer ihm bezeugt, eine Specialität, — vielleicht ohne einen gleichbefähigten Nebenbuhler. Er hat in seinen Rundsichten wohl fast

den ganzen geographischen Flächenraum Kärntens und den eines großen Theiles der Nachbarländer zur Anschauung gebracht. Im Jahre 1857 bestieg er, um seine erste Glockner-Rundschau zu entwerfen, in 4 Tagen dreimal den Groß-Glockner, — zweimal die höchste Spitze, und malte damals jene 4 Besteigungs-Ansichten, welche später, über Anregung des damaligen Chefs der provisorischen Landesvertretung, Baron Schloißnigg, von dieser angekauft wurden und das sogenannte Kaiserzimmer in der landschaftlichen Burg schmücken. Im Jahre 1858 faßte er den Entschluß, die Glockner-Rundschau in großem Maßstabe auszuführen, und unternahm zu diesem Zwecke in diesem und im nächstfolgenden Jahre 1859 noch sieben Ersteigungen der höchsten Spitze.

Die Schilderung der Erlebnisse und Gefahren, die für Pernhart mit diesem in seiner Art einzig dastehenden Unternehmen verknüpft waren, würde ein Buch mit höchst interessantem Inhalte füllen. Er unternahm die Besteigungen des Groß-Glockners stets in Begleitung mehrerer Führer und Träger, welche alle aber er selbst an Muth und Ausdauer in Ertragung der härtesten Strapazen übertraf. Bei einer dieser Besteigungen verharrte er vier Stunden lang auf der höchsten Spitze, — wohl die längste Zeit, die ein Mensch in solcher Höhe auszuhalten im Stande sein dürfte. Einmal übernachtete er auf der Adlersruhe; seine Führer verließen ihn bis auf einen, den tüchtigsten; aber auch diesem sank der Muth, — er wagte nicht, bei dem tollkühnen Pernhart auszuharren, der schließlich allein blieb, aber später erklärte, daß er ein solches Wagniß nie wieder sich beigehen lassen würde; — da oben sei es zu schauerlich gewesen. — Bei einer anderen Besteigung stürzte er mit seinem Führer ab und wäre unrettbar verloren gewesen, wenn nicht dieser, ein erfahrener Bergsteiger, ihm noch im rechten Momente zugerufen hätte: „Die Füß' in die Höh'!", worauf beide pfeilschnell über einen vor ihnen gähnenden Spalt von grausiger Tiefe hinwegfuhren. — In Folge dieses furchtbaren Sturzes und wohl auch der dabei ausgestandenen Todesangst war sein Haupthaar plötzlich grau geworden und fiel später ganz aus, so, daß er längere Zeit ein Tuch um den Kopf gebunden tragen mußte. — Als ihn bei einer Ersteigung des Ankogels der Schwindel überfiel, nahm ihn sein Begleiter, ein riesengroßer Gemsjäger, — der als Wildschütze früher berüchtigte Neuschützer, — wie ein Kind mit einem Arme um den Leib und trug ihn an dem Abgrunde vorüber. Er wurde schneeblind und war genöthigt, für längere Zeit seine Arbeiten zu unterbrechen.

Zur Aufnahme seiner Rundsichten bediente sich Pernhart der

Diopter-Bussole, von 30 zu 30 Grad fortschreitend, und führte dieselben gewöhnlich in 4 Bildern, jedes zu 4', aus; als eigentliche Rundschau wurde nur das große Glockner-Panorama behandelt, zu dessen Ausführung er sich in Klagenfurt einen eigenen Circus aus Brettern mit Kuppellicht erbauen ließ. Hier machte das riesige Gemälde (es hat 54' Länge und 9' Höhe) begreiflicherweise eine viel größere Wirkung, als bei den späteren Ausstellungen, wo dasselbe nur im Bogen eines Kreisabschnittes (als Halbrundbild) sich präsentirte, dahingegen dem in der Mitte des Circus auf einer Erhöhung (Kanzel) stehenden Beschauer die Höhenverhältnisse auf dem Bilde ganz so sich darstellten, als stünde er wirklich auf der Bergesspitze. Die Umständlichkeit der ersteren Aufstellungs-Art und der Umstand, daß die Kanzel nur sehr wenige Personen zu gleicher Zeit zu fassen vermochte, veranlaßte den Künstler, die Halbrund-Aufstellung beizubehalten.

Die große Glockner-Rundschau ist in ihrer Art einzig und unerreicht; wer sie gesehen hat, wird gewiß dem Urtheile Prinzhofer's beistimmen, daß die künstlerische Behandlung an die Grenzen der Möglichkeit reicht und auch dem rigorosesten Kunstverständigen imponiren wird.

Es ist bekannt, daß **Pernhart**, nachdem er einen Antrag des österreichischen Alpenvereines, ihm das Glockner-Rundbild zur Benützung für einen Farbendruck zu überlassen, abgelehnt hatte, dem Vereine dasselbe unter der Bedingung in Eigenthum abzutreten sich erbot, daß ihm der dreimonatliche Ertrag einer vom Alpenvereine zu veranlassenden Ausstellung des Glockner-Panorama's zugesichert werde; ebenso bekannt ist, daß dieser Ertrag außer allem Verhältnisse gering war, ohne daß **Pernhart** dießfalls eine weitere Entschädigung erhielt. Diese Angelegenheit blieb fortan ein wunder Fleck in ihm, dessen Berührung er jederzeit, völlig unzugänglich, kurz und mit sichtlicher Verstimmung zurückwies.*) Nebst der Glockner-Rundschau hat **Pernhart** noch 25 verschiedene Panoramen gemalt, deren 6 unvollendet sind. Von den vollendeten führt Prinzhofer auf: Die Rundschau von der Villacheralpe (Dobratsch; im

*) Der kärntnerische Geschicht-Verein und der naturhistorische Musealverein werden sich eifrig angelegen sein lassen, das Glockner-Panorama, für die Heimat zu erwerben, und zählen dießbezüglich schon im Voraus auf den gütigen Beistand aller Freunde des Vaterlandes und der zahlreichen Verehrer Pernhart's. Auch eine Ausstellung Pernhart'scher Bilder ist noch für dieses Jahr in Aussicht genommen.

A. d. R.

Besitze der Herren Mühlbacher und Holenia); Manhart; Saualpe; Balkon des Schlosses Althofen (Baron Dickmann); Reihenstein (Peintinger); Stou (Fürstbischof Widmar); Triglav (Museum in Laibach); Magdalensberg (Fürstbischof Wiery), u. a. —

Noch in den letzten Wochen vor seinem Ableben arbeitete Pernhart an dem leider unvollendet gebliebenen Schöckl-Panorama. In dem, von ihm selbst geführten, Verzeichnisse seiner Bilder stehen unter diesem die Worte: „1871 krank bis . . . .“ — In derselben Aufzeichnung steht auch die Anmerkung: „91 Besteigungen, zusammen 700.000' Höhe.“ —

Die Zahl der von Pernhart in Oel gemalten Bilder beläuft sich auf nahezu 1200 Nummern. Hiezu kommen noch, nebst zahlreichen Studien (in Oel ausgeführt), 65 Zeichnenbücher. — Von diesen Schöpfungen des verewigten Meisters befindet sich eine sehr bedeutende Zahl in Kärnten. Baron Dickmann allein besitzt 60 Bilder Pernhart's; im Besitze des kärntnerischen Geschicht-Vereines sind drei: eine Winterlandschaft, eines der Erstlingswerke des Künstlers, — die Ansicht des nördlichen Stadtthores in Friesach und eine Ansicht des Wörthersee's mit dem Schlosse Loretto.

In der letzten Zeit seiner Thätigkeit malte Pernhart auch todtes Wild, worin er eine hervorragende Meisterschaft bewährte, welche lebhaft bedauern läßt, daß er sich nicht schon früher diesem ihm, da er selbst ein eifriger Jagdliebhaber war, vorzüglich zusagendem Genre zuwendete. Auch einige Bilder lebender Thiere, gleichfalls sehr gelungen, sind aus seinem Atelier hervorgegangen.

Wir folgen dem Ideengange der von Prinzhofer verfaßten Skizze, indem wir einer Schöpfung Pernhart's zuletzt erwähnen, die wol das vorzüglichste aller seiner Werke sein dürfte: das im Besitze des Herrn Max Ritters v. Moro befindliche Album sämmtlicher kärntnerischer Schlösser, Burgen und Burgruinen in 200 Bleistiftzeichnungen.

„Wenn es an seinen übrigen Bildern überall etwas zu bemäkeln giebt“, sagt Prinzhofer — wol gewiß ein competenter Richter — „so kann hier der Kunstfreund mit vollem Entzücken sich der Betrachtung dieser reizenden Bilder hingeben; denn, abgesehen von dem historischen Werthe derselben, hat Pernhart den spröden Bleistift mit einer Eleganz und Präcision, mit einem Geschmacke sich dienstbar gemacht, daß man nicht aufhören kann, zu bewundern, bis das letzte der Blätter der müden Hand entglitten ist. — Der Besitzer hat da einen wahren Schatz.“ —

Wir fügen noch bei, daß Pernhart es auch verstanden hat, für seine Aufnahmen überall den vortheilhaftesten, der malerischen Schönheit des Objektes und seiner Umgebung günstigsten Standpunkt zu wählen, was sehr oft nur mit Ueberwindung bedeutender Terrainschwierigkeiten, ja hie und da nicht ohne Gefahr, möglich war.

Zu Pernhart's bemerkenswerthen Kunsterzeugnissen zählen noch viele fliegende Blätter, welche als Weihnachtsgeschenke in distinguirten Kreisen durch eine Reihe von Jahren gespendet wurden, Figurenbilder in Aquarell, voll köstlichen Humors und gutmüthigen Sarcasmus.

Vor ungefähr fünf Jahren betheiligte sich Pernhart, über vielfaches Andringen, an der von der hiesigen Firma „Gebrüder Johann und Friedrich Leon" unternommenen Herausgabe bildlicher Ansichten kärntnerischer Gegenden, Städte, Burgen 2c. unter dem Titel „Bilder aus Kärnten", wozu er mit bewährter Meisterschaft grau in Grau gemalte Oelbilder lieferte, welche photographirt und hienach in der artistischen Anstalt des „österreichischen Lloyd" in Triest in Stahlstich ausgeführt wurden. Leider konnten nur 8 Hefte mit 21 Bildern erscheinen, da das interessante Werk wegen der unverhältnißmäßig großen Kosten, welchen die Theilnahme des Publikums nicht entsprach, zum empfindlichen Nachtheile der thätigen Herausgeber nicht fortgesetzt werden konnte.

Im Laufe des heurigen Jahres wird bei Leon eine Rundschaukarte des Dobratsch (Villacher Alpe) erscheinen, für welche Pernhart die Originalskizze entworfen hat. Seine Absicht, unter Mitwirkung dieser Firma eine Reliefkarte Kärntens herauszugeben, wurde leider durch seinen allzufrühen Tod vereitelt.

In seinem Nachlasse fanden sich noch mehrere sehr gute, theils vollendete und unvollendete Bilder, welche nun zu Gunsten seiner Erben veräußert werden sollen.

Künstler von Fach und Kunstkenner bezeichnen als die schwache Seite der Pernhart'schen Gemälde die Behandlung des Vordergrundes und der Luft; „die Schatten des ersteren sind" — wie Prinzhofer sich diesbezüglich ausspricht — „häufig zu schwer, zu wenig durchsichtig; — auf letztere verwendete Pernhart, obwol er sie gut zu malen verstand, wie mehrere seiner Bilder zeigen, häufig viel zu wenig Studium". Das einstimmige Urtheil aber anerkennt, daß diese Mängel seiner Bilder von deren Vorzügen weit überwogen werden.

Pernhart starb am 30. März 1871 im kräftigsten Mannesalter — 49 Jahre alt — nach mehrmonatlichen schweren Leiden, die er

mit wahrhaft philosophischer Geduld muthig ertrug, am Magenkrebs. Er scheint sich diese qualvolle Krankheit durch eine bei der Ersteigung des Stou erlittene sehr heftige Quetschung zugezogen zu haben; in Folge deren er schon vor mehreren Jahren eine lebensgefährliche Operation zu überstehen hatte.

Wir beenden unsere, dem Andenken unseres heimgegangenen wackern Landsmannes, auf den Kärnten mit vollem Rechte stolz sein kann, gewidmeten Zeilen, indem wir den Schluß der von seinem Freunde Prinzhofer veröffentlichten Lebens-Skizze wörtlich wiedergeben, überzeugt, daß Alle, die unsern Pernhart näher kannten, diesem Nachrufe aus ganzem Herzen zustimmen werden: „Der Verstorbene war ein schlichter, bescheidener Mann. Es war nicht leicht, sein Vertrauen zu gewinnen; dem er es aber schenkte, blieb er auch ein treuer Freund. Er starb arm, — verkaufte er doch seine Bilder zu sehr niedrigen Preisen und wies oft ein höheres Anbot zurück, indem er sagte, das Bild sei nicht mehr werth. Leidenschaftlich liebte er sein Vaterland und war da populär, wie kein Zweiter; er lebte überall, könnte man sagen, en famille. Keine Gattin, kein Kind weint um ihn, aber Kärnten trauert um seinen Sohn. Dem Sarge folgten ein Paar Verwandte in bäuerlicher Tracht und dann die fast vollzählige Elite von Klagenfurt. Welch' rührendes Bild! Wie jenen wäre wol auch ihm das Loos gefallen, hätte nicht der Genius ihn erhoben! Und was ist es, das ihm alle Herzen zugewandt? Es ist der Zauber, den die Kunst auf alle guten und gebildeten Menschen übt", und — setzen wir hinzu — es war die einfache, ungeschminkte Weise, das ehrliche, aus den gutmüthigen braunen Augen sprechende Herz des schlichten Sohnes des Alpenlandes, das sich in Pernhart eben so wenig verleugnete, wie in dem ihm vorangegangenen Hanns Gasser. G.

Briefe aus Catania in Sicilien.

Von Prof. Dr. Alexander Reyer.

III.

24. April 1871.

Noch am 18. d. M. war das obere Drittel der Südseite des Etna mit weiten Schneeflächen bedeckt. Eine Gesellschaft Herren aus Oesterreich war in der Nacht vom 18. auf den 19. stundenlang über

Schneefelder geritten, bis sie, die von Nicolosi um 6 Uhr Abends aufgebrochen waren, um 3 Uhr Morgens vor der Casa inglese anlangten, einem zum Schutze der Reisenden mit englischem Gelde aufgemauerten armseligen Häuschen. Die Temperatur war unter den Gefrierpunkt gesunken; Wasser und Wein waren durch die Kälte untrinkbar geworden. Man ließ durch die Führer den in das einzige Gemach des Häuschens eingedrungenen Schnee fortschaffen und Feuer anzünden, dessen Rauch zwar fast erblinden machte, das aber wenigstens dazu gut war, die mitgebrachten Beefsteaks zu braten. Nach einer kurzen Raststunde begann die Besteigung des Kraters, der über 1200 Fuß hoch und am untern Drittel mit losem vulkanischen Sande und gröberem Gerölle tief bedeckt ist, während die oberen zwei Drittel festen Boden haben und daher nicht schwer zu erklimmen sind. Nach anderthalbstündigem Steigen war der Rand des Kraters erreicht. Die Windrichtung erwies sich dort den Reisenden ungünstig. Sie wurden von den heißen Schwefeldämpfen angehaucht, welche unaufhörlich aus allen Ritzen und aus dem Grunde des Kraters hervorquellen. Die erstickende Wirkung derselben nöthigte die Bergführer, etwas niederzusteigen und den Rand derart zu umgehen, daß sie den Wind in den Rücken bekamen. An sicherer Stelle wurde nun der Sonnenaufgang abgewartet und durch Umherlaufen der Kälte ein paroli geboten. Bald stieg die Sonne über Kalabrien empor und beleuchtete alsbald den Busen von Tarent, das jonische Meer und die Ostküste Siciliens. Das Innere der Insel blieb noch längere Zeit durch den Etnaschatten verdunkelt. Endlich bekam man den Umfang der ganzen Insel zu Gesicht, welche dreieckig im schimmernden Meere lag. Gewiß war es bei einer solchen Besteigung, daß sie von den alten Griechen den Namen Trinakria erhielt. Der Tag war wolkenlos, der Horizont aber dunstig, daher Malta nicht sichtbar wurde. Die Rundschau war großartig, der Niederblick in den Abgrund des Val di Bue überwältigend; bei der Höhe des Berges aber machten Einzelheiten nur einen Eindruck, wenn sie nahe lagen.

Nach einer weiteren Stunde trat die Gesellschaft den Rückweg an nach der Casa inglese und nach Nicolosi, von wo sie um 3 Uhr Nachmittags in Catania anlangten. Nur der jüngste und rüstigste der Gesellschaft verfolgte kühnere Pläne. Er nahm seinen Rückweg vom Krater, in Begleitung eines kundigen Führers, über die südliche Wand des alten Etnaeinsturzes, des Val di Bue, erreichte in fünf Stunden kräftigen Marsches Zaffarana, von dieser Ortschaft in weiteren zwei

Stunden die nächste Eisenbahnstation und holte um 8 Uhr Abends seine Gefährten in Catania ein. Die beschrittene Wand des Val di Bue, an welcher alle vulkanischen Schichten des Etna bloßgelegt sind, war steil abfallend, theilweise mit Schnee, theilweise mit losem, vulkanischem Gerölle bedeckt; die von Nicolosi mitgenommenen Steigeisen thaten gute Dienste; über einzelne Stellen war nur laufend wegzukommen; an einer solchen war der Führer nahe daran, in die Tiefe zu gleiten. Die halsbrecherische Arbeit dauerte über zwei Stunden, dann erreichten die Wanderer neuzeitliche solide Lavaströme, auf denen, wenn nicht bequem, so doch sicher weiterzukommen war. Vegetation war so zu sagen keine vorhanden. Man trifft nichts als dunkles vulkanisches Gestein, theilweise horizontal geschichtet, in seinen senkrechten Klüften durch spätere Laven wieder ausgefüllt, diese Ausfüllungen springen als riesige Leisten vor.

Nach dieser Abschweifung auf die Zinnen der Etna wollen wir wieder nach Catania zurückkehren. Nachdem sich hier seit zwei Tagen eine südliche Luftströmung eingestellt hat (+18° R. im Schatten), erscheint der Etna nur mehr wenig beschneit; es liegt schwül über der Landschaft und man meidet gerne die Ausgänge. Diese drückende Hitze ist aber derzeit noch vorübergehend, sie macht nach wenigen Tagen einer Nordströmung und angenehmen Kühle Platz. Die ersten 20 Tage des April sind eher zu kühl als zu warm gewesen. Was der März an unangenehmer Witterung versäumte, hat der April reichlich hereingebracht. Der Himmel war häufig bedeckt, scharfe Winde wehten zeitweilig, Regen fiel zweimal, aber leider nicht ausgiebig genug, was dem Ernte-Erträgniß des Jahres Eintrag thun wird. Dazwischen kamen jedoch nicht wenige tadellose Tage und das letzte Drittel scheint ungetrübt verlaufen zu sollen. Die glückliche Lage Catania's an der Eisenbahn zwischen Etna, Syrakus und Messina wurde zur schönen Zeit von allen Reisenden ausgebeutet.

Ein erster Ausflug führte uns zu Wagen nach Nicolosi, welches wir, bis zur Höhe von 2000' bergan fahrend, nach starken zwei Stunden erreichten. Die Ortschaft ist nicht unbeträchtlich, auf grauschwarzem Lavasande mit grauschwarzer Lava gebaut, ein Marktflecken im Trauergewande. Das Gasthaus verräth durch seine äußere Erscheinung, was es im Innern zu bieten vermag: Wein, Eier und Maccaroni nämlich. Da aber diese drei Artikel mit großer Frreundlichkeit und Zuvorkommenheit angeboten wurden und nicht angenommen zu werden brauchten, weil die Leitung des grande albergo di Catania uns einen wohlgefüllten Korb

mitgegeben, so fanden wir uns in unser Schicksal ohne Murren. Nach einer halben Stunde Rast und Herzstärkung waren die Maulthiere bereit, mit Damensätteln nach Bedarf versehen. Wir ritten den Pfad entlang, welcher auf den Etna führt, die Sonnenstrahlen erzeugten im Bunde mit dem dunklen Sande eine abscheuliche Hitze. Der Ritt währte länger als zwei Stunden, da wir den nächsten Wald zu sehen verlangt hatten. Auf der zweiten Hälfte des Weges wurden die Höhen weniger unfruchtbar, die Hügel erscheinen theilweise grün und mit Oelbäumen bepflanzt; wir erblickten endlich im Hintergrunde eine bedeutendere Höhe, auf welcher etwa 40 Bäume herum standen. Unser Führer belehrte uns, das dies der bosco sei. Auf unsere Bemerkung, dies gälte nirgends in der Welt als bosco, gab er artig nach und meinte, vor hundert Jahren sei aber dort ein dichter Eichwald gestanden und nur an der Nordseite des Etna finde man auch jetzt noch Aehnliches. In der That waren es Eichen, welche hier als vergessene Zeugen einer schöneren Vergangenheit herumlungerten. Wir lagerten uns im Schatten des dürren vorjährigen Laubes eines schönen, wol mehr als 500 Jahre alten Baumes und stärkten uns neuerdings. Später wurde botanisirt; einige Baummoose und Flechten, ein einziges Vergißmeinnicht, ein kleiner Ranunkel, einige Schmetterlingsblütler und einige Gräser, endlich eine Liliacee, welche eben den Blütenstand auffetzte und gelbe Blumen versprach, waren die ganze Ausbeute. Die Luft war frisch und durchsichtig; der Krater des Etna und die Schneefelder unterhalb desselben schienen in greifbarer Nähe zu liegen. — In bester Stimmung traten wir den Rückweg an und machten noch den kleinen Umweg nach den monti rossi, von welchen aus man Nicolosi in einer Viertelstunde wieder erreicht. Diese 800′ hohen Hügel sind das Ergebniß des Etna-Ausbruches von 1669. Die verheerenden Ausbrüche des Etna erfolgen nie aus dem Hauptkrater, sondern aus einem Punkte in der Nähe des Fusses, wo sich dann stets ein Nebenkrater bildet, deren es daher viele in der untern Region giebt. — Man reitet auf den nordöstlich gelegenen höheren Hügel; der Boden ist wieder loser Lavasand, gleich dem rings um Nicolosi; die Vegetation ist sehr spärlich, fast ausschließlich durch den baumartigen Besenstrauch Sarothamnus scoparius, Ginestra genannt, vertreten; am Fuße jedes solchen Strauches sind Moosrasen angelagert. Der Gipfel des Hügels ist in einer Viertelstunde erreicht und man genießt dort für die geringe Bemühung eine einzig herrliche Aussicht. Im weiten Kreise um Nicolosi der düstere Lavagrund, in welchem zahlreiche Weingärten angelegt sind,

ganz nach unserer Weise, jeder Stock kurz gehalten und von einem Hügelchen umgeben. Die eben entwickelten ersten Blätter brachten im Schwarz einen grünen Anhauch hervor. In Catania waren die Weinstöcke schon Mitte März besser belaubt. — Nördlich von unserer Hügelspitze lag der Etna in seiner Erhabenheit. Oestlich erglänzte das Meer und blinkten Catania, Aci Reale, Zaffarana und noch andere kleinere Orte. Südlich ging von den monti rossi der alte breite erstarrte Lavastrom aus, welcher einst Catania verheert hatte und war stundenweit im grünen Lande sichtbar. Nach Westen endlich machten vor der Hügelkette des Horizontes das burgartige Motta und die festungsähnlich auf einer Höhe erbaute Stadt Paternò sich bemerklich. — Niedersteigend von dem Gipfel des Zwillingshügels gelangt man zu einem Sattel, den man überschreitet; er theilt den Krater in zwei Hälften. Dann wendet man sich dem Abhange des zweiten Hügels entlang zur Straße hinab, röthliche und gelbliche vulkanische Gesteine sammelnd. Im Gasthofe erfolgte die Abfertigung des Wirthes für den Unterstand mittelst ein Paar Franken, sowie die Bezahlung der Reitthiere und ihrer Führer. Da man von einem Sicilianer, dessen goldträumende Phantasie stets Ueberschwengliches leistet, nie ein Wort des Dankes zu hören oder ein freundliches Gesicht zu sehen bekommt, wenn man ihm auch was immer für eine Summe als Entlohnung seiner Leistung gegeben, so hält man sich streng an die Taxe und fährt dabei gut, wenn man das verfallende Gesicht des Sicilianers unbeachtet läßt und keinerlei mündliche Erörterung einleitet. Denn hat sich der Sicilianer von seiner unausbleiblichen Enttäuschung erholt, so gewinnt er bald seine angeborne Höflichkeit wieder und begleitet den Reisenden voll Dienstfertigkeit zum Wagen. So geschah es auch uns und in der herrlichsten Abendstunde fuhren wir heim, das Meer und die Stadt Catania während langer Zeit beständig vor Augen.

Wenige Tage nach diesem Gebirgsausfluge entführte uns die Eisenbahn nach dem südlichen Syrakus. Die Lavaregion Catania's ist in dieser Richtung in einer Viertelstunde durchfahren; nach einem nicht unbedeutenden Tunnel befindet man sich am Eintritte in eine große, äußerst fruchtbare Alluvial-Ebene, welche auch der Baumwoll-Cultur zusagt.

Es ist dies die piana di Catania, wie man sie hier nennt; den Alten war sie als lasträgonische Felder bekannt. Mitten im endlos scheinendem üppigen Grün schimmern blaue Wasserflächen herüber. Sollte

diese Ebene kleine Wasserbecken enthalten? O nein! Es sind nur zerstreute blühende Leinfelder. Weiter gings — am Biviere di Lentini vorüber, einem auf isolirtem Alluvialenclave liegenden, mit hohem Schilfe weit hinein bewachsenen kleinen See, dem Zielpunkte aller Sumpfvogeljäger der Gegend. Bald gelangte man in das Bereich der tertiären Kalke, welche die Syrakusaner-Provinz auszeichnen. Nach dem beständigen Anblicke der schwarzen Gesteine um Catania fühlt man sich angeheimelt von der lichten Färbung der Kalkfelsen. An dem auf einer Landzunge liegenden befestigten Agosta und seinen Salinen vorüber erreichten wir nach fast dreistündiger Fahrt die Kalkstein-Hochebene, auf welcher einst vier der Abtheilungen des alten Syrakus standen. Bis auf Wagengeleise und einige Gräber ist jede Spur davon verschwunden. Endlich wird man auch des jetzigen Syrakus ansichtig, welches auf der Halbinsel Ortygia liegt, auf der die griechischen Colonisten ihr Syrakus zu bauen begannen. Aber zur Zeit der griechischen Blüte und Macht auf Sicilien bildete Ortygia den kleinsten Theil der Stadt, während auf dem gegenüberliegenden Kalklande Achradina, Tyche, Neapolis und zuhinterst Epipolae lagen. Schon zur Zeit der Römerherrschaft verfiel Syrakus und von seinen einstigen zwei Millionen Einwohnern sind heutzutage nur 18.000 geblieben! Was findet sich noch von all' den einstigen Herrlichkeiten, wenigstens in der Ebene? Die Arethusaquelle, ein Wasserbecken mit Papyrusstauden im Hintergrunde, auf Ortygia; am Lande zunächst dem Meere am untersten Theile der Achradina ein griechisches Theater, ein römisches Amphitheater und die großen Steinbrüche, welche derzeit statt Lithotomien Latomien genannt werden; endlich nahe dem Flüßchen Anapos im Süden zwei Säulen des alten Tempels des Jupiter Olympius. — Großartig schön ist die Latomia dei Capuccini und jene des Marchese Casale. Ihre Decken sind längst durch Erdbeben eingestürzt. Der blaue Himmel, die glänzende Sonne lachen hernieder in die riesigen, von hohen senkrechten Kalkwänden umschlossenen Räume. Mächtige Epheustämme haben nach und nach den größten Theil dieser Wände mit üppigen, grünen Teppichen überkleidet. Am Boden aber dieser geheimnißvollen Räume sind Orangegärten angelegt, auf denen jetzt neben rothgelben köstlichen Früchten silberweiße Blüten starren und duften. In den vergessenen Winkeln aber entzücken uns Prachtstücke des Judasbaumes Cercis Siliquastrum mit rosigen Schmetterlingsblüten. Der Bärenklau, Acanthus mollis erhebt sein monumentales Blattwerk und auf

hohen Stielen seine dicke Aehre großer, blaßrother Lippenblumen; Aristolochien winden sich empor mit braunen und gelben gezüngelten Blütenknöpfchen und aus jeder Spalte, auf jedem Blocke locken uns die reizenden Wedelchen das Frauenhaares oder seltsame niedliche Moose und Flechten, jene Ausgeburten des bösen Principes, jene infernalischen kryptogamischen Mißbildungen, wie sie ein Römling unter den Naturforschern zu taufen beliebte.

Müde von dem Ausfluge nach den Ueberresten des Alterthums, nach dem prächtigen Aussichtspunkte auf Epipolae und nach dem Besuche des Grabes Platen's im Garten der Villa Landolina, beschlossen wir im Gasthofe „zur Sonne" den Lauf des Tages. Bald träumte ich von Platen, diesem undeutschen Aristokraten, welcher den Italienern auf Unkosten seines eigenen Volkes schamlos geschmeichelt hat. Wann wird wol die Race der Fremdenvergötterer unter uns Deutschen aussterben?

Am nächsten Morgen fuhren wir über den großen Hafen nach dem Anapo; an dessen Mündung in's Meer mußte das Boot über eine Sandbank gezogen werden. Dann ging's den sachten kleinen Fluß aufwärts, der bald so enge wurde, daß die Ruder gegen den Schleppstrik vertauscht wurden. Die Ufer des Flusses sind dicht mit Bäumen und Strauchwerk bewachsen; im Wasser fluteten in langen langen Strähnen Laichkräuter (Potamogetonen), Ranunkeln und andere Schwimmpflanzen; im seichten Wasser des Ufers stand ein mächtiges Sium und andere Doldengewächse, ein hohes schwarzähriges Riedgras, ein üppiger Ampfer, die gelbe Schwertlilie Iris Pseudacorus und anderes Vieles. Ringsum herrschte Stille, es gab keinen Ausblick; man fühlte sich von der Welt abgezogen, die abhanden gekommen zu sein schien und man verfiel dem Traumleben der Nixenwelt. Nach halbstündiger Fahrt erscheint ein winziges Eiland; es besteht aus den Wurzelstöcken des Papyrus, welche zahlreiche hellgrüne, sanft geschwungene Schäfte über anderthalb Klafter hoch emporsenden. Diese Schäfte bilden mit den Schäften der Papyrusstauden der Hauptufer, indem sie sich gegeneinander neigen, spitzbogige Gewölbe, welche durch die Fächer der Schaftspitzen abgeschlossen werden. Die Anmuth einer solchen Papyruslaube ist unbeschreiblich. Wir ließen uns viele Schäfte abschneiden; die dicksten hatten den Umfang eines schwachen Handgelenkes Leider ist die Pracht dieser fächergekrönten Schäfte allzu rasch dahin. In einer Stunde schon verschoß das Grün und der liebliche Fächer legte sich zusammen.

Man hielt nichts mehr in der Hand, denn einen erbärmlichen Besen. So endet der Papyrus, welcher aus Egypten verschwunden ist und in Europa sich einzig und allein im Anapo bei Syrakus findet. Sic transit gloria mundi!

Ein dritter Ausflug galt Taormina, einem Bergstädtchen, von der am Meeresufer liegenden Eisenbahnstation Giardini eine kleine Stunde entfernt. Nach $2^1/_2$stündiger Eisenbahnfahrt langt man von Catania in Giardini an, nachdem man eben die nördliche Grenze des vulkanischen bis an's Meer reichenden Etnagebietes überschritten hat. Taormina (das uralte Tauromenium 540 v. Chr.) liegt auf einer Kalkhöhe und zwar auf Jurakalke, welcher das umliegende Gebiet bildet und einzelne Lager kostbarer Marmorsorten enthält. Eine Viertelstunde oberhalb Taormina findet sich auf beherrschendem Punkte ein griechisches, von den Römern umgebautes Theater; es ist vielfach zerstört; die Sitzreihen bilden einen ansteigenden Wiesenplatz, aber dem Ganzen entnimmt man doch ein deutliches Bild. Die Bogenthore und Bogenfenster des obersten Stockwerkes aber sind eben so viele Rahmen herrlicher Landschaftsbilder. Von einer modernen Terrasse übersieht man das Gesammtbild der Landschaft. Nach Norden das Urgebirge der Peloren und den steilabfallenden, schmalen, aber reich bebauten und malerischen Küstensaum. Nach Osten zeigt sich die Südspitze Kalabriens, das jonische Meer und das vielbuchtige, lebhaft grüne Ufer der Ostküste Siciliens. Nach Süden liegt der Etna und kehrt seine edler geformte Nordseite dem Beschauer zu; diese Seite war noch tief herab beschneit und über dem Schnee schwebte, einer Silberwolke gleich, der Dampf des Berginneren. Nach Westen endlich liegen die Südausläufer der Peloren, welche landeinwärts ziehend zu den Nebroden werden, voll der schönsten Conturen und gut angebaut. Die Gesammtwirkung der südlichen vielgegliederten Frühlingslandschaft, des beschneiten dampfenden Hochgebirges und des dunkelblauen Meeres ist zauberhaft und die Behauptung findet keinen Widerspruch, daß diesem Aussichtspunkte in Europa die Palme gebühre. Wir verweilten vier Stunden und genossen in vollen Zügen. Der klassische Boden, auf dem wir standen und die üppige Vegetation, welche uns zunächst umgab, steigerten noch unser Entzücken.

Das Vorausgegangene hat klar gemacht, daß Catania der Mittelpunkt ist für den Genuß erhabener Naturschönheiten und großer geschichtlicher Erinnerungen. Ich schließe diese Zeilen mit einer geologischen Skizze der Insel Sicilien.

Der Nordostwinkel Siciliens und zwar an dessen Nordküste bis zum Capo Orlando und an dessen Ostküste bis Taormina herab besteht aus stratificirtem azoischem Gebirge; aus Gneißen, Glimmerschiefern und Thonschiefern mit Einschieben von Granit und Grauwake. Bei Bronte findet sich auch Urkalk, während bei Limina, nördlich von Taormina, Steinkohlenlager vorkommen, so wie die jener Periode zukommenden Farnfossile. Im Kalke von Taormina erscheinen Juraammoniten und wahrscheinlich stellen einige Schiefer- und Kalklager, welche unterhalb des Taorminakalkes liegen, die Trias vor, auf welche die Felsen der Kohlenzeit folgen, die ihrerseits die azoischen Gebirgsarten überlagern. — Der Urgebirgszug, welcher vom Capo Rasocolmo bis gegen Taormina von Nord nach Süd nahe der Ostküste herabzieht und sich bis Noara ins Innere erstreckt, wird das pelorische Gebirge genannt, dessen höchster Berg Dinnamare nicht ganz 3000′ erreicht. Vor Taormina verliert der Gebirgszug den Charakter der Urzeit und biegt nach Westen um ins Innere; diese von Osten nach Westen ziehende Kette heißt anfangs das Nebroden-, im weiteren Verlaufe aber das Madonengebirge, dessen höchster Berg, der Pizzo di Palermo, sich fast zu 6000′ erhebt. Mit den Madonen schließt die Gebirgskette; ihre Fortsetzung nach Westen bis Tràpani sind nur mehr vereinzelte Berge. Sand- und Kalkstein bilden diese von Ost nach West an der Nordküste hinlaufende Gebirgskette und ebenso die westlichen vereinzelten Berge. Der Sandstein herrscht östlich, der Kalkstein westlich vor. — Das Sandsteingebirge zieht sich vom Capo Orlando westlich bis jenseits Cefalù am Strande des Meeres hin und findet nach Süden bei Regalbuto und Leonforte, im Westen bei Petralià, im Osten am Etnagebiete seine Grenze. Bei Nicosia enthält es Steinsalzlager. An der Küste findet man die abfallenden Wände bis auf eine gewisse Höhe von Weichthieren angebohrt und in mehrfachen, oft amphitheatralischen Terrassen abgesetzt. Im Innern ist dieser Gebirgstrakt nur für Getreidebau verwendbar, selbst der Oelbaum kommt dort nicht mehr fort. In diesem Sandsteingebirge liegt der große Wald von Caronia; auf seinen hohen Bergen gedeihen schöne Buchenbestände und auch andere Waldbäume, aber es giebt in diesen Gehölzen nur wenige der Pflanzen, welche im italienischen Apennin zahlreich diese Bestände begleiten; von eigentlichen Alpenpflanzen ist keine Spur zu entdecken. — In der westlichen Hälfte der Nordküste überwiegen, wie gesagt, die Kalke, wie bei Palermo, oder Kreidekalke, wie an der Westecke der Insel der mons

Eryx. Die genannten Kalk- und Sandsteine der Nordküste gehören fast alle der Secundärzeit an und gehen mit dem Apennin Mittel-Italiens parallel, daher sie auch Hoffmann auf seiner geologischen Karte Siciliens, der besten, welche existirt, als Apenninformation zusammenfaßt. — Kreidekalk trifft man auch in weiter Ausdehnung zwischen Sciacca, Contessa und Castronuovo von der Südwestküste landeinwärts; reinen secundären Kalk zwischen Salemi und Contessa. Zwischen Centorbi und Paterno sind viele solcher Kalklager, aber mit Gypslagern untermischt.

Thon, Mergel- und Kalklager, von Gyps, Steinsalz und Schwefel begleitet, finden sich zwischen Catolica, Villalba und Mazzarino, sowie zwischen Caltascibetta und Castrogiovanni; Thon- und Mergellager bilden die Gegend zwischen Corleone, Ali und S. Catarina, ebenso zwischen Castrogiovanni, der Ebene von Catania und dem Bergorte Centorbi. Auch diese Ablagerungen gehören, gleich den früher erwähnten Sand- und Kalksteinen, zur Apenninformation und lagern auf letzterer. Die weißen Mergel bei S. Giuliano und Caltanisetta enthalten Foraminiferen. In den mit Kalkkonkrementen, Tripeln und blauem Thone gemischten weißen Mergeln von Girgenti und weiter östlich liegen die Schwefel-, Gyps- und Steinsalzlager. Einige Gesteine dieser Gruppe enthalten Hippuriten, andere Nummuliten; am Monte San Giuliano (mons Eryx) 2040', finden sich Kreide-Ammoniten. Die Gebirgsarten der Apenninformation Siciliens gehören daher theils der Kreidezeit, theils dem Eocen an. Am monte pellegrino bei Palermo (1400') erscheinen z. B. theils secundäre, theils tertiäre Gebilde.

Die ganze übrige Insel, mit Ausnahme der Etnagegend, ist pliocen, oder miocen mit pliocen, sehr reich an Versteinerungen, von denen zwei Drittel noch heute an Siciliens Küsten leben. Dieses Pliocen ist theils kalkig, theils sandig, theils thonig, bald niedrig, bald hoch über dem Meere, an einzelnen Stellen Bitumen, Petroleum und auch Lignite führend. In diesen Schichten finden sich auch die Höhlen mit Knochen von Thieren der Diluvialzeit. Das Pliocen reicht im nördlichen Theile der Südwestküste zwischen Trapani und Sciacca landeinwärts bis Salemi und S. Margherita; auf ihm herrscht hohe Fruchtbarkeit; es gedeiht dort die Fächer- und Dattelpalme und jene Rebe, welche den berühmten Marsallawein liefert. Nirgends in Europa, sagt Lyell, sind die Pliocenschichten so ausgebreitet und erheben

sich zu solchen Höhen, wie in Sicilien. Sie bedecken dort fast das halbe Eiland und erreichen bei Castrogiovanni die Höhe von 3000'. Die Kalksteine dieser Schichten sind theils weich, theils sägbar, theils so hart als der härteste Marmor; im Durchschnitte haben diese Schichteu eine Mächtigkeit von 700—800'. Gewöhnlich bilden sie horizontale Lager, von tiefen Thälern durchschnitten. Im Val di Noto, zwischen Terranova, Capo Passero und Catania, ist das Pliocen vielfach von vulkanischen Bildungen durchbrochen. — Der Schwefeldistrikt umfaßt 650 Quadratmeilen, etwa ein Viertel der Insel, ein Viereck zwischen Capo biancō und Terranova am Südwestmeere und Lercara und S. Filippo d'Argiro gegen Norden. Sicilien producirt derzeit jährl. 1,600.000 Zentner Schwefel im Werthe von 20 Mill. Francs und beschäftigt beinahe 17.000 Menschen seiner 2,400.000 Einwohner zur Gewinnung, Verführung und Verfrachtung dieses Produktes. Es giebt Schwefellager von 30 Meter Mächtigkeit. Die Gewinnung aber ist noch irrationell und verschwenderisch.

Zum Schlusse bleibt noch die Etnaregion zu besprechen. Der Etna ist ein isolirter Berg, durch die Flüsse Cantarà und Simèto von den angrenzenden Gebieten abgeschlossen. Er ist über 10.000' hoch, sein Umkreis beträgt mehr als 45 deutsche Meilen; er hat Lavaströme erzeugt, welche länger als 8 Meilen sind, bei mehr als einer Meile Breite und oft bis 90' Mächtigkeit. Der Vesuv ist, mit dem Etna verglichen, ein Zwerg. — Der Etna steigt anfangs aus weiter Ferne nur sanft auf; diese Gegend hat der Mensch für seine Zwecke in Anspruch genommen, sie heißt die regione coltivata oder piemontese. Dann kommt der rasch ansteigende Theil, wo einst allenthalben, jetzt nur mehr an der Nordseite des Berges stattliche Wälder vorkommen, daher regione nemorosa genannt. Endlich bildet der Berg eine Art kahler Kuppel, die regione deserta, welche bei 6000' Höhe beginnt.

Aus dieser kuppelförmigen Bildung erhebt sich erst der Endkegel oder Hauptkrater. Westlich von diesem Krater ist eine Art Hochebene, der piano arenoso, auf welcher die casa inglese und die torre del filosofo stehen. Oestlich vom Hauptkrater steigt jäh ein abgrundartiges Thal nieder, das Val di Bue (Valle del Bove), welches dem Einsturze eines Theiles des Berges, vielleicht eines älteren Kraters, seine Entstehung verdankt. Zu beiden Seiten des Val di Bue steigen vom Krater aus zwei Felsvorsprünge hinab, die Rocca del Solfizio und die Rocca Giannicula, neben welchen die alten vulkanischen Berge Concazze und Zoc-

colaro sich befinden. — In diesem Jahrhunderte hat der Etna bereits sieben größere und fünf kleinere Ausbrüche veranstaltet, durch neu aufgerissene Oeffnungen im Val di Bue, zur Seite des Berges bei Bronte, im Walde von Linguagrossa u. s. w. Nur die gegen Bronte fortschreitenden Laven flößten Befürchtung ein; sie drangen bis ins cultivirte Land und tödteten eine Anzahl Bauern, welche in ihrer Nähe, des Holzes halber, Orangenbäume umhackten und bei dem langsamen Gange der Lava keine Gefahr ahnten, dadurch, daß sie, ein winziges Bächlein überschreitend, eine Explosion veranlaßten. Die Laven kamen dann bald zum Stehen. — In historischer Zeit zählt man 79 große Ausbrüche, etwa einen Ausbruch alle 10 Jahre.

Der Etna bietet die Vegetation aller Zonen. Zuerst verschwinden beim Ansteigen die Bananen, Palmen und Cacteen, dann die Orangen und Pinien, endlich der Oelbaum und Weinstock. Es kommen bereits auf der Höhe von 3500' Eichen- und Kastanienwälder, weiter oben Bestände von Buchen, nördlicher Pinusarten und Birken vor. Bei etwa 6000' Höhe hört aber fast jede Vegetation auf, man befindet sich in einer grauenvollen, dunkelfarbigen Einöde. — Die ersten vulkanischen Ausbrüche, welche den Etna aufbauten, fallen in die Pliocenepoche, gleichzeitig mit den Ausbrüchen südlich im Val di Noto. Der Etna ist somit ein ganz junger Vulkan und zur Zeit seiner Entstehung besaß Sicilien schon seine ganze Fauna und Flora. — Ausbrüche von verschiedenartigen Dämpfen bildeten zur selben Epoche die Gyps- und Schwefellager. Zur Pliocenzeit kamen auch starke Hebungen des Landes vor, aber es sank noch einmal in's Meer, wodurch viel Pliocen zerstört wurde Das Anbohren der Kalk- und Sandsteinwände durch Seethiere gehört dieser Zeit an, sowie die stufenförmige Terrassenbildung der nächstfolgenden Zeit ruckweiser, langsamer Hebung. Der gleichfalls gehobene Etna machte damals seine alten Ausbrüche und erlitt seinen Einsturz. Die beste Etnakarte verdankt man auch einem Deutschen, dem Baron Waltershausen, welcher eine Anzahl Monate auf dem Etna aushielt. Sich in den zahllosen Lavaströmen des Etna zurecht zu finden, ist eine große Schwierigkeit, laufen doch in dem meilenweit entfernten Catania noch neun Ströme neben- und übereinander, drei vorhistorische, ein in Bezug der Zeit zweifelhafter, zwei aus der Römerzeit, zwei aus dem Mittelalter und ein moderner!

Um die um Sicilien liegenden Inseln nicht unerwähnt zu lassen, bemerke ich, daß Malta und Gozzo tertiär, die Aegaden secun-

där (Kreidekalk) mit pliocener Auflagerung sind. Pantellaria und Ustica sind vulkanisch; die aeolischen Inseln gleichfalls. Von diesen letzteren besteht das stets thätige Stromboli, dieser natürliche Leuchtthurm, aus Laven und Trachyten; Volcano ebenfalls; Lipari aber aus Tuffen, Bimsstein und Obsidian. Aller Bimsstein Europa's kommt von Lipari aus in Handel und alle Museen sind von dorther mit Obsidian versorgt. Panaria ist aus Trachyt in Massen, Alicudi aus Trachyt in Strömen, Filicudi und Saline aus Tuffen und Porphyrlaven zusammengesetzt.

Botanischer Frühlingsbericht

für die zweite Hälfte April und die erste Hälfte Mai.

Von **Gustav Adolf Zwanziger.**

Schon während des Druckes des Berichtes über die erste April-Hälfte entschlüpften die Knospen der meisten Laubbäume und Sträucher der sie im rauhen Winter schützenden w.rmen Hülle ihrer Deckschuppen und die zarten jungen Blättchen entfalteten sich fröhlich. In der Satnitz hoben sich in der letzten Aprilwoche die hellgrünen, welligen Massen der jungen Buchentriebe, sanft im Winde rauschend und eingestreut zwischen die dunkelgrünen Fichten, sehr anmuthig von diesen und den schroffen grauen, mauerartigen, auf der Höhe wieder mit Fichten gekrönten Kalknagelfluefelsen ab, welche das ganze Bild überragen. Auch die Lärche trieb ihre jungen Blätterbüschel hervor und die Eschen entwickelten vor den Blättern ihre braunrothen Staubfadenrispen. In Obstgärten blühte der hohlwurzlige roth- und weißährige Lerchensporn (Corydalis cava Schweigg.) mit dem weißstrahligen Maßliebchen (Bellis perennis L.) nnd dem hellgelbblumigen Scharbokkraut (Ficaria ranunculoides Mönch.), dessen getreideähnliche Wurzelknöllchen nach abgewelktem Kraute oft massenhaft den Boden bedecken und Anlaß zu den Fabeln vom Brodregen gegeben haben, welcher 1548 und 1691, beide Male im März, auch bei Klagenfurt und Villach gefallen sein soll. Das Hainwindröschen (Anemone nemorosa L) verblühte langsam unter Schließung und starker Röthung seiner blumenblattartigen weißen Kelchblätter. Dafür leuchten überall aus dem Gebüsche die milchweißen Blüten des viel stattlicheren, oft über fußhohen, dreiblättrigen

Windröschens (Anemone trifolia L), welche Pflanze des südlichen Alpengebietes hier im Allgemeinen ihre nördliche Grenze erreicht, da sie weiter nach Norden nur mehr vereinzelt auftritt, und deren Staubkölbchen weiß, nicht gelb sind, wie sie gewöhnlich fälschlich abgebildet werden. Zwischen ihr erhebt sich stellenweise die dunkelblauährige schmetterlingsblütige Frühlings-Walderbse (Orobus vernus L.). Die Frühlings-Hainsimse (Luzula campestris DC.) hat schon Früchte angesetzt. Die einaxigen Veilchen, nämlich das wohlriechende (Viola odorata L.) uud das behaarte (V. hirta L.) sind verblüht, d. h. die unfruchtbaren Blüten mit violetten Blüten, während sie erst jetzt ihre fruchtbaren blumenblattlosen, daher äußerst unscheinbaren und deshalb für die Arterhaltung allein wichtigen Blüten auf nur halb so hohen Stielen entwickeln. Dafür schmückt jetzt das schöne zweiaxige, lichtblaue, großblumige Waldveilchen (V. Riviniana Rchbch.) den Waldboden, das sattere Blau des schon verblühten Leberkrautes (Hepatica nobilis Volk.) ersetzend. Seltener mischt sich das blaßlilablühende wunderbare Veilchen (V. mirabilis L.) dazwischen, dessen Blüten auch sehr wohlriechend sind. An sonnigeren Stellen erscheint das fast weißblütige kleine Sandveilchen (V. arenaria De C.) in Gesellschaft einer selteneren Wolfsmilchart (Euphorbia angulata Jacq). Am sonnigen Waldrande unter einem Strauche erregt aber ein im Umkreise einen halben Schuh messender Blumenstrauß eines großblumigen, lichtvioletten und äußerst angenehm duftenden Veilchens bewundernde Staunen. Wie beneidenswerth sind doch die Leute, für die nur das wohlriechende Veilchen das Veilchen ist und denen alle so schwierigen Formen dieser artenreichen Gattung unter dem einfachen Sammelnamen „Hundsveigerl" zusammenfallen! Sie haben keine Ahnung von der selbstquälerischen Neugierde: ist das fragliche, wie zum Hohne duftende Veilchen mit den Blättern des haarigen Veilchens die seltene Viola suavis M. B., oder ein Bastard des wohlriechenden und behaarten Veilchens (V. odorata-hirta Rchb.)? Wahrscheinlich wol die erstere.

Im dunkleren Waldesschatten entfaltet der niedliche Sauerklee (Oxalis acetosella L.), hier Hasenklee genannt, seine zarten, fast glockenförmigen, rosenrothen und dunkelpurpurn geaderten Blumen. Auch die mandelblättrige Wolfsmilch (Euphorbia amygdaloides L.) blüht. Die neunblättrige Zahnwurz (Dentaria enneaphyllos L.) ist verblüht, dafür blüht jetzt die viel schönere purpurblütige und lieblich duftende, gefingerte Zahnwurz (Dent. digitata Lamarck.), hoch

oben unter den Felsen an schattigen Orten, wo auch der fleischrothe dreiblättrige Baldrian (Valeriana tripteris L) zu blühen beginnt. Hie und da finden wir am Waldboden kriechend die seltsamen Ranken des keulenförmigen Bärlapps (Lycopodium clavatum L.). Der Adlerfarn (Pteris aquilina L.) treibt schon fußhohe, aber noch schneckenförmig eingerollte Triebe, während jene des kalkliebenden Engelsüßes (Polypodium calcareum Sw.) erst ein Paar Zoll hoch sind. Lichtere Waldstellen sind geschmückt mit den bald violettrothen, bald bleichgelben und auch oft weißlichen, fast schmetterlingsförmigen Blumen des buxblättrigen Kreuzkrautes (Polygala Chamæbuxus L.), einem kleinen immergrünen Sträuchlein, das in Südafrika stolzere großblütige und baumartige Verwandte hat. Auch die Heidel- oder Schwarzbeer-Sträuche (Vaccinium Myrtillus L.) haben zugleich mit den Blättern ihre urnenförmigen röthlichen Blütchen geöffnet, deren Beeren im Sommer dem müden und durstigen Wanderer im Wald oft eine angenehme Erquickung gewähren.

Am Waldrande, aber nicht zu häufig, erscheint stellenweise der so wunderbar blaue Frühlings-Enzian (Gentiana verna L.), auf feuchten Wiesen, welche an manchen kühlen Orten noch kaum eine Spur von Grün wahrnehmen lassen, treibt der Ackerschafthalm (Equisetum arvense L.) seine fruchttragenden Frühlingsstengel in Form gestielter Tannenzäpfchen. Einige Riedgräser (Carex acuta L. u. s. w.) haben ihre Staubkölbchen und Narben entfaltet

Aus dem längs der Satnitz fließenden Strugabache tauchen die schönen Trauben des Fieberklee's (Menyanthes trifoliata L.) auf mit den trichterförmigen, hellrosenrothen, weißbärtigen Blumen.

Das Steinobst, Kirschen, Weichseln und Zwetschken standen im vollsten Blütenschnee, denen bald die Birnbäume folgten, während Aprikosen und Pfirsiche ihr weißes und rothes Hochzeitskleid schon abgeworfen haben. Zuletzt, erst gegen Ende des Monats, kam die erröthende Apfelblüte an die Reihe.

Die Saaten und Wiesen prangen im herrlichsten, noch durch nichts unterbrochenen Smaragdgrün. Nur die Feldraine sind mit den goldgelben Blütenköpfen des Löwenzahnes (Taraxacum officinale Wigg.) gestickt, die sehr häufig von einem kleinen Rosenkäfer (Cetonia hirtella) besucht werden und sich auf dem saftgrünen Rasen wie zerstreute Dukaten ausnehmen.

Von Garten- und Feldunkräutern blühten das Hirtentäschchen (Capsella bursa pastoris Mch.), ein unscheinbar blühender Hederich (Sisymbrium Thalianum Gaud), eine blaublütige Taubnessel (Lamium amplexicaule L.), an Mauern und Zäunen das gelbblühende und milchende, warzenvertreibende Schöllkraut (Chelidonium majus L.).

Gegend Abend bohren sich die verwüstenden Maikäfer (Melolontha vulgaris L.) aus der Erde heraus und beginnen ihre, die ersten Male meist verunglückenden Flugversuche, weil sie gewöhnlich wieder zur Erde fallen und erst durch Uebung ihrer Flügel Meister werden. Im Walde läßt der Kukuk seinen, wenn auch eintönigen, doch augenehmen Ruf hören und die Wildtauben girren so eifrig, als ob sie dafür eigens bezahlt würden. Der Schlag der Nachtigall ertönt im Ebenthaler-Parke.

In der ersten Maiwoche standen auf den Südabhängen des Kreuzbergels in Blüte, wachgeküßt von den lauen Lüften des Frühlings: die Traubenkirsche (Prunus Padus L.), welche sich am Waldrande zwischen den Föhren mit der Schlehe (Prunus spinosa L) im weißen Brautschmucke sehr schön ausnimmt, am Waldboden das echte blaßlilafarbe Hundsveilchen (Viola canina L.), auf welchem ein Stück des netten kleinen, oben schwarzen, unten weißen, fast kugelrunden Knirpses von Rüsselkäfer (Rhytidosomus globulus Herbst) angetroffen wurde, welcher wahrscheinlich von einer Zitterpappel, seiner Nährpflanze, herabgefallen war; seltener das Waldveilchen (V. Riviniana Rchb.), das buxartige Kreuzkraut (Polygala Chamæbuxus L) mit gelben Blüten, das grünblütige, kreuzständige Frühlings-Labkraut (Galium vernum L.), eine für die Flora Kärntens bezeichnende Pflanze, der behaarte Gaisklee (Cytisus hirsutus L.), ein niederliegendes Sträuchlein mit gelben Schmetterlingsblüten, an feuchten Orten im Waldesdunkel das nierenblättrige Sumpfveilchen (Viola palustris L). Von den kätzchenblütigen Bäumen verstäubte die Birke (Betula verrucosa Ehrh.) erst jetzt ihre männlichen Würstchen. Sonnige und felsige Orte hat sich das über schuhhohe Felsenfünffingerkraut (Potentilla rupestris L.) mit seinen großen weißen Erdbeerblumen auserkoren, wie auch die größere und kleinere Erdbeere (Fragaria elatior Ehrh. und vesca L.). Auf den mehr trockenen Wiesen blühen der gelbe zwiebeltragende Hahnenfuß (Ranunculus bulbosus L.) häufig, leicht von seinen Verwandten durch die zurückgeschlagenen Kelchblätter zu unter-

scheiden, während der höhere scharfe Hahnenfuß (R. acris L.) eben die ersten Blüten öffnet. Ihnen gesellen sich bei: Löwenzahn (Taraxacum officinale Wigg.), das gemeine blaue Kreuzkraut (Polygala vulgaris L.), zwei Ehrenpreisarten, die eine mit ansehnlichen tiefblauen Blüten (Veronica chamædrifolia L.) und die klein- und blaßblütige thymianblättrige Veronica serpyllifolia L., lanzettblättriger Wegerich (Plantago lanceolata L.) blauähriges Knabenkraut (Orchis Morio L.), der blaue kriechende Günsel (Ajuga reptans L.), das gemeine Hornkraut (Cerastium triviale L.), gelber Wundklee (Anthyllis Vulneraria L.); in Gebüschen, an Mauern u. s. w. die Taubnesselarten (Lamium purpureum L., maculatum L. und album L.)

In der Sattnitz änderte sich gegen die letzte Aprilwoche sehr wenig. Zu den schon angeführten Pflanzen traten blühend hinzu: an feuchten Orten der flaumige Hahnenfuß (Ranunculus lanuginosus L.), der knollige, bleichgelbröhrige Beinwell (Symphytum tuberosum L.), und die giftige vierblättrige, grünblühende Einbeere (Paris quadrifolius L.); in lichterem Gebüsche mit grüngelbem Milzkraut (Chrysosplenium oppositifolium L.) das grünblütige, kleine, zierlich getheiltblättrige Moschuskräutlein (Adoxa moschatellina L.), versteckt zwischen den Blättern und Früchte tragenden Pflanzen des Hainwindröschens und Lerchensporns. An mehr sonnigen Stellen häufig die schöne purpurne knollige Walderbse (Orobus tuberosus L.), das gelbe grauhaarige Fingerkraut (Potentilla opaca L.), das Frühlings-Labkraut (Galium vernum L.). An quelligen Stellen das bittere weiße Schaumkraut (Cardamine amara L.), auf feuchten Wiesen das röthliche Wiesenschaumkraut (Cadamine pratensis L.) und der zweihäusige Baldrian (Valeriana dioica L.). An lehmigen Bachufern u. s. w. verstreut der Huflattig die weißen Federkronen seiner Früchtchen.

Beim Nachhausegehen wird auf einer Wiese noch ein kleiner Blumenfleck bemerkt, wo auf einmal

„ein Veilchen auf der Wiese stand, in sich gebückt und unbekannt, war gar ein herzig's Veilchen!"

das auf einem Raum von beiläufig einer Klafter Länge und einigen Schuh Breite ziemlich zahlreich vertheilt war. Was ist nun damit anzufangen, sein Name ist unbekannt, es sieht so bekannt hundsveigerlartig und doch wieder so eigenthümlich fremdartig aus. Es ist bei weitem

niedriger, buschiger und zartstengliger als das richtige Hundsveilchen, die Blätter mehr herzförmig und die Blumen dunkler gefärbt. Bei der darüber am nächsten Tage abgehaltenen Gerichtssitzung schien hervorzugehen, daß es die Viola canina L. γ ericetorum Reichenb. sein könne (Reichenbach, Deutschlands Flora, Violaceæ, Taf. X, F. 4501), welche aber in Haidewäldern und auf trockenem, sandigem Boden vorkommen soll, während sie hier in Gesellschaft des feuchtigkeitsliebenden zweihäusigen Baldrians (Valeriana dioica L.) auf einer nassen Wiese stand.

In Obstgärten auf der Goritschitzen blühten die schönen milchweißen Sterne der doldigen Vogelmilch (Ornithogalum umbellatum L.), in Wäldern bei Pörtschach und Gurnitz das Sinngrün (Vinca minor L.) mit seinen blauen Radblumen.

Von Laubmoosen erhob die krausblättrige Bartramie (Bartramia pomiformis v. crispa) ihre kugeligen apfel- oder kirschenförmigen Früchte auf aufrechten Stielchen, während sie bei dem spitzblättrigen Sternmoose (Mnium cuspidatum) sich birnförmig herabneigen.

Auf den Südabhängen der Satnitz bei Hollenburg wäre höchstens der gelbe Hufeisenklee (Hippocrepis comosa L.) zu nennen. Die feuchten Wiesen gegen Ebenthal brachten die schönen violetten Dolden der mehlbestäubten Schlüsselblume (Primula farinosa L.) und das gemeine blaue Fettkraut (Pinguicula vulgaris L.)

Auf den Siebenhügeln machte sich der Frühling noch wenig bemerklich und es blühten daselbst erst das weiße Felsenleinkraut (Silene rupestris L.) und einzelne Sträucher des gelben dornigen Ginsters (Genista germanica L.), an feuchten Wiesenstellen das röthliche Wiesenschaumkraut (Cardamine pratensis L), der sattgelbe kriechende Hahnenfuß (Ranunculus repens L.), das blaßlilablütige nierenblättrige und das milchweiße Sumpfveilchen (Viola palustris L. und V. stagnina Kit. (V. lactea Rchb.). Erwähnenswerth ist auch, daß beim Meyernig Mitte Mai noch das sonst überall schon längst verblühte Hainwindröschen (Anemone nemorosa L.) der kühlen Nordlage halber noch in voller Blüte stand.

Die mit Föhren und Wachholdersträuchen bewachsenen Weiden bei Ferlach schmückten sich mit den niedrigen, einen halben bis drei Schuh im Durchmesser haltenden, meist kreisförmigen Rasen des Hainseidel-

baſtes (Daphne Cneorum L.), deſſen niedliche Purpurblüten einen ſo betäubend ſüßen Duft ausbauchen, der ganz geeignet erſcheint, den in Freiligrath's reizendem Gedichte „der Blumen Rache" geſchilderten Todesſchlummer bei allfälligem Aufbewahren eines gepflückten Straußes im Zimmer zur Nachtzeit bei geſchloſſenen Fenſtern raſch herbeizuführen. Außerdem blühten das gelbe Brillenſchötchen (Biscutella lævigata L.), auf Feldern das durchwachſene Täſchelkraut (Thlaspi perfoliatum L.), ſehr häufig das liebliche Waldvergißmeinnicht (Myosotis silvatica L.) in ganzen blauen Blumenbeeten, unter Gebüſchen mit braunvioletten Blüten, gleich einem ſchlanken in Trauer gekleideten Mädchen, ein Storchſchnabel (Geranium phaeum L.), im Walde vor Weidiſch, wo der Schnee erſichtlich erſt vor Kurzem weggegangen, während im Hintergrunde die Koſchuta noch von ungeheuren Schneemaſſen ſtarrt und noch wenig Grün den Boden belebt, das dreiblättrige Windröschen (Anemone trifolia L), das echte Waldveilchen mit blauem Sporne (Viola silvestris L.), buxblättriges Kreuzkraut (Polygala Chamæbuxus L.) und ſtellenweiſe noch die grünen Hüllblattſterne der Hacquetie (Hacquetia Epipactis L.). Am Loibl ſelbſt gab es außerdem noch auf Wieſen die ſchöne goldgelbe, kugelig geſchloſſene Trollblume (Trollius europæus L.), im Walde auf kleinen niederliegenden Sträuchlein die purpurnen Schmetterlingsblumen eines Gaisklee's (Cytisus purpureus L.), während aus den Felsſpalten die lichtpurpurnen Trichter der Zwergalpenroſe (Rhododendron Chamæcistus L.) in mächtigen Sträußen hervorbrachen und die Felſen durch die großen Roſenblüten der eichenblättrigen Dryas (Dryas octopetala L.) ſich in ſchneeiges Weiß kleideten.

Von Bäumen erwachten endlich auch die ſo lange ſäumigen, fälſchlich Akazien genannten Robinien, welche ſogar zu einer anderen Pflanzenfamilie gehören, als die wahren feingefiederten Akazien und die eben ſo lange ſchlafenden Platanen. Nur die Götterbäume ſind noch furchtſam und wagen es noch nicht, mit ihren Knoſpen hervorzubrechen. Die Roßkaſtanien, die in der erſten Maiwoche ihre jungen Blätter noch faſt ſenkrecht herabhängen ließen, entfalteten in der zweiten Woche ihre weißen armleuchterflammenartigen, im Winkel von zwanzig bis dreißig Graden abſtehenden aufrechten Blütenrispen. In den Gärten verbreiten die Traubenrispen des ſpaniſchen Flieders oder Hollers (Syringa vulgaris L.) angenehme Wohlgerüche. Viele Wieſengräſer und auch der Winterroggen ſchießen in Halme.

Viele Blumen, welche als Schmuck das grüne Frühlingsbrautgewand der Natur, das sie auf der Ebene und den niedrigeren Bergen angelegt, zieren, wären freilich noch zu nennen, die aber in geringerer Menge auftreten und daher auf das Aussehen der Landschaft keinen bestimmenden Eindruck ausüben.

Im Allgemeinen war die erste Maihälfte viel kühler und besonders windiger als der April, einmal gab es frühmorgens auch Reif, doch ohne Blumen und Blättern Schaden zuzufügen, aber alle Maikäfer gänzlich vernichtete.

So durchschritt der Lenz den weiten Garten, den die Natur gepflanzt zwischen den schroffen grauen Kalkmauern der Karawanken im Süden und den sanfter gerundeten Formen der norischen Schieferalpen im Norden, welche beide das ganze Land noch mit einer Zackenkrone von Schneebergen umschließen und von denen erstere im Silberglanze ihres Winterkleides über die vorgelagerte grünbewaldete Satnitz herüberschimmern und deren nackten Kalkzinnen und blitzenden Schneefelder in den Strahlen der Abendsonne in milderem oder feurigerem Rosenroth erglühen.

Ueber die Eiszeit in Kärnten.

(Im zweiten Hefte des „Neuen Jahrbuches für Mineralogie, Geologie und Paläontologie", fortgesetzt von G. Leonhard und H. B. Geinitz, Stuttgart, Jahrgang 1871, findet sich Seite 162 und 163 ein Brief an Professor G. Leonhard in Heidelberg von Hans Höfer, Professor an der hiesigen Bergschule, welcher die Ergebnisse seiner bisherigen Forschungen über die Spuren der Eiszeit Kärntens bekannt gibt. Wir theilen selben hier vollinhaltlich mit, um diesen für Kärnten so wichtigen Nachrichten eine weitere Verbreitung im Lande zu geben. Zugleich erwähnen wir, daß auch in den Atti della Società italiana di scienze naturali in Mailand, Band XIII von 1870 ein Bericht „über die alten Gletscher der Drau, der Save und des Isonzo", Brief von Dr. T. Taramelli an den Professor A. Stoppani, abgedruckt ist, den wir nächstens in Uebersetzung bringen werden.)

Klagenfurt, den 20. December 1870.

Es mag schon lange befremdend gewesen sein, daß die Kunde über die Spuren der Eiszeit in Kärnten so spärlich, ja völlig Null sind. Nur Sueß macht einmal in seinen „Aequivalenten des Rothliegenden in den

Alpen" eine kurze Bemerkung, daß ihm einige Schuttwälle in Unterkärnten (Umgebung Kappel) diluviale Endmoränen zu sein däuchten. Mir gelang es während zweijähriger Studien mehrfache Merkmale der Eiszeit in Kärnten aufzufinden. Sie mögen hier folgen:

1. Endmoränen. Nebst den erwähnten, von Prof. Sueß beobachteten gehören hiezu: das nördliche Ufer des Raibler See's, dann der hart an der Grenze gegen Kärnten liegende Weißenfelser See, mit seinen Nordufern, sowol beim unteren als oberen See, an welchem letzteren viele Kubikklafter große erratische Blöcke liegen.

2. Grundmoränen. In einer thonigen Grundmasse liegen ohne eine Spur von Schichtung geritzte Gerölle. Solche Geröllpartien ziehen sich bis 6000 Fuß Meereshöhe und sind dadurch leicht auf der Karte auffindbar, da sich wegen des fruchtbaren Bodens Dörfer und Alpenwirthschaften auffallend hoch befinden.

3. Erratische Blöcke. Auf den aus triadischen Bildungen bestehenden Spitzen des Ulrichs- und Magdalenenberges (beide bei Klagenfurt) fand ich mehrere Kubikklafter große Blöcke von Gneiß in einer Varietät, wie er weit und breit nicht vorkommt und sog. Centralgneiß zu sein scheint. Letzterer steht im Nordosten des Landes an.

4. Gletscherschliffe. In der nächsten Nähe von Klagenfurt fand ich am Rücken des Kreuzberges mehrere Platten ganz glatt polirt und, obzwar mehrere Klafter entfernt und entgegengesetzt abfallend, in gleicher Richtung gestreift; die Ritzer zeigen gegen den Glockner. Es ist hier jede Möglichkeit einer Entstehung dieser Erscheinung durch Abrutschungen ausgeschlossen.

Die Spuren der Eiszeit lassen sich bis in die tiefsten Punkte Kärntens nachweisen, so daß die Ansicht ganz gerechtfertigt ist, daß zur Eiszeit ganz Kärnten beeist gewesen ist. Bedenkt man, daß die Grenzen der Gletscher damals in der oberitalischen Ebene waren, so kann uns dieses Resultat gar nicht befremden.

In unserer Nagelflüh (neogenes Conglomerat) fand ich neulich hohle Geschiebe und Geschiebe mit Geschiebeeindrücken. Es ist bekannt, daß in ersterer Beziehung, abgesehen von den Haidinger'schen Studien, in letzterer gar nichts (meines Wissens) bekannt wurde. Sobald ich das Material durchgearbeitet haben werde, gedenke ich Ihnen Ausführliches mitzutheilen. Heute will ich nur noch den Fundort Satnitz, eine Stunde südöstlich von Klagenfurt erwähnen. Hans Höfer.

Mittheilungen aus dem Geschicht-Vereine.

Aufgefundene Römersteine.

Bekanntlich wird die im Bau begriffene Eisenbahn von Kärnten nach Tirol bei St. Peter im Holz ob Spittal, wo einst die römische Stadt Teurnia stand, am linken Drauufer durch einen Theil der Ruinen dieser Stadt geführt.

Schon manche interessante Römer-Denkmale wurden an dieser Stätte, die bisher noch wenig ausgebeutet worden, vorgefunden.

Nach einer vor Kurzem eingelangten Mittheilung wurde unlängst beim Bau der dortigen Eisenbahn-Strecke ein neuerlicher Fund gemacht; man fand nämlich an jener Stelle, wo schon in früherer Zeit römische Gräber abgedeckt wurden, ein steinernes Aschenbehältniß, 1½ Schuh in Quadrat mit einem steinernen Deckel, auf welchem zwar keine Inschrift, wohl aber eine ausgemeißelte Verzierung angebracht ist. Dieses Behältniß (Sarkophag) enthielt die Asche eines Verstorbenen, lehnte an einer Mauer, und ruhte auf einer horizontalen Steinplatte. Es befindet sich gegenwärtig zu Spittal bei dem dortigen Herrn Stations-Ingenieur.

Es sind bereits Einleitungen getroffen worden, daß dieses Denkmal aus der Römerzeit dem kärntnerischen Geschicht-Vereine überlassen werde.

Nächst Oberdrauburg wurde am 6. September 1870 beim Schottergraben für die dortige Eisenbahnstrecke ein römischer Meilenstein mit Aufschrift zu Tage gefördert. Dieses interessante Denkmal wird wie zu hoffen steht, dem kärntnerischen Geschicht-Vereine eingesendet werden, indem schon Schritte von dessen Seite zur Ueberkommung des Steines gemacht worden sind.

In der neuesten Zeit sind ferner noch folgende Römerdenkmale in Kärnten gefunden worden:

Ein Weihaltar mit Inschrift im Schlosse Töltschach;*)

drei Inschrift-Steine bei Feldkirchen;

ein Inschrift-Stein bei Semlach im Görtschitzthale;

zwei, bisher unbekannte, Inschrift-Steine in der Kirche St. Katharina, Filiale der Pfarre St. Michael ob Bleiburg;

zwei Inschrift-Steine bei Rosegg;

---

*) Dieser in jüngster Zeit aufgefundene, bisher in einer Mauer verborgen gewesene, der Victoria Augusta geweihte Votivaltar ist dadurch besonders interessant, daß der eine der beiden in der Widmungs-Inschrift genannten Votanten ein Priester ist, von dem zweiten aber, dem Duumviri Juri Dicundo (die Duumvir Juri Dicundo bekleideten in den Militär-Kolonien der römischen Provinzen die höchsten Richterämter) L. Lydacius Ingenuus, in der Lapidarmonumenten-Sammlung des Geschicht-Vereines bereits ein Cippus sich befindet, welchen er und seine Gattin Rufia Severa für das Wohl (pro salute — für die Gesundheit?) ihres Sohnes Lydacus Honoratus der obgenannten Göttin gewidmet hatten.

A. d. R.

ein Stein mit einer Abbildung zu Puch bei Weißenstein zwischen Villach und Paternion;

ein Stein bei Maglern am Wege von Arnoldstein nach Tarvis (wurde erst vor 2 Tagen angezeigt).

Von diesen Steinen sind schon 4 an den kärnt. Geschicht-Verein bereits eingesendet, und wegen Erwerbung der Uebrigen ist das Erforderliche veranlaßt worden.

F. M. v. J.—gg.

Geschenke:

Unser verewigter Landsmann, Markus Pernhart, von welchem der Geschicht-Verein vor wenigen Monaten mit dem schönen Gemälde, das „Olsa-Thor in Friesach" beschenkt worden ist, hat diesen auch noch letztwillig mit einem Legate bedacht. Als solches wurde am 20. April d. J. dem Vereine ein Bild Pernhart's, eine wunderliebliche Ansicht des Schlosses Loretto am Wörther-See, aus der Nähe von Sekirn seeseits aufgenommen, zugestellt. Es ist insbesondere durch treffliche Beleuchtung der Wasserfläche und naturwahre Behandlung des wolkenbedeckten Firmamentes ausgezeichnet und stammt wahrscheinlich aus der letzten Thätigkeits-Periode des heimgegangenen Meisters. —

Durch ein ähnliches Geschenk hat der akademische Porträt- und Historien-Maler, Herr Ignaz Pretzegger, ein Steiermärker von Geburt, aber seit längerer Zeit in Klagenfurt lebend, vor Kurzem den Geschicht-Verein erfreut. Er verehrte demselben ein von ihm gemaltes Bildniß des verstorbenen Vereinsdirektors Gottlieb Freiherrn von Ankershofen, welches durch Aehnlichkeit wie durch künstlerische Ausführung gleich werthvoll und ausgezeichnet ist und besonders in ersterer Beziehung um so größere Anerkennung verdient, da dem Künstler, der den verewigten Freiherrn persönlich kaum gekannt hatte, nur eine Photographie desselben als Originale zu Gebote stand.

Der hohe Landes-Ausschuß beschenkte den Geschicht-Verein, über dessen Ansuchen, mit einem alten Geschützstücke, einem eisernen sogenannten „Doppelhaken" aus dem 17. Jahrhunderte, sammt wohlerhaltener Lafette; nebst den beiden im Spätherbste vorigen Jahres von Herrn Grafen Alwig von Khevenhüller-Metsch erhaltenen Rüstungen aus der Veste Osterwitz, die interessanteste Erwerbung, welche der Waffensammlung des Vereines in neuerer Zeit zugekommen ist. —

Statistische Notizen und Marktberichte.

(Postverkehr in Oesterreich 1869.) Der Gesammtbriefverkehr erreichte 125,231.478 Stück, d. i. um 11,576.478 Stück oder 9·8% mehr als 1868. Die Briefpost trug 4,799.120 fl. Vom 1. October bis Ende 1869 wurden 2,750.957 Stück Correspondenzkarten verbraucht. Der Gesammtzeitungsverkehr betrug 38,670.799 Stück, um 64.877 Stück weniger als 1868. Der Fahrpostverkehr beförderte 16,423.738 Stück im Werthe von 2.536,476.957 fl. Das Mehr gegen 1868 beträgt 879.501 Stück, das Erträgniß 3,595.870 fl. Postanweisungen wurden 992.117 Stück im Werthe von 17,640.650 fl. gegen 449.992 Stück mit 7,874.470 fl. umgesetzt. Von 235.406 Reisenden wurden 627.890 fl. eingenommen. Die Geldbewegung betrug 47,246.330 fl., um 12,600.000 fl. mehr als im Vorjahre. Die Gesammteinnahmen betrugen 1869: 10,028.760 fl., die Gesammtausgaben 8,116.760, mithin das Reinerträgniß 1.912.000 fl. oder 19% der Bruttoeinnahmen. (Austria.)

(Oesterreichische Telegraphenstatistik.) Gegen Schluß des Jahres 1869 bestanden in Oesterreich 7831·4 Meilen Drathleitung und 938 Stationen im Betriebe. Befördert wurden 2 524 288 Depeschen, wofür 1,851.812 fl. eingenommen wurden, was einer Steigerung von 427.830 fl. oder 30% entspricht. Die Gesammteinnahmen betrugen 2,338.132 fl., die Gesammtausgaben 2,307.936 fl. (Austr.)

(Rübenzuckerindustrie.) 1870 gelangten in Oesterreich, mit Ausschluß von Ungarn, 20,497.010 Centner Rüben zur Erzeugung von Zucker zur Anmeldung. Die Zuckerproduction betrug circa 3½ Millionen Zollzentner und wurden hievon 468.209 Zentner exportirt. (Epoche.)

(Production der Edelmetalle.) Für das Jahr 1800 schätzt man die Gesammtproduction der Edelmetalle auf 44.800 ℔ Gold im Werthe von 20,852.000 Thaler und 1,800.000 ℔ Silber im Werth von 54 Millionen Thaler. Für das Jahr 1868 wird sie mit 410.000 ℔ Gold im Werthe von 190,650.000 Thaler und 3,100.000 ℔ Silber im Werthe von 93 Millionen Thaler angegeben. Die Goldproduction hat sich daher vom Jahre 1800 bis zum Jahre 1868 dem Gewichte nach um 730%, die Silberproduction dagegen nur um 172% vermehrt; dem Werthe nach hat jene um 950 und diese um 136% zugenommen. Im Jahre 1500 erhielt man für 1 ℔ Gold 10½ ℔ Silber, hundert Jahre später 11·6 ℔, 1650 schon 13 ℔, fünfzig Jahre später 14·9 ℔, 1750 14·93 ℔, 1800 15·42 ℔ und 1850 15·8 ℔. Bis zum Jahre 1855 steigerte sich der Werth des Silbers bis auf 15·27 ℔ für 1 ℔ Gold. Seitdem erhält man wieder mehr Silber für 1 ℔ Gold, 1869 15·61 ℔. (Aus der Natur.)

(Militärische Beinstatistik.) Die Zahl der bein- und armlosen Soldaten, welche gegenwärtig in den Pensionslisten der Vereinigten Staaten aus der Zeit des vierjährigen Bürgerkrieges verzeichnet stehen, ergiebt folgende jetzt leider auch für uns ein näheres Interesse bietenden Ziffern: es haben beide Beine verloren 42, ein Bein 4627, einen oder beide Arme 5006 und einen Arm und ein Bein 21. (Epoche.)

Eisen- und Bleipreise
im Mai.

Der Eisen- und Bleimarkt behauptet auf den deutschen Plätzen und in Oesterreich fortwährend gute Haltung. Hier sind es besonders die Maschinenindustrie, Eisenbahnbauten und in jüngster Zeit auch der Schiffsbau, welche den Eisenbedarf auf der alten Höhe erhalten und für Kärnten auch Bestellungen in Bessemerstahlschienen und Schiffseisen einbrachten. Eisen wird notirt der Zoll-Zentner zu Köln: Holzkohlen und Spiegeleisen fl. 2·40—3 fl. Cokesroheisen raff. fl. 2·13, graues fl. 2·25, Stabeisen grobes fl. 5·75—7 fl. Oberschlesien: Cokesroheisen fl. 2·15, Holzkohlenroheisen fl. 2.43 Stabeisen geschmiedet 6 fl., gewalzt fl. 4·75. Blei zu Köln: Hartblei fl. 9·38. Raff. Weichblei fl. 9. 38—9. 88, Clausthaler ab Hütte fl. 9·63. Tarnowitzer ab Hütte fl. 8·50 Casse bezahlt. Berlin Harzer fl. 9·63 sächsisches fl. 9.38, schlesisches fl. 10 spanisches fl. 12—12·75. In Kärnten blieben die Eisen- und Bleipreise wie im April.

Getreidepreise vom April und Anfang Mai 1871.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt April:	5.91	4.02	3.23	1.94	3.66	3.07
„ am 20. Mai	5·88	3.93	3.58	1.74	3.68	3.08
Pest	5.95	3·44	2.24	2.74	—	2.89
Wiener-Neustadt	6 10	3.80	2.85	2.55	—	3.25
Wels	6.13	4.12	3.33	2.04	—	3.50

Klagenfurter Lebensmittel-Durchschnittspreise.

1 W.-Pf.	Rindschmalz	Butter	Speck geselcht,	roh.	Schweinschmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	54	45	48	40	46	3·1/6

1 Pfund Rindfleisch 26—28 kr.; 1 Pfund Kalbfleisch 28—30 kr.
1 Klftr. Brennholz 12" lang, hartes fl. 4.40—4.50, weiches fl. 3.00—3.50
1 „ „ 30" „ weiches fl. 5.80—6.00
1 W.-Zentner Heu, mindeste Qualität fl. 1.00 beste 1.55.
1 „ Stroh, „ „ „ 1.20., „ 1.40.
Silberagio: April 122.47, vom 1. bis 23. Mai 122. 53.

Inhalt.

Redaction: Leodegar Canaval und A. Ritter v. Gallenstein.
Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geschichtvereine und naturhistorischen Landesmuseum in Kärnten.

№ 6 Einundsechzigster Jahrgang. 1871

Der deutschösterreichische Botaniker Franz Unger.

Im Februar des vergangenen Jahres brachten die Tagesblätter die traurige Kunde von dem Tode des hochgeachteten Professors der Botanik Franz Unger in Graz. Es entspann sich in den Zeitungen ein lebhafter, zum größten Theile von Aerzten geführter Wettstreit über seine auch heute noch nicht ganz aufgeklärte Todesart, da er eigentlich kaum krank zu nennen war, nur in den letzten Tagen vor seinem Tode an hexenschußartigen Erscheinungen litt, sich am 12. Februar besser fühlte und nur wegen üblen Wetters Abends nicht ausging, des andern Morgens aber todt im Bette gefunden wurde. Bei der gerichtlichen Untersuchung fanden sich an der Stirne und rechten Seite des Halses Quetschverletzungen vor, welche die Möglichkeit einer gewaltsamen Todesursache nicht ausschlossen, doch lautete das gerichtsärztliche Gutachten auf natürlichen Tod, ebenso jenes der Wiener medicinischen Facultät nach Einsicht sämmtlicher Gerichtsakten. Damit war die Sache erledigt.

Es ist nichts geeigneter, zur Nacheiferung anzuregen, als das Leben großer Männer von kleinen Anfängen bis zur gewaltigen Entfaltung ihrer ganzen Geistesmacht zu verfolgen. Soeben hat eine ausführliche Lebensgeschichte Unger's die Presse verlassen, unter dem Titel:

„Leben und Wirken des Naturhistorikers Doctor Franz Unger, Professors der Pflanzen-Anatomie und Physiologie. Verfaßt von Professor Dr. Alex. Reyer im Auftrage des Vereines der Aerzte in Steiermark. Graz 1871. Leuschner & Lubensky." 8°, 100 S.

Da nun Unger von väterlicher Seite aus Wolfsberg im Lavantthale stammte, wo seine Familie ein Braugewerbe betrieben hatte und seine Forschungen in gar mancher Hinsicht Kärnten ganz besonders zu Statten kamen, wenn er auch nur vier Schriften veröffentlichte, welche unser Land allein betreffen, so glauben wir berechtigt zu sein, an der Hand obiger Lebensgeschichte hier das Leben und die geistige Entfaltung Unger's auszugsweise in kurzen Umrissen anzudeuten, um so mehr, als Unger einer der in Oesterreich nicht gar häufigen Gelehrten war, welche für den geistigen und sittlichen Fortschritt der Menschheit Thatsächliches leisteten.

Geboren wurde Franz Unger am 30. November 1800 auf dem Gute Amthof bei Leutschach in Süd-Steiermark; er besuchte in Graz das Gymnasium, das damals nur aus sechs Classen bestand, betrieb dann von 1817 bis 1821 philosophisch-juridische Studien, bis seine Vorliebe für die Naturwissenschaften siegte und er von seinem Vater die Erlaubniß erhielt, in Wien Medicin zu studiren. Im Herbste des Jahres 1821 reiste er mit seinem Freunde, dem Dichter K. G. v. Leitner, die Botanisirbüchse am Rücken, über Leoben und Maria Zell, wo er die Besichtigung der berühmten Schatzkammer verschmähte, da er keine Freude an „altem Gerümpel" habe, nach Wien, wo er den ersten medicinischen Jahrgang vollendete.

Im Jahre 1822 wollte Unger an dem Befreiungskriege der Griechen vom türkischen Joche in schwärmerischer Begeisterung als Feldarzt theilnehmen, wurde aber von dieser durch das Studium der Alten genährten Verirrung, welches auch die Verwechslung der heutigen Neugriechen mit ihren Ahnen zur Folge hatte, glücklicherweise durch einen väterlichen Freund zurückgehalten.

In Gesellschaft seines Freundes Draut, eines Siebenbürger Sachsen, unternahm Unger im Herbste 1823 seine erste große Reise nach Deutschland ohne Erlaubniß und Geleitschein der österreichischen Behörde. Er besuchte Leipzig, Halle, Jena, Hamburg, Berlin, Rostok, Stralsund und Rügen, lernte das deutsche Studentenwesen kennen und verkehrte mit bedeutenden Männern. Sein noch erhaltenes Tagebuch seines Aufenthaltes auf Rügen beweist, daß er im Alter von 23 Jahren warm für Deutschland empfand, rastlos thätig war und für unbekannte Erscheinungen allsogleich nach einer Erklärung suchte, daß er die Dichter seines Volkes wohl kannte, in der Zeichnenkunst und Malerei kein Neuling war und daß eine schwärmerisch-fromme Anschauung sein Wesen

beherrschte. Er sammelt den weißen Kreidefelsen Rügens entlang Meeralgen und Versteinerungen. Er durchstreift Hertha's heiligen Buchenhain und besieht sich den deutschheidnischen runenbeschriebenen Opferblock von Syenit auf der Höhe von Qualitz.

Als Unger im Spätherbste 1823 nach Wien zurückkehrte, blieb er nicht lange unbeanständet. Durch seine damals verpehmte Burschentracht, seine langen fliegenden Haare, seinen Vollbart und gewaltigen Knotenstock forderte er geradezu die Empfindlichkeit der Polizei in die Schranken. Seine Reise nach Deutschland wurde ruchbar. Man bekreuzte sich und witterte jungdeutsche Umtriebe, Geheimbündelei und Vaterlands-Verrath. — Unger wurde verhaftet und im Polizeihause gefangen gesetzt, woselbst er durch 7 Monate mit einem Schwärzer seine Zelle theilen mußte und endlich wegen Mangel eines Thatbestandes entlassen wurde. Man fürchtete damals besonders die politischen Wissenschaften und steckte sie in die Zwangsjacke. Die überwältigende Macht der Naturwissenschaften kannte man nicht. Man ebnete ihnen die Wege. — Während seiner Gefangenschaft liest er das Verschiedenartigste, doch meist Naturgeschichtliches, treibt englische, italienische und französische Schöngeisterei und hat stets frische, sowol phanerogame als kryptogame Pflanzen im Zimmer, die ihm seine Freunde, besonders Anton Sauter, bringen und die er beobachtet.

Am 6. September 1827 erhielt Unger den medicinischen Doctorgrad und veröffentlichte seine beiden ersten Schriften, von denen die Inaugural-Dissertation „Anatomisch-physiologische Untersuchung über die Teichmuschel" von naturphilosophischen Denkspielen strotzt, denen unsere Zeit glücklicherweise entwachsen ist, die aber eine ganze vorangegangene Generation beherrschten. Seine zweite Schrift: „Die Metamorphose von Ectosperma (Vaucheria) clavata" wurde jedoch der Ausgangspunkt seiner literarischen Thätigkeit. Es war ihm schon gelungen, die Schwärmsporen derselben aufzufinden.

Im Spätfrühlinge des Jahres 1830 kam Unger nach Kitzbüchel in Tirol als Landesgerichtsarzt. Es umgab ihn dort eine große reiche Alpennatur, eine herrliche Flora und ein vielgegliederter Boden. In seiner Nähe lagen die Kohlenflötze von Häring. Er beschäftigt sich mit Blattpilzen, die er als Exantheme betrachtet, mit algologischen und physiologisch-anatomischen Untersuchungen und auch noch mit naturphilosophischen Spielereien; so soll im grünen Schnee (Protococcus viridis) das Lich

eine mehr irdische Organisation angenommen haben, während sich im rothen Schnee (Protococcus nivalis Ung.) eine höhere Begeisterung der Materie ausspreche. Der Pflanzenleib sei gleich dem Thierleibe aus Wirbeln aufgebaut, deren jeder einzelne die Kugel bedeute. Das Zell- und Spiralgefäß-System seien parallele Wirbelsäulen! Er macht aber auch die wichtige Beobachtung, daß die von Breidel als Catoptridium smaragdinum beschriebene, in Erdhöhlen wachsende und leuchtende Alge nur der Vorkeim des Laubmooses Schistostega osmundacea sei und das Leuchten nur durch Zurückwerfung des von außen kommenden Lichtes durch die kuglichen saftreichen Zellen entstehe.

Am 2. November 1835 wurde Unger zum Professor der Botanik und Zoologie und zum Director des botanischen Gartens am Joanneum zu Graz ernannt, welche Stelle er bis zum Jahre 1849 bekleidete. Er hielt am 7. März 1836 seine Eröffnungsrede „Ueber das Studium der Botanik". Er entrollte die Pflanzenbilder verschiedener Erdstriche, setzte den gegenseitigen Einfluß von Pflanze und Mensch auseinander, flüsterte von Blumensymbolen, von der geheimnißvollen, liebeathmenden Pflanzenwelt. Er behandelte die geschichtliche Entwicklung der Botanik und erwähnte, daß seit den Zeiten des klassischen Alterthums unsere Kenntniß des Pflanzenschatzes sich um mehr als das sechzigfache vermehrt habe. Er sprach es mit Stolz aus, daß die Deutschen alle Völker der Erde zur einzig wahren und lauteren Quelle aller Erkenntniß zurückgeführt haben, zum Studium der Natur! Die vierjährigen in Kitzbüchel gesammelten Erfahrungen legte Unger in dem 1836 in Wien erschienenen, Aufsehen erregenden Buche „Ueber den Einfluß des Bodens auf die Vertheilung der Gewächse" nieder, welches Werk ein Denkmal der vielseitigsten Kenntnisse des Verfassers ist, sowie seiner Begeisterung für die Naturwissenschaften und der höchsten Ausdauer im Forschen und Untersuchen. Kalk, Granit und Thonschiefer habe jeder seine eigenen Pflanzen, welche in bodenstete, bodenholde und bodenvage eingetheilt werden.

Am 8. März 1837 hielt Unger abermals eine Eröffnungsrede der Vorlesungen: „Ueber die Schwierigkeiten und Annehmlichkeiten des Studiums der Botanik". Er betonte den großen Umfang und die erdrückende Formenfülle des botanischen Materiales, die Nothwendigkeit großen Aufwandes an Geld und Zeit zu Ausflügen, Reisen, für Herbarien, Bücher und Abbildungen; dennoch lerne man dadurch erst die Buchstaben kennen, es bilde die Vorschule.

Zu den Annehmlichkeiten zählt er den Umgang mit der Natur, die Durchforschung von Höhe und Tiefe, die Befriedigung der Lust nach Neuem und Unbekanntem, den Genuß der Erinnerung, die Reinheit und Dauerhaftigkeit dieses Vergnügens und die gewonnene Aufklärung und Vertiefung des Geistes.

1840 erschien in Petersburg eine gekrönte Preisschrift „Ueber den Bau des Dikotyledonenstammes“ und die erste phytopaläontologische Arbeit „Ueber ein Lager vorweltlicher Pflanzen auf der Stangalpe in Steiermark“, welche Kärnten insofern nahe berührt, da der Fundort hart an der Grenze liegt und ein Theil der Arten auch in dem nach Kärnten übersetzenden Steinkohlengebiete sich findet. Im gleichen Jahre wies er in den „Naturhistorischen Bemerkungen über den Lindwurm zu Klagenfurt“ den Zusammenhang dieses Steinbildes mit dem damals auf dem Klagenfurter Rathhause, jetzt im naturhistorischen Landesmuseum aufbewahrten Schädel des fossilen Nashorns Rhinoceros tichorhinus nach, riß dadurch ein gutes Stück Aberglauben nieder und zog einen glücklichen Schluß auf die Entstehung der Lindwurm- und Drachen-Sagen.

Kein Jahr verging von nun an, ohne daß nicht eine oder die andere Arbeit über urweltliche Pflanzen, meistens von österreichischen Fundstätten, erschienen wäre. 1842 schreibt er „Ueber die Untersuchung fossiler Stämme und holzartiger Gewächse“. Nicol und Pritchard verfertigten in England zuerst durchsichtige Plättchen versteinerter Hölzer zur mikroskopisch n Untersuchung. Unger versuchte sie darzustellen, hatte aber erst nach hundertfachen Versuchen Erfolg.

Ein leiser naturphilosophischer Nachklang ertönt noch aus dem Titel der 1843 herausgegebenen berühmten Schrift: „Die Pflanze im Momente der Thierwerdung“, seinem Freunde, dem ausgezeichneten österreichischen Botaniker Franz Endlicher, gewidmet. Es findet sich darin die hochwichtige Entdeckung des Wimper- und zugleich Bewegungsapparates der Spore. 1845 faßte Unger die bis dahin bekannten 1648 fossilen Pflanzenarten, davon 249 von ihm selbst beschrieben, in der „Synopsis plantarum fossilium“ zusammen und vollendete die für jeden Phytopaläontologen unentbehrliche „Chloris protogæa“, ein Prachtwerk in Folio mit Abbildungen. — 1847 erschien Unger in der Liste der wirklichen ordentlichen Mitglieder der zu Wien neugegründeten Akademie der Wissenschaften. Das Jahr 1848,

welches vielen Arbeiten Halt gebot, beirrte Unger nicht in seinen Forschungen.

Die Berufung Unger's als Professor der Pflanzen-Anatomie und Physiologie an die Wiener Universität im Jahre 1849 war der zweite glänzendere Wendepunkt in seinem Leben, obwol er sich dort nie recht heimisch fühlte und ihm Wien den Eindruck einer Wüste machte, bis die großen Hilfsmittel der Hauptstadt ihre Anziehungskraft auch auf ihn übten. Die „Genera et species plantarum fossilium" dieses Jahres sind eine Erweiterung der Chloris protogæa. Die Zahl der fossilen Pflanzen ist von 1648 Arten auf 2421 angewachsen, von denen er selbst 645 beschrieben hatte. In vier Jahren war die Artenzahl also um ein Drittel gewachsen.

Im Jahre 1851 erschien in Großquerfolio „Die Urwelt in ihren verschiedenen Bildungsperioden", mit deutschem und französischem Texte. Vierzehn Vegetationsbilder der Vorwelt, für die er 1845 den gelehrigen Grazer Maler Kuwasseg gewann, den er erst in die verschiedenen Formen der jetzigen Pflanzenwelt einführen und dann erst mittelst schlecht erhaltener Bruchstücke mit den Formen der Vergangenheit vertraut machen mußte. Dieses Werk ist unstreitig dasjenige, welches ihn am meisten als Wohlthäter der Menschheit erscheinen läßt. Sind auch seine gelehrten Werke wichtiger, so tragen sie, ihres geringeren Leserkreises wegen, doch weniger dazu bei, die allgemeine Menschenbildung zu heben. Die Urweltbilder fanden binnen weniger Jahre ihren Weg in alle Zonen und thaten ihre aufklärende Wirkung. Unger selbst hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß zur Darstellung von Vegetationsbildern der älteren Perioden die Einbildungskraft ungebührlich in Anspruch genommen werden müsse. Manches wird die fortschreitende Wissenschaft an diesen Bildern ändern, Vieles aber wird davon stehen bleiben, da es ewige Wahrheit ist. Lücken werden ausgefüllt, Einzelheiten eingezeichnet werden — der Größe der ersten Idee und Ausführung wird dadurch nichts benommen sein. Der ästhetische Werth der Urweltsbilder ist allgemein anerkannt worden — ihr wissenschaftlicher ist bedeutend, ihr volksbildender unermeßlich. Das Gesammtwerk ist, wie Mohl sich ausdrückt, ein Gedicht, eine lyrische Didaktik, geeignet, Unger's Namen in die Welt zu tragen, weit mehr als alle möglichen wissenschaftlichen Arbeiten. Schleiden, der ungern Anerkennende, gibt den Nutzen dieser Bilder für den Unterricht lobend zu. Baillière in Paris bestellt 12 Exemplare und sagt Unger die nach französischer Auffassung höchste Schmeichelei,

daß er sogar in Frankreich ein berühmter Name geworden. — Im Jahre 1852 wurden diese Bilder in Farben als Nebelbilder dem großen Publikum unter ungeheuerem Andrange gezeigt. 1857 wurde eine zweite Auflage veranstaltet. 1859 machten die Bilder in Hydrooxygengas-Beleuchtung die Runde durch Europa. Allenthalben wurden Nachbildungen im Großen und Kleinen angefertigt und der Verleger klagt, die Urweltbilder seien bereits vogelfrei, was vom Standpunkte der Aufklärung aus freilich ein sehr günstiges Zeichen der Zeit ist. 1861 erscheinen sie auf der großen allgemeinen Ausstellung in London. 1862 fügte Unger zwei neue Bilder hinzu, bestimmt, Lücken der ältesten Zeit, die Silurische und Devonische Periode, auszufüllen. Wir müssen hinsichtlich der Schilderung der Tafeln auf das Werk selbst oder auf sein „Leben und Wirken" verweisen und erwähnen nur, daß das letzte der Bilder nicht unserem europäischen Klima entnommen ist. Es stellt eine paradiesische Landschaft vor, in welcher der Mensch in seiner jetzigen Vollkommenheit auftritt. Unger würde, hätte er länger gelebt, sicherlich auch dieses Paradiesbild der Wahrheit gemäß geändert haben; wiederholt sprach er es in den letzten Jahren aus, daß der Mensch nicht anders, denn als tiefstehender Wilder zuerst in die Erscheinung getreten sein könne, allerdings unter dem Einflusse und Schutze eines subtropischen Klima's.

In's Jahr 1852 fällt Unger's Reise nach Dänemark, Norwegen und Schweden. Ueber Hamburg und Kiel reist er nach Kopenhagen. Von Nyborg fährt er nach Christiania. In einer Carriole selbst kutschirend, erreicht er Trondhjem, erschaut in einer Schlucht die Linnæa borealis mit ihren weißen Zwillingsglöckchen und wirft ihr einen Kuß zu. Von Trondhjem geht er zur See nach dem stockfischduftenden Bergen, wo die zwölfjährige Tochter des Zoologen Koren, aufgefordert, ihn in deutscher Sprache anzureden, ihn erröthend und zagend mit den Worten begrüßt: „Wie befinden Sie sich?" Unger geräth über die heimischen Laute des Kindes in solches Entzücken, daß er ihm um den Hals fällt. Das sei übrigens der einzige Kuß gewesen, den ihm eine Norwegerin abgelockt! Unger besuchte noch Stockholm und Upsala. Ein einziges Schriftchen über diese Reise: „Linné's Museum in Hammarby" erschien im nächsten Jahre.

Dieses Jahr brachte „Botanische Briefe", welche in gefälliger, theilweise poetischer Darstellung den anatomisch-physiologischen Theil der Botanik behandeln. Die dichterische, alles personificirende Weise Unger's ist charakterisirt durch folgenden Satz: „Der die Pflanzen be-

seelende Genius, durch eine beinahe unbegrenzte Zeit vorausblickend, kam, als noch keines Menschen Fuß die Erde betrat, seinen spätesten Interessen entgegen!" (Durch Anhäufung von Kohlenmassen in der Erde nämlich.) Aus dieser und ähnlichen Stellen haben dann Tröpfe gefolgert, daß er der Vielgötterei huldige.

Im „Versuch einer Geschichte der Pflanzenwelt" schuf Unger ein umfassendes Bild des Lebens und des Bestandes der Pflanzen durch alle Zeiten und alle Metamorphosen, so daß die Pflanzenwelt der Gegenwart nur als deren einstweilig letztes Moment erscheint. Das Trümmerwerk der Vorwelt gebe einen Ueberblick der Geschichte des Gewächsreiches. Es weise zwar viele Lücken auf, aber es scheine kein wesentliches Glied zu fehlen. Die Unveränderlichkeit der gegenwärtigen Pflanzenarten sei illusorisch, nichts habe Bestand als die Veränderlichkeit, aber die Veränderungen in geschichtlicher Zeit seien kaum nennenswerth; man müsse das Geschlechtsbuch längst vergangener Jahrtausende aufschlagen; die im Laufe der geologischen Zeiträume auftretenden neuen Arten finde man dann im organischen Zusammenhange, die jüngeren aus den älteren entstanden. — Unger hat diese Sätze lange vor der Zeit niedergeschrieben, in welcher Darwin's Schriften bei uns bekannt wurden. Bronn's Uebersetzung ist erst vom Jahre 1860. — Diese Geschichte der Pflanzenwelt erweiterte den Gesammtgehalt der menschlichen Kenntnisse. Die Behandlung von Fragen, wie sie dieses Werk stellte und beantwortete, ist die erhabenste Beschäftigung des menschlichen Geistes und der höchste Genuß des Gelehrten.

Die 1855 erschienene „Anatomie und Physiologie der Pflanzen", gestützt auf fortlaufende Forschungen von fast 30 Jahren, ist ein Weiterbau der Aphorismen des Jahres 1838 und der Grundzüge des Jahres 1846. Martius schreibt: Unger habe sich einen Denkstein in der Geschichte der Wissenschaft gesetzt. Die „Pflanzenreste im Thonmergel des Kohlenflötzes von Prävali in Kärnten" gehören der Tertiärformation und der subtropischen Flora an. Ein taxusartiges Nadelholz und eine lindenblättrige Büttneriacee herrschen vor. Mächtige Fächerpalmen gediehen damals in unserem jetzt so rauhen Klima.

Das Jahr 1856 wird gekennzeichnet durch unberechtigte, oft rohe Angriffe von Dunkelmännern gegen Unger. So lange derselbe seine Werke nur für den kleinen Kreis der Gelehrten eingerichtet hatte, fand man nichts an ihm zu bemängeln. Als er aber für weitere Kreise verständlich

zu schreiben begann, da schleuderte man Verdächtigungen gegen ihn und ging bald zu scharfen Angriffen über. Unger sei der Verderb der Jugend, er stelle Grundsätze auf, welche das pantheistische Gift enthalten; für Unger, den Professor an der Wiener Hochschule, sei der Mensch ein nothwendiges Naturprodukt, wie eine Käsemilbe. Unger würde wahrscheinlich gleichgiltig geblieben sein, aber er konnte sich nicht verhehlen, daß man ihn als einen gemäßigten, äußerlich stillen Mann auserlesen habe, um die Naturwissenschaften überhaupt zu befehden. — Diese ungeschickten Angriffe erregten allgemeinen Unwillen. Er erhielt Briefe der Theilnahme, der Entrüstung und der Rathschläge aus Oesterreich und Deutschland. Es scheine, als ob in Oesterreich die Mächte der Finsterniß losgelassen würden. Uebrigens traten zu jener Zeit in Deutschland ähnliche Erscheinungen zu Tage. Es wird gehofft, daß die Staatsanwaltschaft als Rächer dieser maßlosen Verunglimpfung auftreten werde, was sie nicht that, da Unger's Klage wegen Ehrenbeleidigung gegen die Kirchenzeitung vom k. k. Landesgerichte Wien am 1. März 1856 wegen Mangels des Thatbestandes einer strafbaren Handlung zurückgewiesen wurde. — Die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt, welche sich mit bedroht und beleidigt fühlte, brachte Unger bald über seine persönlich verletzten Gefühle hinweg.

In „Botanische Streifzüge auf dem Gebiete der Culturgeschichte", a) Nahrungspflanzen der Menschen, werden selbe eingetheilt: in mehlgebende (Getreide, mehlige Wurzeln und Knollen, Sago), in ölhältige (Oelfrüchte, Oelpalme, Erdmandel), in zuckerhältige (Zuckerrohr, Runkelrüben, Dattel, Banane, Ananas, Feige); in pflanzensäurehältige (unsere und fremde Obstsorten), und in salzhältige (die meisten Gemüse, Kohlpalme u. s. w.); b) die Pflanze als Erregungs- und Betäubungsmittel führt auf den Reben-, Palmen- und Branntwein, Thee, Kaffee, Haschisch, Mohn und Opium, Betel, Coca, Tabak u. a.

Zu Anfang des Jahres 1858 unternahm Unger seine Reise nach Egypten und Syrien. Er hatte die nordischen Ideen für immer aufgegeben, da er warme Luft für seine Brust zuträglicher fand. Auf einer bequemen Nilbarke fuhr er von Kairo nilaufwärts und war am 24. März in Assuan, wo er bereits 30° Wärme im Schatten traf. Er hatte sich eben um zwei Monate zu spät nach Egypten aufgemacht. Am folgenden Tage befand er sich oberhalb der Nilschwelle; ringsum der gebirgsseeartig aufgestaute Nil, dahinter die schwarze zerklüftete

Syenitwildniß, über Allem der wolkenlose, lichtdurchglühte Himmel. Unger besuchte Alles: die alten Tempel und Paläste, die Hütten der koptischen Bauern, die Wüstenhügel und Wüstenthäler in Ost und West. Fünf Abhandlungen waren das wissenschaftliche Ergebniß der egyptischen Reise: „Der versteinerte Wald von Kairo". Verkieselte Baumstämme, **Nicolia ægyptiaca Ung.** „Die Pflanzen des alten Egyptens", nach hieroglyphischen Abbildungen überzeugend entwickelt. Alles hat Egypten vor Tausenden von Jahren schon besessen, wie heute. Papyrus, Nelumbium und Lotos seien allerdings verschwunden, aber nicht weil Boden und Klima sich veränderten, sondern weil alle sonstigen Verhältnisse andere geworden seien. Er untersuchte altegyptische ungebrannte Ziegel von El-Kab, Daschur und Ramses und fand darin Reste von Nutzpflanzen, Unkräutern, wilden Bäumen und Sumpfpflanzen, mit den heutigen übereinstimmend. Die Vegetation Egyptens hat sich also seit 4000 Jahren nicht verändert, Holzarmuth habe schon damals geherrscht.

Von Egypten fuhr Unger nach Syrien, begleitet von dem alten erprobten Suriàn, einem syrischen Christen, unter dessen Leitung er geborgen war. Nur Eines konnte auch Suriàn nicht ändern, die großen Beschwerlichkeiten einer in der heißen Jahreszeit über Berge und durch wüste Strecken gemachten Reise. Er durchzog den Libanon, besuchte Damaskus und Baalbek und kam am 22. Mai nach Beirut zurück, von wo er über Cypern und Smyrna heimkehrte.

1860 machte Unger eine größere Reise nach den jonischen Inseln und einem Theile Griechenlands, deren Ergebnisse zwei Jahre später veröffentlicht wurden.

Der am 29. Februar 1860 im Ständehause zu Wien von Unger gehaltene Vortrag „Ueber die versunkene Insel Atlantis" fand Weltverbreitung. — Unger fand in den Braunkohlenlagern der mittleren Tertiärzeit viele Pflanzen, welche nach Amerika als Stammland hinweisen, weil ihre Verwandten derzeit dort noch leben, Ambra- und Tulpenbäume, Taxodien, Robinien; auch die Ahorne, Eichen, Pappeln, Föhren und Taxus den jetzigen nordamerikanischen Arten am nächsten stehend. Amerika habe noch heute den Molassencharakter in seiner Vegetation und Europa stand damals mit ihm in fester Verbindung, wurde dann davon abgetrennt und trat in andere Verhältnisse und Entwicklung.

In ähnlicher Weise wies Unger am 19. Februar 1861 in seinem Vortrage „Neu-Holland in Europa" nach, daß die eocenen Lagerstätten vorherrschend Arten enthalten, deren Verwandte heute in Australien

und den oceanischen Inseln leben. Eucalypten, Santeln, Casuarinen, Podocarpen, Acacien seien in den fossilen Floren von Häring und Sotzka eben so vertreten, als sie es im heutigen Australien sind. Europa müsse damals über Asien und die Sundainseln mit Australien in Verbindung gestanden haben. Die Pflanzenwelt habe sich, während allenthalben die klimatischen Verhältnisse ähnlich waren, von einzelnen Centralpunkten im Verlaufe von Myriaden wandernd, nach allen Richtungen verbreitet. — Das „Vaterland" erwähnt diesen Vortrag und nennt ihn elegant und poetisch, durch welch' letzteren Ausdruck wol die Myriaden von Jahren ins Bereich der Phantasie verwiesen werden sollen.

Im Jahre 1862 unternahm Unger eine Reise nach Cypern, deren Ergebnisse erst 1865 in Druck erschienen. Dafür kamen heraus: „Die wissenschaftlichen Ergebnisse einer Reise in Griechenland und den jonischen Inseln", welche 1860 gemacht wurde. Von Korfu fuhr Unger nach Ithaka und Syra, dann nach Athen. Im Innern Griechenlands und auf Euböa mußte er große Entbehrungen erdulden. Umfassende Sammlungen wurden gemacht, die Flora des Braunkohlenflötzes von Kumi aufgefunden.

Unter den Ereignissen des Jahres 1863 darf eine für jeden deutschgesinnten Mann betrübende Abmachung nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Unger's Schliffe fossiler Hölzer waren unübertrefflich. 1852 schon schrieb Beongniart aus Paris, ob er geneigt sei, dem Pariser Museum eine Sammlung von Schliffen abzutreten. Die kleinsten Proben würden kostbar sein. 1863 schrieb Beongniart wieder: Er wünsche Unger's Sammlung von Schliffen zu erwerben. In der That kam der für uns Deutsche schmerzliche und demüthigende Handel zu Stande. Unger hatte der österreichischen Regierung vergebens den Vortritt ausbedungen. Das Museum von Paris bewerkstelligte den Ankauf ohne Verzug. So wanderten 150 unschätzbare Schliffe Unger's ins Lager unserer Gegner um den armseligen Preis von 4000 Francs. Dazu muß noch bemerkt werden, daß sie dort begraben liegen, da die Franzosen sie nicht benützen, wol aber allen Fremden die Benützung verweigern.

Mitte Mai 1864 machte Unger seine erste dreiwöchentliche Reise nach Dalmatien und veröffentlichte: „Der Waldstand von Dalmatien einst und jetzt". Er weist nach, aus welchen südeuropäischen Bäumen der Wald zusammengesetzt war, sowie die Ursachen, durch welche er gänzlich verwüstet wurde. Die Ziegenwirth-

schaft verhinderte jeden Nachwuchs. Das Land wurde wasserarm und unfruchtbar.

Ende April 1865 begab sich Unger das zweite Mal nach Dalmatien. Die Reise erstreckte sich über ganz Dalmatien und endete am 6. Juni. Dieses Jahr brachte das Werk: „Die Insel Cypern", von Unger und Kotschy. Die Reisenden landeten in Cypern am 25. März 1862, als alles im vollsten Frühlingsschmucke stand. Die Flora, sowol Phanero- als Kryptogamen, wurde eingehend behandelt. Die Beschwerden der Reise waren mit jenen in Griechenland nicht zu vergleichen, da Cypern kein Land des Mangels ist. Die Bewohner fanden sie friedlich und gefällig. Dennoch herrscht derzeit geistige Oede und Entfremdung jeder Civilisation der Gegenwart.

Am 28. April 1866 ging Unger abermals nach Dalmatien. Er studirte die fossile Flora des Monte Promina und kehrte am 19. Mai nach Graz zurück. Der Herbst brachte seinen Entschluß, sich von der Lehrkanzel zurückzuziehen, zur Reife. Martius fragt mißmuthig, ob ihn die stumpfen Pfeile der Dunkelmänner so schwer getroffen hätten? Er solle muthig, wie zur Jugendzeit fortkämpfen. Der alte Reichenbach aber schreibt: Der bewegliche Unger dürfe nicht ausspannen, der „junge Herr" solle fortziehen am Weltkarren.

Das Lehrbuch „Grundlinien der Anatomie und Physiologie der Pflanzen" gibt die gedrängte Darstellung alles bisher auf diesem Gebiete Geleisteten, ein Spiegelbild des heutigen Standpunktes dieser Wissenschaft. „Die Inseln Curzola und Lacroma." Erstere hieß einst Corcyra nigra wegen ihrer dichten Nadelholzbestände, ist aber jetzt ebenfalls entwaldet und wasserarm. Lacroma bei Ragusa ist für das Studium des ursprünglichen Waldbestandes Dalmatiens hochwichtig, weil dort die Menschen, vorzüglich im südöstlichen Theile, wenig gehaust haben. Dichte Haine von Seestrandskiefern und Steineichen, baumhohe Wachholderarten, die baumartige Haide, Erdbeerbaum, Myrte und Tinus, bis in die Wipfel kletternd Smilax aspera, Lonicera etrusca und Epheu zaubern ein Urwaldbdickicht her. Unger's in Graz gehaltener Vortrag: „Steiermark zur Zeit der Braunkohlenbildung" entrollte das Bild der Steiermark in der Tertiärzeit. Es gab noch keine Alpen, nur mäßige Hügel. Das pannonische Meer bedeckte den östlichen und südöstlichen Theil des Landes, im südlichen Theile tief einschneidende Fjords, im oberen Mur- und Ennsthale große Landseen. Wahrscheinlich werde in nicht ferner Zeit bewiesen werden können, daß der Mensch

bereits in der Tertiärzeit, jener allenthalben ein paradiesisches Klima und eine gleiche Vegetation zeigenden Erdperiode aufgetreten sei. Aber er sei nicht als Ideal in die Erscheinung getreten, sondern erst sich losringend von der thierischen Form und Befangenheit, dem jetzigen niedrigst stehenden Wilden ähnlich. — Solche Vorträge waren für die Bildungsfähigen in Graz ein Bedürfniß geworden, nachdem die Berührung der Darwin'schen Theorie in seines Freundes Oscar Schmidt's Rectorsrede so ungebührlichen Lärm und solche Entstellung des Behaupteten hervorgerufen hatte. Unger hatte längst die Wichtigkeit der Darwin'schen Hypothese erkannt. Wenn er bewies, daß die Pflanze einem ununterbrochenen Umgestalten und Fortschreiten unterliege, so half er das Gleiche für das Thierreich feststellen.

„Die Insel Cypern einst und jetzt", ein ebenfalls in Graz gehaltener Vortrag bezeichnet Eingangs diese Insel als das Emporium des Culturzuges von Ost nach West. In Cypern sei nach und nach Alles fortgeflutet worden, was nicht felsige Grundfeste war. Völker, Religionen, Staatseinrichtungen, bürgerliche Verhältnisse, selbst das Kleid der Natur habe gewechselt. Alles sei gegenwärtig dort abgebraucht, abgelebt, verfallen. Die ersten Einwanderer fanden alles mit Nadelholz und Eichenwäldern bedeckt, reiche Gewässer, viel Regen. Der Wald fiel, das Getreide trat an dessen Stelle. Die Griechen folgten den Phöniciern. Der Cultus der Astarte ging in jenen der Aphrodite über. Das schöne Griechenthum wurde durch christlichen Glaubenseifer zerstört. Die ersten Kreuzzüge brachten völlige Verwüstung. Die Türkeneroberung 1571 brachte neue Barbarei. Kein Thau falle, im Sommer versiegen die Quellen.

Im Mai 1867 reiste er mit Oscar Schmidt das vierte Mal nach Dalmatien, besichtigte das Braunkohlenflötz von Siverich und unterrichtete sich nochmals auf das Genaueste über klimatische und andere Verhältnisse der Insel Lesina und wiederholte eindringlichst seine Ansicht, daß selbe der entsprechendste Ort in Oesterreich sei für Ueberwinterung Brustkranker und Schwächlicher. Die Insel sei vor Nordwinden ziemlich sicher und das Gedeihen der Dattelpalmen im Freien beweise für sich allein Alles. — Auch in diesem Jahre hielt Unger in Graz einen Vortrag: „Die Pflanze als Todtenschmuck und Gräberzier". Die Egypter hätten zum Todtencultus noch keine Blumen verwendet. Später habe man die Arbeit der Natur nachgeahmt und die Gräber bepflanzt. Die stummen Blumen passen für das Grab. Später kam es zur Aus-

wahl passender Pflanzen. Die Immergrünen boten sich von selbst als Symbol der Fortdauer. Es entstanden die Haine der Mohamedaner und Christen. Im Süden wurde die Cypresse, im Norden die Eibe, seit der Entdeckung Amerika's auch die Thuja verwendet, überhaupt die Nadelhölzer.

Erst am 14. August 1868 wurde Unger seiner Stelle als Professor der Botanik in Wien enthoben. Er zog sich bleibend nach Graz zurück. — Im Frühlinge war er abermals nach Lesina gezogen und hatte durch eigene Betheiligung die Gründung der Società igienica zu Stande gebracht. Möge diese klimatische Heilanstalt gedeihen!

Der geniale Selleny hatte sich unter Unger's Anleitung in die Vorwelt eingelebt. Da er alle Zonen der Erde durchreist und bereits Vegetationsbilder der Jetztwelt gemalt hatte, von denen eine meisterhaft ausgeführte australische Waldscene in Unger's Besitz war, gelang ihm die neue Aufgabe um so rascher und vollständiger. Die vorweltlichen Vegetationsbilder Selleny's, welche Unger besaß und in seinem Aufsatze: „Ueber geologische Bilder" beschrieb, versinnlichen: das eine den Pentelikon mit dem südafrikanischen Charakter seiner Flora und Fauna zur Stunde des Herannahens einer vernichtenden Umwälzung; das andere aber ein Todtenmahl der ein unstetes Leben führenden Ureinwohner Südeuropa's zur jüngeren Diluvialzeit, wo noch kein Anbau stattfand, der Mensch mit Steinwaffen kämpfte, mit Steingeräth arbeitete und Nashörnern, Urbären, Elken und Urochsen seinen Unterhalt abrang.

Am 22. Mai 1869 hielt Unger im naturwissenschaftlichen Vereine von Steiermark, als dessen Vorsitzender, die feierliche Schlußrede. Wie könne man gegen die Naturwissenschaften und ihre Lehrer zu Felde ziehen und gegen die Errungenschaften des Menschengeistes ankämpfen? Man verdamme das, was als erhebend und heilbringend erscheine und halte nicht ohne Uebel als unantastbare Wahrheit fest, was der menschliche Verstand längst in das Reich der Fabeln verwiesen habe. — Diese Rede ist eine Thronrede der Wissenschaft genannt worden. Sicherlich — Worte von zeitgemäßerer Wahrheit konnten nicht gesprochen werden. — Die wenigen Austritte aus dem Vereine fanden in den nächsten Tagen durch Massenbeitritte der Bewohner von Graz und vom Lande eine niederschmetternde Entgegnung.

Das Jahr 1869 brachte Unger viele Kränkungen durch die Art, wie die Besetzung der von ihm verlassenen Lehrkanzel behandelt wurde.

Sein Nachfolger im Lehramte schwang in seinen Vorlesungen über ihn die Geißel und behauptete, daß er in der Wissenschaft eher Uebles gestiftet habe.

Es gehörte bewundernswerther Muth dazu, den schwierigen Gegenstand der „Geologie der europäischen Waldbäume" in die Hand zu nehmen Aber die Zeit war gekommen und Unger hat es gewagt und unter dem Beifalle seiner Freunde die neue Bahn gebrochen. Die Wälder Europa's sind die gleichen geblieben seit der Zeit des Rennthieres, des Mammuths und des Höhlenbären. Aber der Wald, der dem unserigen ähnlich sieht, somit aus Laub- und Nadelbäumen besteht, reiche noch viel weiter zurück, als jene Thiere. Ordnung und Gesetz der Gegenwart dehne sich über die ganze Tertiärzeit aus. Wir erkennen den innigen Verband von jetzt und damals. Die Arten der Vorzeit seien allerdings meist andere als die unserer Zeit, man habe jedoch bereits Mittelglieder gefunden und könne den Satz aussprechen, daß die Arten der Jetztzeit von jenen der Urzeit abstammen. Ein Familienband verknüpfe sie.

Eine der letzten Arbeiten Unger's „Ueber Anthracitlager in Kärnten" mit 3 Tafeln Abbildungen von Pflanzenabdrücken bezieht sich auf unser Alpenland. Man trifft sie in dem Gebirgszuge zwischen dem Gail- und Kanalthale. Die Flora umfaßt 19 Arten, unter denen 10 Farne, aber keine Stigmarien und Sigillarien, und unterscheidet sich nicht von jener der Steinkohlenzeit. Durch Unger's Erklärung wurden schöne Hoffnungen vernichtet, da man auf Entdeckung von Steinkohlenlagern gerechnet hatte.

Die Nacht vom 12. auf den 13. Februar 1870 beschloß Unger's thatenreiches Leben.

Um Unger's geistigen Entwicklungsgang zu überschauen, müssen seine Schriften und Vorträge übersichtlich durchgegangen werden.

Wir finden unter ihnen eine erste naturphilosophische Gruppe, welche seinem frühesten Mannesalter angehört. Nicht Alle, welche wie Unger in ihrer Jugend der Sirene Naturphilosophie liebend in den Armen gelegen waren, haben sich so rasch und gründlich ihren Bestrikungen zu entziehen vermocht. Eine zweite, sehr zahlreiche, Gruppe, die anatomisch-physiologische, setzt sich bis 1864 fort. Fast jedes Gebiet dieses weiten Feldes findet sich vertreten. Eine dritte Gruppe bilden die

paläontologischen Schriften, Vorträge und Bilderwerke. Hieher gehören die mühsamen Bestimmungen der Pflanzenfunde in den verschiedenen Lagerstätten Oesterreichs (Häring, Stangalpe, Porschlng, Sotzka, Gleichenberg, Prävali, Kanalthal, Radoboj, Bilin), Deutschlands, der Schweiz, Italiens, Griechenlands, Schwedens und Islands, des Taurus, Sibiriens und Kamtschatkas, Australiens, Texas', Chili's und Neuseelands. Sie erstrecken sich über alle geologischen Perioden von der Grauwake bis zum Diluvium. Hunderte von Schliffen fossiler Hölzer hat Unger mit eigener Hand angefertigt. Die fossile Flora der Tertiärzeit hat an ihm ihren **ersten** und eingehendsten Bearbeiter gefunden; nicht den geringsten Theil seines Ruhmes gewann er durch sie. Zu den wichtigsten Werken dieser Gruppe gehören auch die Katalogisirungen fossiler Pflanzen von der Chloris protogæa an bis zur Sylloge von 1865, welche die eigenen und fremden Arbeiten wesentlich erleichtert haben. Seither ist die Anzahl der Arten auf das Fünffache gestiegen.

An die paläontologische schließt sich eng eine vierte, die geographisch-historische Gruppe an. Hieher sind zu zählen die Abhandlungen über den Einfluß des Bodens auf die Gewächse und über Bodenstetigkeit derselben, die Geschichte der Pflanzenwelt, die geologischen Vegetationsbilder und endlich die Geologie der europäischen Waldbäume. Diese Werke enthalten Unger's höchste combinatorische Leistung. Er nähert sich in ihnen seinem hehren Ziele, dem Beweise nämlich der Abstammung der jetzt lebenden Pflanzenwelt von Ahnen vergangener Erdepochen, dem Beweise der Entstehung des Vollkommenen aus dem Unvollkommenen, des Zusammengesetzten aus dem Einfachen, des dicotyledonen Baumes aus der im Verlaufe der Aeonen sich mehrenden, ändernden und zu immer neuen Formen gelangenden Urzelle. Unger ist wegen seiner schon 1852 ausgesprochenen Anschauungen und Lehren als Vorläufer der Theorie Darwin's zu betrachten. Er bezeichnete diese Theorie als den Boden für eine Reihe fördernder Untersuchungen. Die Tertiärflora lieferte ihm Beweise für den Uebergang der Arten.

Eine fünfte Gruppe der wissenschaftlichen Leistungen Unger's stellt sich aus seinen populären Vorträgen und Darstellungen zusammen. Unger war der Ansicht, daß die Ergebnisse der Wissenschaft kein Monopol einer Kaste zu bleiben haben. Wissenschaft, Tugend, Menschenwürde schienen ihm gegenseitig bedingt. Die Ergebnisse der Wissenschaft großen Kreisen zugänglich zu machen, galt ihm daher als heilige Pflicht

des Gelehrten. Welche Verbreitung seine Vegetationsbilder der Urwelt gefunden und wie mächtig sie die Verallgemeinerung gesunder Ansichten über die Genesis der Erde befördert haben, ist in Aller Gedächtniß. — Die populäre Seite von Unger's Wirksamkeit ist nicht hoch genug zu schätzen. Möchten die deutschen Gelehrten sich manchmal der Studierstube entreißen und dem Volke predigen. Solche Stunden sind zu den bestverwendeten zu rechnen und werden der Wissenschaft hundertfältig zurückgezahlt.

Eine sechste Gruppe bilden Unger's Reisewerke über österreichische und außerösterreichische Länder, in welchen er eine erstaunliche Vielseitigkeit von Kenntnissen entfaltete. Ihr sind auch seine Streifzüge auf dem Gebiete der Culturgeschichte einzuverleiben.

Seinen in den dreißiger Jahren oft überschwenglichen Styl hat Unger mit der Zeit vereinfacht, gerundet und geglättet. In seinen gelehrten Werken ist er zur Knappheit und Klarheit vorgeschritten; in seinen populären Schriften schlägt doch zu häufig die Personificirung, die bildlich-poetische Darstellung vor. Alle seine Schriften lesen sich leicht und angenehm. Sein Vortrag war nicht glänzend, aber logisch gegliedert und von auffallenden Geberden begleitet. Dennoch vermochte er es sogar, ein gemischtes Publikum zwei Stunden hindurch an seine Lippen zu fesseln. Der tiefe Gehalt seiner Vorträge gewährte dem Verstande wahre Befriedigung und die schöne Begeisterung des Sprechers berührte elektrisch die Gemüther der Hörer. Als Lehrer wirkte er Großes. Er war Meister, auf der schwarzen Tafel mit Kreide in kürzester Zeit und mit erstaunlicher Vollendung die erläuternden Zeichnungen zu entwerfen, eben so im Präpariren der kleinsten Pflanzentheile, was seine Vorträge im höchsten Grade belehrend machte.

Unger war ein Mann der Versöhnung und des Ausgleiches, wenn auch nicht um jeden Preis; sein Charakter war streng rechtlich, in seinen Entschlüssen war er fest, in seinen Unternehmungen planmäßig. Die Arbeit war ihm Bedürfniß, der Heiterkeit war er zugänglich, der Jugend gewogen und zog den Fleiß und das Talent an sich. Für die Menschheit hatte Unger ein großes, warmes, redliches Herz, glaubte an ihre Fähigkeit, sich zu vervollkommnen, und wirkte eifrig zu diesem Zwecke. An Ehren war er reich. Die größten Gelehrten in und außer Europa erkannten ihn an. Eine Gattung der Jetztwelt (Ungeria Schott & Endl., Sterculiceæ, ein stattlicher Baum mit großen rothen

malvenähnlichen Blumen auf der Insel Norfolk) und nahezu ein Viertelhundert Arten lebender und fossiler Gewächse tragen seinen Namen. Durch ein Menschenalter weihte er sich dem Dienste der Wissenschaft, der Erforschung der Wahrheit. Die Anzahl seiner kleineren und größeren Schriften beläuft sich auf mehr als 170 und er hat sich durch sie, seine Bilder und Vorträge selbst ein Ruhmesdenkmal gesetzt, das länger der Nachwelt überliefert bleiben wird, als eines von Stein. Er errang die wahre Unsterblichkeit des Geistes. Welches Wirken, jeder Ehre werth!

Er dachte und fühlte als warmer Deutscher; der Sache seines Volkes diente er durch Aufklärung seiner Mitbürger und durch die Bekämpfung mittelalterlicher Bestrebungen, auch in jener Zeit, wo man die Gedankenfluth, welche Deutschland befruchtete, sorglichst von Oesterreich abzusperren versuchte. Sie schlug an unsere Marken und vermochte sie sie auch nicht, einzubrechen als erhabener Strom, so rieselte sie doch tausendfältig durch alle verborgenen oder übersehenen Ritze. — Er aber, dessen wir in liebender Verehrung gedenken, durfte den Tag leider nicht mehr erleben, an welchem der gallische Uebermuth zu Boden geworfen und die Deutschen die ihnen längst gebührende Leitung des europäischen Festlandes an sich nahmen, eine Leitung, welche den Triumph der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Wissenschaft bedeutet.

Begierde nach Erkenntniß, wahre große Begeisterung für die Natur, scharfer Verstand, rege Phantasie, seltene Beobachtungsgabe, unermüdliche Arbeitskraft, Kunstsinn und einfache Sitten haben Unger zu dem gemacht, was er geworden. Seine äußere Lage war jahrelang gedrückt, seine Mittel die beschränktesten. Unger ist durch sich selbst alles geworden, ein Entdecker ewiger Wahrheiten, eine Leuchte der Wissenschaft, ein Lehrer und Wohlthäter der Menschheit, der **Besten** Einer.

Witterung im Frühjahr 1871.

Ueber die Witterung der drei Wintermonate December, Jänner, Februar haben wir zwar schon berichtet; bezeichnet man jedoch jene Zeit als physischen Winter, in welcher die mittlere Temperatur der Luft constant unter 0° ist, so hat der Winter heuer in Klagenfurt vom 1. December, wo sie darunter sank, bis zum 8. März, wo sie bleibend

darüber sich erhob, also zusammen 98 Tage, gedauert. Das ist um sechs Tage kürzer, als die durchschnittliche normale Winterzeit von 104 Tagen; in diesen 98 Tagen jedoch war heuer nur ein Tag mit Thauwetter (18. Jänner); es war also ein besonders beharrlicher Winter. — Die Schneelage dauerte in der Ebene um Klagenfurt vom 6. December bis 3 April, also 118 Tage, d. i. um 34 Tage länger als Normal.

Der März, der erste Frühlingsmonat, zeichnete sich durch ungewöhnlich hohen Luftdruck aus, der nur 1854 noch höher war, dagegen blieb die Temperatur etwas unter der normalen und fiel am 3. noch in Klagenfurt auf —10·7, in St. Paul auf —11·0, am Obir am 29. auf —13·0., auf der hohen Fleiß auf —15. In Micheldorf blühte am 11. der Haselstrauch, in Saifnitz am 7. das rothe Haidekraut. — Am 15. stellte sich in Raibl, Pontafel und Berg das erste Gewitter ein. Am 30. und 31. wehten in St. Peter, am Obir und der hohen Fleiß Nordstürme mit Schnee.

Der April war in Klagenfurt fast normal; am 23. war da das erste Gewitter mit etwas Hagel und Nordsturm. In Villach (Perau) wird die Ebene erst am 8. schneelos. Am 20. war an den meisten Stationen in Oberkärnten Gewitter mit Hagel und Schnee (in Raibl 3 Zoll), am 18. ward wieder ein schönes Nordlicht beobachtet mit intensiver Röthe und Strahlen, dauerte von 8½ bis 9½ Uhr.

Dagegen war der Mai in hohem Grade außer der Regel. Die mittlere Temperatur desselben betrug in Klagenfurt nicht volle 9°, während sie normal 11·1 sein sollte; jeder Tag war also um 2° zu kalt und wir finden in den Witterungsaufzeichnungen zurückgehend, nur folgende Jahre mit ähnlich kaltem Mai: 1866 mit 9·1 Mittelwärme, 1851 noch kälter mit 8·1, 1845 gleichfalls kälter als heuer, nämlich 8·8, 1832 mit 9·1 und 1815 mit 8·9. Dennoch fiel die Temperatur nie unter 0°, da doch 1850 am 4. Mai das Thermometer auf —4·8° sank. — Ueberall aber waren kalte östliche Luftströmungen vorherrschend, an vielen Tagen, so noch am 25. und 26., erschienen starke Reife und am 16. und 17. fielen, meist unter Gewitter, Regengüsse, Hagel und Schnee, der an vielen Orten, so im Gurk-, Drau- und Gailthale, den Saaten, mehr noch den Obstbäumen, durch Schneebrüche viel Schaden zufügte und die Apfelblüte verdarb; bei Greifenburg lag der Schnee 5" hoch und bis 20. Die Vegetationsepochen wurden dadurch sehr verspätet; die Blüte des Winterroggens z. B, die bei Klagenfurt normal am 19. beginnt, trat erst am 31. ein.

Mit 1. Juni beginnt eigentlich der Sommer; wir kommen aber heuer mit unseren Winterberichten in diesen Sommermonat hinein; denn nach starken Regengüssen am 2., die bei Gewitter und starkem Ostwind stattfanden und in Klagenfurt über 2 Zoll hoch Wasser gaben, fiel am 3. Morgens über das ganze Land Schnee; selbst in Klagenfurt schneite es eine Stunde lang, im Gurkthale war die Schneelage 2½", bei Feldkirchen 4", Villach 2", im Katschthale nur 1", bis 3 Uhr liegend, im Gailthale 4", in Raibl gar 6", an einigen Stellen 10" bis am 6. liegen bleibend; überall ist der Schaden an Obst- und Waldbäumen beträchtlich, die Saaten liegen darnieder und müssen an vielen Orten gemäht werden. Die Periode der Schneefälle umfaßte heuer 9 Monate und man begann den Sommer mit geheiztem Ofen.

Botanischer Spätfrühlingsbericht

für die zweite Mai-Hälfte und die erste Hälfte Juni.

Von **Gustav Adolf Zwanziger.**

Die anhaltenden kalten Landregen der dritten Maiwoche, welche auch die allgemeine Verhüllung der Karawanken und der norischen Alpen mit einer weißen Schneedecke bis zum Fuße zur Folge hatten, konnten nicht anders, als auf die Entwicklung der Pflanzenwelt hemmend einwirken.

Das Buchenlaub nahm nach dem Verblühen der auf fadenförmigen Stielen hängenden Kätzchen eine mehr lederartige Beschaffenheit an. Die Lärchen blühten mit blutrothen, später grün und hart werdenden Zäpfchen. Die weiße Weide (Salix alba L.) verstäubte ihre gelben wurstförmigen Kätzchen, welche sie, entgegengesetzt der Gewohnheit der meisten anderen Weiden, nicht vor, sondern zugleich mit der Entfaltung der Blätter verblühen läßt.

Zwischen Gurnitz und Mieger war der Pflanzenwuchs ein weit spärlicherer, als in der westlicheren Satnitz, weil am Fuße derselben meist nur mit eben zu blühen beginnenden Sauerdorngesträuchen (Berberis vulgaris L.) und cypressenblättriger Wolfsmilch (Euphorbia Cyparissias L.) bewachsene Viehweiden vorhanden sind, die Gehänge gleich steil ansteigen und die so pflanzenreichen Vorhügel der Mittelsatnitz zwischen dem Einschnitte bei Neudorf bis Eben-

thal fehlen. Bald nach Gurnitz traten an ihrer weißen Farbe schon von weitem erkennbare Sträucher der rundblättrigen Aronia (Aronia rotundifolia Pers.) auf, einer Verwandten unseres Apfelbaumes, deren weißfilzige Blätter zur Blütezeit zusammengefaltet sind, später aber sich auseinanderlegen und den Strauch viel grüner erscheinen lassen. Auf Sumpfwiesen blühte das hübsche Sumpfläusekraut (Pedicularis palustris L.) mit rothen Lippenblumen und zierlich fiederschnittigen fast schwarzgrünen Blättern. An einem Bache sparsam die gelbdoldige langblättrige Aschenpflanze (Cineraria longifolia Jacq.), ein kleines Riedgras (Carex ornithopoda Willd.) und die weißen Fruchtrispen des weißen Pestkrautes (Petasites albus L.) An trockenen Stellen Rasen des blauen Alpenthymians (Calamintha alpina Lam.), der stinkende Robertische Storchschnabel (Geranium Robertianum L.), in Gebüschen die hainliebende Sternmiere (Stellaria nemorum L.) und die nicht häufige große Taubnessel (Lamium Orvala L.) mit purpurnen ansehnlichen Lippenblüten, welche aus dem Rosenthale sicherlich durch den Einschnitt von Mieger auf die Nordseite der Satnitz wanderte. Pflanzenreicher sind die östlichen Abfälle der Satnitz von Grafenstein und unter der Skarbin bis zur Annabrücke, wo außer den meisten im vorigen Berichte aufgeführten Satnitzpflanzen im Waldesdunkel der stinkende gelbblütige Schweinssalat (Aposeris foetida DC.) mit schön schrotsägeförmig gezakten Blättern, das stattliche Christophskraut (Actæa spicata L.) mit kleinen weißen Trauben, die knollentragende purpurne Zahnwurz (Dentaria bulbifera L.) und die bleichgelbe, steif aufrechte erbsenartige Wike (Vicia oroboides Wulf.) blühten. Das wunderbare Veilchen (Viola mirabilis L.) hat nach dem Blühen eine ganz veränderte Gestalt angenommen, weshalb es eben den Namen wunderbar erhielt. Die Stengel sind nahezu fußhoch, die steifen Blätter wagerecht und ausgebreitet, während bei der blühenden Pflanze die Blumenstiele fast wurzelständig und die weichen Blätter dütenförmig eingerollt sind. Manche Blätter des Sauerklee's (Oxalis acetosella L.) haben in den Adern das Blattgrün verloren und das zierliche Adernetz erscheint in goldgelber Farbe zwischen den grün gebliebenen Stellen der Blattfläche. Auf steilen Wiesen vor der Annabrücke nicht selten das gestreifte Knabenkraut (Orchis variegata L.). An Ackerrändern in dichten weißen Blumenbeeten das Acker-Hornkraut (Cerastium arvense L.), unter dem Getreide als Unkraut der Acker-Stein-

same (Lithospermum arvense L.). In Wäldern bei Möchling der prachtvolle Frauenschuh (Cypripedium Calceolus L.) mit gelber aufgeblasen schuhartiger Lippe und purpurbraunen Blüten.

Am Kreuzberge fingen zu blühen an: der rothe Wiesenklee (Trifolium pratense L.), der goldgelbe geflügelte Gaisklee (Cytisus sagittalis L.), die dunkelpurpurne schöne Pechnelke (Lychnis Viscaria L.), an deren wie Vogelleim klebrigen Stengeln viele Insekten hängen bleiben, und das nickende gelblichweißblühende Leinkraut (Silene nutans L.), sowie das weiße kieselanzeigende Felsenleinkraut (Silene rupestris L.). Auch die Fichten und Föhren verstäubten ihre Zapfenkätzchen, deren gelber Blütenstaub, wenn er durch Wind oder Regen massenhaft irgendwo hingetragen wurde, die Veranlassung zur Fabel vom Schwefelregen gab. Auf dem Südabhange der Satnitz unterhalb Maria Rain blühte in Menge die Mannaesche (Ornus europæa Pers.) in wohlriechenden weißen Rispen.

Bei einer Pfingstfahrt auf der Rudolfsbahn nach Friesach wurden im Zollfeld wahrgenommen die weißstrahlige Feldkamille (Anthemis arvensis L.), der kriechende Hahnenfuß (Ranunculus repens L.), in Wassergräben der weißblumige Wasserhahnenfuß (Ranunculus aquatilis L.), die Cypressen-Wolfsmilch (Euphorbia Cyparissias L.) und der kriechende Günsel (Ajuga reptans L.). Es ist dieß eine sehr gute Augenschule für den Botaniker, aus den Fenstern des Bahnwagens die Pflanzen erkennen zu trachten; nur selten fährt der Zug so schnell, daß dies bei den auffälligeren und in Menge auftretenden Arten nicht gelingen sollte, wenn man sich nur daran gewöhnt und in einer Gegend reist, deren Gewächse einem geläufig sind. So ist es auch sehr vortheilhaft, mit geschlossenen Augen die Pflanzen durch das bloße Befühlen mit den Fingern zu erkennen und dann erst durch den Geruch sich zu vergewissern, bevor man die Augen öffnet, um sich nur zu oft davon zu überzeugen, wie himmelweit man fehlgeschossen hat. Doch bringt es viele Uebung auch hier ziemlich weit. Im Krappfelde standen die Saaten noch sehr niedrig und die Obstbäume blühten erst, wie auch um Friesach und im Metnitzthale. In Friesach grüßten die goldgelben aufrechten Trauben des wolriechenden Alpenlaks (Erisimum Cheiranthus L.), in Menge von den alten Stadtmauern herab, viel versprechend, aber in Wahrheit wenig haltend. Der Petersberg bot auf Wiesen häufig das krause gelbdoldige Aschenkraut (Cineraria crispa Koch.), eine bezeichnende Pflanze der nori-

schen Alpen, welche in der ganzen besuchten Strecke derselben auf Wiesen, an Bächen und in Wäldern überall in Menge auftrat, das dreifärbige Veilchen oder Stiefmütterchen (Viola tricolor L.) in schön färbigen Abänderungen mit bald satter, bald lichter blauen oberen und dunkler und heller gelben unteren Blumenblättern, die hochgelbe, wohlriechende gebräuchliche Schlüsselblume (Primula officinalis L.), um Klagenfurt längst verblüht und hier in Massen, den knolligen Beinwell (Symphytum tuberosum L.), den gedreitblättrigen Baldrian (Valeriana tripteris L.), auf der trockenen Höhe des Geiersberges häufiger als in Osterwitz, auf Kalk die Wiesen-Küchenschelle (Pulsatilla pratensis L.), mit den eine zierliche Federkrone bildenden graulichen Fruchtschwänzen, an Felsen überall Alpenlack (Erisimum Cheiranthus L.) und unter dem Ruinenschutte die nach Knoblauch riechende Rauke (Sisymbrium Alliaria Scop.), sowie der wilde Klettenkerbel (Anthriscus silvestris Hoffm.). Der schönste Schlingstrauch unserer Alpen, die Alpen-Waldrebe (Atragene alpina L.), überzog mit ihren Ranken die Gebüsche und hing mit ihren großen violetten Blüten in prächtigen Blumengehängen von den Felsen herab. Unterhalb eines großen Glimmerschieferblockes hatte sich auf einem eine Geviertklafter großen Flecke das kriechende Scharfkraut (Asperugo procumbens L.) mit kleinen röthlichblauen Blümchen und händeverletzenden Häckchen unvermischt angesiedelt, wie von Menschenhand ausgesäet. Die meisten nahe verwandten Vergißmeinnichtarten verdrängen ebenso an der Mitbewerbung um den Raum unbarmherzig ihre Nachbargewächse, wie ich mich besonders bei dem schönen Waldvergißmeinnicht (Myosotis silvestris L.) zu überzeugen schon oft Gelegenheit fand und das auch hier auf Wiesen häufig wuchs. Der steife, stahlgrüne Schafschwingel (Festuca ovina L.) blühte noch nicht, dafür war die blaue Seslerie (Sesleria caerulea L.) schon verblüht. Auf der großen zweihäusigen Brennessel (Urtica dioica L.) saß ziemlich häufig ein weißpunktirter Rüsselkäfer (Othiorhynchus gemmatus). Die Schieferfelsen schmückte in großen ziegelrothen Flechten die Flechte Amphiloma elegans Kbr.

Auf den Wiesen zwischen Friesach und St. Salvator im Metnitzthale war nichts zu bemerken als Stiefmütterchen (Viola tricolor L.), der Wiesenbocksbart (Tragopogon pratensis L.), das gefleckt-blättrige Knabenkraut (Orchis maculata L.) und vor allem die goldgelben Blütenköpfe und graulichweißen kugelförmigen Fruchtfederkronen

des Löwenzahns (Taraxacum officinale Wigg.). In den Gärten um St. Salvator blühten erst weiße Narcissen, Tulpen und Kaiserkronen, sowie die Zwetschken- und Aepfelbäume.

Die Vorberge, welche den von dem aus bläulichgrauem krystallinischen Urkalkstocke der 5889 Fuß hohen Krebenzen (Kuhalpe) von Norden nach Süden streichenden Dummriangraben begrenzen, sind Glimmerschiefer und sehr pflanzenarm. Viele krause Aschenpflanzen (Cineraria crispia L.), Waldvergißmeinnicht (Myosotis silvatica L.), zwei kleine gelbe Habichtskräuter (Hieracium Auricula L. und Pilosella L.), auf Wiesen das angebrannte Knabenkraut (Orchis ustulata L) und Frauenmantel (Alchemilla vulgaris L.) waren alles. In diesem Graben blühten erst die Kirschen! Im Hintergrunde, einem echten Felsenkarn, in der Nähe des Schnee's, war die Grasnarbe noch dürr, die Fichten hatten noch gar nicht getrieben und nur hie und da wagte es ein vorwitziger Frühlings-Enzian (Gentiana verna L.), die blauen Blumenaugen verstohlen zu öffnen. Weiter unten im Kalkgerölle des Baches kleines Acker-Hornkraut (Cerastium arvense L.) und das goldige rosenblütige Alpen-Sonnenröschen (Helianthemum oelandicum Wahlbg.). Im Grase kroch langsam ein riesiger Rüsselkäfer (Molytes germanus L.).

Von Laubmoosen auf Steinen im Bache Hypnum felicinum L. und falcatum Brid., beide ohne Früchte. Den Waldbestand bilden Fichten und Lärchen, welche im oberen Theile des Thales herrschend werden und von denen letztere verblüht hatten. Am häufigsten aber tritt die Grünerle (Alnus viridis DC.) auf.

An den Abhängen neben dem Hüttenwerke in Olsa standen in Blüte der gelbliche Wau (Reseda luteola L.), das Brillenschötchen (Biscutella lævigata L.). Das Gras Sesleria coerulea Ard. war längst verblüht. Im Einödgraben, schon in Steiermark, blühte auf Sumpfwiesen die gelbe kugelförmig geschlossene Trollblume (Trollius europæus L.), auf Bergwiesen die purpurne Tagnelke (Lychnis diurna Sibth.), an Felsen wuchs die blühende Alpenrebe (Atragene alpina L.) der zierlich zerschlitzte gebrechliche Blasenfarn (Cystopteris fragilis Bernh.) und die schwarzspindelige Mauerraute (Asplenium Trichomanes Huds.). sowie auch wieder der Alpenlak (Erysimum Cheiranthus L.) Nördlich von dem schon sehr schadhaften Bahnviadukte, der eben mit Ziegeln untermauert wird, auf einem kalkhältigen überrieselten Glimmerschieferfelsen die Laubmoose Philonotis

calcarea Br. eur. mit sichelförmig gekrümmten einerseitswendigen Blättern und großen kugelrunden Früchten und Bryum pseudotriquetrum Hedw. Der Weg von Friesach nach Hüttenberg quer über die Gebirgskette aus Glimmerschiefer, welche das Metnitzthal vom Görtschitzthale scheidet, über die Ortschaften Dobritsch und Krauping, bot nichts Neues. Auf Felsen abermals der Alpenlak (Erysimum Cheiranthus L.), an Mauern zahlreich der Blasenfarn (Cystopteris fragilis Bernh.). Auf der Höhe waren die Saaten und Wiesen kaum spannhoch und auf letzteren zeichnete sich nur das Stiefmütterchen (Viola tricolor L.) durch Häufigkeit aus. In den Fichtenwäldern der Ostgehänge schienen sogar die Heidelbeersträuche (Vaccinium Myrtillus L.) verkümmert. In einem feuchten Graben wuchsen an Glimmerschieferblöcken die Kieselmoose Cynodontium polycarpum (Ehrh.) und Hedwigia ciliata (Dicks.). Prachtvoll war die Rundschau auf die noch tief herab beschneiten norischen Alpen: Eisenhut, Krebenzen, Seethaler Alpen, Sau- und Koralpe; für den Landschaftsmaler eine Gegend, wie sie nicht schöner gedacht werden kann; der Botaniker aber sieht nur grüne Wiesen ohne Pflanzenwuchs und Wälder ohne Bäume, welche schon längst zu Kohlen verbrannt wurden. Die grünen Wogen des Waldes branden zwar überall an den sanft gerundeten Hängen hinan, es sind aber bei näherer Betrachtung nur dünne Stangen. Es ist bei dem gänzlichen Mangel einer Forstpflege in Kärnten noch ein Glück, daß abgestockte Nadelholzbestände in den norischen Alpen sogleich von der Grünerle überwuchert werden und daher vor den in den Kalkalpen so häufigen Erdabrutschungen, welche Wiese und Wald vernichten, mehr gesichert sind. Wenn mit dem Walde in Kärnten so fortgewirthschaftet wird, so werden unsere Gebirge schon in zehn Jahren den kahlen Anblick des Karstes darbieten.

Die erste Juniwoche verregnete und verschneite es gänzlich, am 3. Juni Morgens schneite es sogar in der Stadt in großen Flocken. Es war so kalt, daß die armen lieben Thurmschwalben (Cypselus apus L.) erstarrt aus der Luft zu Boden fielen und im Zimmer mit den Händen erwärmt werden mußten, bevor man sie Mittags wieder fliegen ließ.

Etwas besser ließ sich die zweite Woche des Juni an und die Wiesen entfalteten ihren vollen Blütenschmuck.

Bei Unterbergen waren ganze Wiesen roth von dem schön rosen-

rothen, violett geaderten klebrigen Leine (Linum viscosum L.). Zwischen Waidmannsdorf und den Siebenhügeln, wie auch längs der Satnitz waren ganze weite Wiesenstrecken blau von der abstehenden Glockenblume (Campanula patula L.), von Weitem ausgedehnten Wasserflächen gleichend, andere wieder purpurn von der zerschlitzt blumenblättrigen Kukuksblume (Lychnis flos cuculi L.) und den Blütenrispen des gemeinen Windhalms (Agrostis vulgaris With.). An feuchten Stellen erhob das schlanke Wiederthonmoos (Politrichium gracile Menz), seine zahlreich bepelzten Früchte auf langen Stielen und es fehlte nicht an den becherförmigen purpurrothen, männlichen Blüten. Auf einer Thonschiefermauer bei Viktring in Fülle die Farne Cystopteris fragilis Bernh., Asplenium Trichomanes L., septemtrionale L., germanicum Weiss und ruta muraria L., auf der Oberseite derselben der unscheinbare einjährige Knäuel (Scleranthus annuus L.). Am Wege zwischen Viktring und Keutschach, fleißig von Bienen umsummt, der platanenblättrige Bergahorn (Acer Pseudoplatanus L.) mit herabhängenden grünen Blütentrauben und Flügelfrüchten. Der Roggen stand in voller Blüte, die Halme waren aber durch den Schneefall abgeknickt, wie im größten Theile Kärntens, an vielen Orten sogar durch Frost vernichtet und die Aeste der Obstbäume vom Schnee zerbrochen. Das Gebirge zwischen Keutschach und der Drau ist mit der Satnitz gleiche Kalknagelflue, der Wald zeigt aber weniger Bucheneinmischung und besteht fast ganz aus Fichten. Der nördliche Gebirgszug gegen den Wörthersee ist Thonschiefer, auf welchem weite Waldblößen von dem goldgelb herableuchtenden geflügelten Gaisklee (Cytisus sagittalis L) überzogen sind. Bei Keutschach steht auch grauer Quarzporphyr zu Tage, in dessen Nähe der gemeine Akelei (Aquilegia vulgaris L.) seine schönen blauen und weißen hängenden gespornblumenblättrigen Blütenglocken entfaltete. An den Seerändern blühte die gelbe rohrartige Schwertlilie (Iris Pseudacorus L.). Auf Sumpfwiesen längs der Seen war häufig das Mai-Knabenkraut (Orchis majalis L.) mit steifaufrechten blaurothen Blütenähren und das breitblättrige Wollgras (Eriophorum latifolium L) mit schneeweißen Fruchtbärten. Der übrige Pflanzenwuchs war gleich mit der Satnitz. Bei Keutschach wäre noch eine Mauer voll des schildblättrigen Sauerampfers (Rumex scutatus L.) zu erwähnen. Im Wörthersee blühte die klafterhoch aus dem Wasser hervorragende Seebinse (Scirpus lacustris L.).

Der Wiesenteppich prangt jetzt im vollsten Blütenschmucke und setzt sich in der Ebene, dem Kreuzberg und der Satnitz fast gleich hauptsächlich aus folgenden Arten zusammen: der weißgestrahlten Wucherblume (Chrysanthemum Leucanthemum L.), welche von Liebenden durch Abzupfen so gerne um Gegenliebe befragt wird, der lichtbraunen abstehenden Glockenblume (Campanula patula L.), dem Wiesen-Salbei (Salvia pratensis L.) mit seinen dunkelblauen, öfters auch rothvioletten und weißen Rachenblumen besonders abhängige mehr trockene Raine ganz allein beherrschend, der purpurnen Kukuksblume (Lychnis flos cuculi L.) mit zerschlitzten Blumenblättern, dem gelben Klappentopf (Rhinanthus major L.), den weißen Dolden des würzigen Feldkümmels (Carum Carvi L.), den gelben Dolden des niedrigeren gehörnten Schotenklee's (Lotus corniculatus L.), dem großblütigen gelben Wiesenbocksbart (Tragopogon pratensis L.), den rothen und grünen Blüten- und Fruchtrispen des kleinen und krausen Sauerampfers (Rumex Acetosella L. und crispus L.), dem gelben zweijährigen Pippau (Crepis biennis L.), der rothvioletten Acker-Knautie (Knautia arvensis Coult.), dem rothen Wiesen- und dem weißen kriechenden Klee (Trifolium pratense L. und repens L.), der wohlriechenden weißen Abendnelke (Lychnis vespertina Sibth.). Von Gräsern, die ebenfalls jetzt alle blühen, ist unbedingt um Klagenfurt das häufigste der Glatthafer (Arrhenatherum elatius M. & K.), welcher mit seinen zierlich geneigten Blütenrispen ganze Wiesen weiß färbt und gewiß nicht gebaut ist, wie in der Flora von Kärnten Seite 113 seltsamer Weise zu lesen. An Häufigkeit zunächst kommen ihm das Knäuelgras (Dactylis glomerata L.), die weiche Trespe (Bromus mollis L.), das wollige Honiggras (Holcus lanatus L.), das mittlere Zittergras (Briza media L.) mit den niedlichen herabhängenden rundlichen Herzchen.

Auf trockenen Wiesen sind häufig der heilkräftige gelbstrahlblütige Bergwolverlei (Arnica montana L.), das weiß- und rothköpfige zweihäusige Katzenpfötchen (Antennaria dioica L.), der große mittlere und lanzettblättrige Wegerich (Plantago major L., media L. und lanceolata L.) mit rothen und weißen angenehm riechenden Aehren, der bleichgelbe Wundklee (Anthyllis Vulneraria L.), das silberblättrige Fingerkraut (Potentilla argentea L.), drei Habichtskräuter (Hieracium Auricula L., Pilosella L. und

præaltum L.), der aufrechte Ziest (Stachys recta L.) mit bleichgelben Rachenblumen, die rothe Karthäuser- oder Steinnelke (Dianthus Carthusianorum L.), der Acker-Goldklee und weiße Bergklee (Trifolium agrarium L. und montanum L.), das gelbe Sonnenröschen (Helianthemum vulgare L.), ein kleiner weißblütiger Lein (Linum catharticum L.), die schöne purpurrothe Pechnelke (Lychnis Viscaria L.), der bei jedem Tritte so angenehm gewürzhaft riechende kleine Quendel oder Thymian (Thymus Serpyllum L.), das gemeine und Acker-Hornkraut (Cerastium triviale L. und arvense L.), der gelbe Pippau (Crepis tectorum L.), das gelblichweiße nickende Leinkraut (Silene nutans L.), der scharfe Baldgreis (Erigeron acris L.), das blaue gemeine Kreuzkraut (Polygala vulgaris L.) und sehr häufig auch die gelbe Wachsblume (Cerinthe minor L.).

Im Getreide verbergen sich eine Menge schönblütiger Unkräuter, von welchen hervorzuheben sind: der rothe Ackermohn (Papaver Rhoeas L.), die weiße Feldkamille (Anthemis arvensis L.) und echte Theekamille (Matricaria Chamomilla L.), von ersterer leicht durch die zurückgeschlagenen Strahlblumen, den kegelförmigen Fruchtboden und würzigeren Geruch zu unterscheiden, die blaue Kornblume (Centaurea Cyanus L.), die purpurne Rade (Agrostemma Githago L.), das kleine Acker-Stiefmütterchen (Viola arvensis Murr.), ein kleinblütiges Vergißmeinnicht (Myosotis intermedia Link.), die niedrige hübsche Spiegelblume (Specularia Speculum DC.), mit radförmigen lichtblauen Blumenkronen, mehrere Hohlzahnarten (Galeopsis versicolor Curt. und Tetrahit L.) mit bunten und violetten Rachenblumen, der Ackerwindling (Convolvulus arvensis L.) mit seinen weißen purpurn angehauchten so wohlriechenden Blumentrichtern, der gelbe Ackersenf (Sinapis nigra L); auf Schutthaufen die gemeine Kreuzwurz (Senecio vulgaris L.).

Diese schönste Blütezeit des Jahres verursachte mir dennoch schweren Kummer. Mein stets mit inniger Theilnahme betrachteter Farngarten am thonschiefernen Fußgestelle des Maria-Theresia-Standbildes am neuen Platze und eine wahre Zierde desselben, wurde nämlich von ruchloser Hand gänzlich vernichtet.

Die Satnitz war in der dritten Juniwoche in einen wahren Blumengarten verwandelt. Die nassen Wiesen am Rande derselben gleichen

Schneefeldern, von den weißen zierlich geneigten Wollquasten des schmalblättrigen und des kleineren Alpen-Wollgrases (Eriophorum angustifolium und alpinum), welche vom Winde stets in wellenförmiger Bewegung erhalten werden, stellenweise braune Flecke der Rasenbinse (Scirpus cæspitosus L.), dazwischen ein gelbes Fünffingerkraut (Potentilla Tormentilla L.), und hie und da die brennendblauen Blütensterne des schlauchkelchigen Enzians (Gentiana utriculosa L.), der gelbe Sumpf-Pippau (Crepis paludosa L.), die uferliebende Erdrose (Geum rivale L.). Dunkel stahlblaue und goldgrüne Wasserjungfern (Agrion) spielen als schimmernde Thierblumen in der Luft zusammen am Bachesufer, zuweilen auf Schilfblättern oder Gesträuch kurze Erholung suchend.

In Bächen der Froschlöffel (Alisma Plantago L.), an Bachrändern und auf feuchten Wiesen in Menge das Sumpf-Vergißmeinnicht (Myosotis palustris L.). In lichte Gebüsche von Sauerdorn, Schneeball, Hartriegel u. s. w. versteckt sich die stolze gelbe Taglilie (Hemerocallis flava L), mit ihren großen Lilienkelchen, von wahrhaft sinnverwirrendem Dufte. Wol kein Land der Erde hat Schöneres aufzuweisen, als diese Prachtpflanze, die häufig in Gärten verpflanzt wurde und auch sonst sehr selten ist (Laibach, Monfalcone, Verona, Unterwallis, München). Von Gesträuchen blühten der Schneeball (Viburnum Opulus L.), in weißen Dolden mit großen unfruchtbaren Randblumen der weithin duftende Weißdorn (Cratægus Oxyacantha L.), der blutrothe Hartriegel (Cornus sanguinea L.), in den oberen Theilen unter den Felsen der Bohnenbaum (Cytisus Laburnum L.) mit dreizähligen kleeartigen Blättern, dessen lang herabhängende lockere Trauben goldgelber Schmetterlingsblüten ihm mit vollstem Rechte seinen zweiten dichterischen deutschen Namen Goldregen eingetragen haben, die Hundsbeerstaude und Alpen-Lonicere (Lonicera Xylosteum L. und alpigena L.), sehr häufig die dunkelroth blühende stachellose echte Alpenrose (Rosa alpina L.), ein Prachtstrauch, die lichtrothe wohlriechende französische Rose (Rosa gallica L.), der schwarze Hollunder (Sambucus nigra L.) mit großen weißen Schirmtrauben, welche gebacken so gewürzhaft schmecken; etwas früher verblühte der grünblütige Traubenhollunder (Sambucus racemosa L.), der Faulbaum (Rhamnus cathartica L.) und das Pfaffenkäppchen (Evonymus europæus L.), beide mit unscheinbaren grünen Blütchen. Die gelben, fremdartig süßlich, betäubend riechenden

Blumenträubchen des Sauerdorns oder Baselbeerstrauches (Berberis vulgaris L.), welche durch ihre Fülle die Aeste herabbogen und deren Staubfäden so kitzlich sind, daß sie, am Grunde mit einer Nadelspitze berührt, blitzartig gegen die Narbe schnellen, verblühten.

Von mehrjährigen Pflanzen gelangten an den Waldrändern und in Gebüschen zur Blüte: der stattliche schwärzliche Akelei (Aquilegia atrata Koch.), mit großen braunvioletten Hängeglocken, die akeleiblättrige Wiesenraute (Thalictrum aquilegifolium L.) mit purpurnen Staubfäden, der blaue Storchschnabel (Geranium phæum L.) mit zurückgeschlagenen Blumenblättern, sowie der großblütige blutrothe Storchschnabel (Geranium sanguineum L.), der kleinblütige weißliche Sanikel (Sanicula europæa L.), die große Erdbeere (Fragaria elatior L.) auf nahezu fußhohen Blütenstielen, das lieblich duftende männiglich bekannte weiße Maiglöckchen und der grünliche Josefsstekt (Convallaria majalis L. und Polygonatum L.), sowie eine nahe unscheinbare Verwandte (Majanthemum bifolium L.), der vielblütige gelbe Hahnenfuß (Ranunculus polyanthemos L.), der nesselblättrige Ehrenpreis (Veronica urticæfolia L.) mit zarten leicht abfälligen violetten Blümchen, das gelbe Mauer-Habichtskraut (Hieracium murorum L.), der gelbe Wolfs-Eisenhut (Aconitum Lycoctonum L.), das getrocknet wie Waldmeister und Ruchgras nach Cumarin riechende Immenblatt (Melittis Melissophyllum L.) mit großen purpurnen und weißen Rachenblumen, der rothe steifaufrechte Voralpen-Klee (Trifolium alpestre L.), die 2—3 Fuß hohe grüngelbe große Wolfsmilch (Euphorbia procera M. Bilb.), die grünlichweiße Schwalbenwurz (Cynanchum Vincetoxicum L.), die blautraubige betonicablättrige Rapunzel (Phyteuma betonicæfolium Vill.), die Zaunwicke (Vicia sepium L.), während ihre schönere Verwandte, die Waldwicke (Vicia silvatica L.) sich in klafterlangen Strängen mit aufrechten Trauben aus weißbläulichen Schmetterlingsblumen, deren Fahne mit blauen Adern schön bemalt, um das Strauchwerk windet, die bleichbraunen Trauben der Vogelnestwurz (Neottia nidus avis L.), der behaarte Gaisklee (Cytisus hirsutus L.), sparsam die schwarze Walderbse (Orobus niger L.), das weidenblättrige Rindsauge (Buphthalmum salicifolium L.) mit goldgelben Strahlblumen, die weißliche Hainsimse (Luzula albida DC.) und das Perlgras (Melica nutans L.). Von den Farnen zeigen die meisten schon junge Fruchthäufchen. An Bachrändern entwickelten sich die

weißen Dolden des haarigen Kälberkropfs (Chærophyllum hirsutum L.) und des Gaisfußes (Aegopodium Podagraria L.). Auf Kalknagelfluefelsen die kleine weißblütige moosartige Möhringie (Moehringia muscosa L.) die steinliebende Brombeere (Rubus saxatilis L.) und der nesselblättrige Ehrenpreis (Veronica urticæfolia L.). Auf Wiesen bei Neudorf und Umgebung standen zahlreich in Blüte: die orangerothe Aschenpflanze (Cineraria aurantiaca L.), der Waldknebel (Anthriscus silvestris Hoffm.), der rosenrothe Esparsette-Klee (Onobrychis sativa Lam.), der auf dürrem Boden in Kärnten mehr Anbau verdienen würde, der auf Wurzeln schmarotzende blutrothe Erbenwürger (Orobanche cruenta Bertol.), die dunkelblaue knäuelblütige Glockenblume (Campanula glomerata L.), die rothen Aehren des Nacktdrüsengriffels (Gymnadenia conopsea Rich.), selten der fleischrothe Pippau (Crepis incarnata Jacq.), in Wäldern der Wiesenwachtelweizen (Melampyrum pratense L.) und von den Wintergrünarten erst das einseitswendige (Pyrola secunda L.).

Die aus Nordamerika stammenden Robinien- oder Acacienbäume (Robinia Pseudoacacia L.) haben ihre weißen hängenden Schmetterlingsblumentrauben, welche besonders gegen Abend die süßesten Düfte in die Luft hauchen, geöffnet. Der Roggen steht in voller Blüte, Weizen noch nicht, Gerste steht gut, Hafer ist im Wachsthum zurück, noch mehr aber Mais, der ganz gelb und elend aussieht, Hülsenfrüchte, Hanf und Gartengewächse sind aus Wärmemangel sehr zurück, der Nußbaum und die Eichen haben ihr Laub erst jetzt vollends entfaltet. Reife Erdbeeren sind noch ziemlich selten. Auf den Eschen sind die spanischen Fliegen (Lytta vesicatoria L.) schon aus der Ferne durch den eigenthümlichen Geruch zu erkennen und kann man sich dann die schönen gold- und blaugrün metallisch schimmernden Käfer in der Nähe betrachten.

Ueber die Schneebedeckung der Karawanken und norischen Alpen gilt auch für Mitte Juni das zum Schlusse des vorigen Frühlingsberichtes darüber Gesagte, wenn auch die steileren Felswände vom Schnee befreit sind. Auf der Vertatscha soll der Schnee noch 4 Klafter hoch liegen. Die Schneegrenze mag jetzt in einer Höhe von nahe 4000′ sein.

Die holde Blumengöttin hat, abgesehen vom Hochgebirge, in der ersten Hälfte des Juni das volle Füllhorn ihrer wunderlieblichen Blumenkinder mit verschwenderischer Farbenpracht über Wald und Flur ausgestreut. Beim Anblicke dieses glänzenden Brautkranzes der Natur kann

man kaum umhin, nicht von wehmüthigen Gefühlen ergriffen zu werden, wenn man bedenkt, daß es die unabwendbare Bestimmung all dieser Blütenpracht ist, das Ende ihres schönen Blumendaseins in dem Magen einer gedankenlosen Kuh zu finden.

Eisen- und Bleipreise
im Juni.

Der Eisen- und Bleimarkt behauptet seine günstige Haltung. Die Eisenwerke in Belgien sind ausreichend mit Bestellungen versehen, in den Rheinländern und Oberschlesien entwickelt sich noch mehr Regsamkeit und ebenso günstig lauten die Berichte über die Thätigkeit auf den österreichischen Hütten. Merkantileisen, Eisenbahn- und Baueisen, Bleche stark begehrt; auch für Brescianstahl hat sich in Kärnten die Nachfrage gebessert. Aus Siegen in Westphalen berichtet „Glückauf" von einer Lebhaftigkeit des Betriebes, wie seit Jahren nicht bekannt ist. Der stärkste Begehr ist in Spiegel- und Bessemer-Eisen wofür die Preise bedeutend gestiegen sind; für ersteres von 20 Thl. für 100 Z.-Ztn. im April, auf 25 Thl., von letzterem von 18 Thl. auf 20 Th. im Laufe der Monate Mai und Juni; aber auch Bleche stiegen in dicken Sorten um 2 Thl., in dünnen um 4 Thl. Dort notirt man den Zoll-Zentner: Holzkohlen-Roheisen, Spiegeleisen fl. 3·75, graues fl. 2·85, weißes und melirtes 2·70—2·85. Cokesroheisen: Spiegeleisen I a fl. 3·15—3·22 Bessemer-Eisen fl. 3·15, weißes und melirtes fl. 2·47—2·62. Gemischtes Holzkohlen- und Cokes-Eisen, graues fl. 2·62—2·70, melirtes und weißes fl. 2·55—2·62, ohne daß zu diesen hohen Preisen noch größere Mengen zu haben wären. Bleche I a kosten fl. 6·90, geschlagenes Eisen 5·70, gewalztes fl. 5·40; zu Köln Stabeisen fl. 5·75 bis 8 fl.; Oberschlesien ab Hütte: Cokesroheisen fl. 2·18—2·23 Holzkohlen-Roheisen fl. 2·50—2·58, Stabeisen gewalzt fl. 4·75, geschmiedet fl. 5·85—6 fl.

Bleipreise zu Köln: Raff. Weichblei fl. 9·38—9.88, Hartblei fl. 9·38; Claustbal: 9·61, Freiberger 9·25. Die Eisen- und Bleipreise in Kärnten sind in diesem Monate dieselben wie im vorigen.

Getreidepreise vom Mai und Anfang Juni 1871.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt Mai	5.81	3.96	3.21	1.82	3.62	3.04
„ am 22. Juni	5·95	4.41	3.19	2.03	3.68	3.59
Pest	6.20	3·40	2.35	2.15	—	3.35
Wiener-Neustadt	6.15	3.90	2.85	2.50	—	3.40
Wels	6.46	4.15	3.33	2.13	—	3.60

Klagenfurter Lebensmittel-Durchschnittspreise.

1 W.-Pf.	Rindschmalz	Butter	Speck geselcht,	roh.	Schweinschmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	56	50	46	42	46	4

1 Pfund Rindfleisch 24—28 kr.; 1 Pfund Kalbfleisch 26—28 kr.

1 Kiftr. Brennholz 12" lang, hartes fl. 4.50—4.80, weiches fl. 3.20—3.40

1 „ „ 30" „ weiches fl. 5.70—6.00

1 W.-Zentner Heu, mindeste Qualität fl. 1.00 beste 1.50.

1 „ Stroh, „ „ „ 1.30., „ 1.50.

Silberagio: Mai 122.52, vom 1. bis 17. Juni 121.62.

Inhalt.

Redaction: Leodegar Canaval und A. Ritter v. Gallenstein.
Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geschichtvereine und naturhistorischen Landesmuseum in Kärnten.

№ 7 Einundsechzigster Jahrgang. 1871

Die Aufhebung der Klöster Innerösterreichs 1782—1790.

Ein Beitrag zur Geschichte Kaiser Joseph's II.

Von Adam Wolf.

Von Professor Adam Wolf, als österreichischer Geschichtsschreiber rühmlichst bekannt, ist vor Kurzem erschienen: „Die Aufhebung der Klöster Innerösterreichs, 1782 — 1790".

Wir bringen aus dem interessanten quellmäßig gearbeiteten Buche auszugsweise das Kärnten Betreffende.

Der Verfasser verwahrt sich in der Vorrede gegen die Zumuthung, als sei dies eine Tendenzschrift; „in unserer bewegten Zeit", sagt er, „kann man nur mit einer gewissen Scheu eine historische Frage behandeln, welche mit der Politik der Gegenwart zusammenhängt. Ich verwahre mich deswegen, daß meine Schrift als eine Tendenzschrift für die eine oder andere Partei ausgerufen werde. Sie ist eine geschichtliche Arbeit und es ist wol kein Zweifel mehr, daß die Klöster-Aufhebung, wie alle Reformen Joseph's II., der wissenschaftlichen Erörterung angehören."

Der Verfasser hat mühsamst alle Verordnungen, so wie deren Gegenvorstellungen, alle Arbeiten der Commissionen bei Hof, so wie die der einzelnen Länder, durchforscht und giebt im Eingange ein Bild von den Keimen der Aufhebung der Klöster bis zur endlichen Ausführung. Die Akten, nach welchen er gearbeitet, liegen bei den Regierungen in

Wien, Graz, Klagenfurt und Laibach und deren Umfang ist ein bedeutender.

Es ist einleuchtend, daß ein Schritt wie die Aufhebung der Klöster wol nicht mit einem Male gethan wird; der Verfasser zeigt uns Spuren schon unter Joseph I. und Karl VI. und entwickelt alle Beweggründe, die Maria Theresia und Joseph II. zu den Kirchen-Verordnungen getrieben.

Die Aufhebung begann in Innerösterreich mit den Einsiedlern, auch Waldbrüder, Klausner genannt; in Kärnten lebten 42, so zu Maria Rain, auf der kleinen Insel des Wörther-See's, zu Althofen, Ortenburg, bei Straßburg und anderen Orten.

An die Aufhebung der Klöster ging die Landeshauptmannschaft in Kärnten nur mit Widerstreben. Sie berichtete, daß es im Lande keine Karthäuser und keine contemplativen Frauenklöster gebe. Jenes der Clarissinnen in St. Veit sei schon in der Reformationszeit eingegangen. Es beständen nur noch vier Frauenklöster, welche alle eine wahrhaft nützliche Beschäftigung haben: die Ursulinerinnen in Klagenfurt besorgen den Unterricht, die Elisabethinerinnen pflegen Kranke, die Dominikanerinnen in Maria Loretto und die Benediktinerinnen in St. Georgen halten Kostkinder, ertheilen Unterricht, geben den Armen die Arzneimittel umsonst; durch ihre Aufhebung würde dem Publikum zu viel entgehen, es möge nur die Zahl der Nonnen verringert werden. Der Kaiser entschied: 27. Februar und 8. März 1782, das Kloster zu Maria Loretto soll aufgehoben, das zu St. Georgen am Längsee auf 10 Chorfrauen und 5 Laienschwestern reducirt werden.

Das Kloster der Dominikanerinnen zu Maria Loretto bei St. Andrä im Lavantthale war oft in Gefahr finanziell zu Grunde zu gehen, und wurde nur durch das Mutterkloster in Mährenberg erhalten. Bei der Aufhebung im März 1782 waren im Kloster nur zwei Chorfrauen und eine Laienschwester, sie wurden zu den Elisabethinerinnen nach Klagenfurt versetzt. Das Vermögen, welches der Commissär von Gröller, Rath der Landeshauptmannschaft, übernahm, betrug 98.465 fl. Die Kirche, in der Zeit von 1673—1704 erbaut, wurde beibehalten; das Kloster sollte versteigert werden und wurde, da kein Käufer erschien, zu einem Deficientenhause und später zu einem Priesterhause für das Bisthum Lavant bestimmt.

Das Frauenstift des Benediktiner-Ordens zu St. Georgen am Längsee, am Anfange des 11. Jahrhunderts auf einer alt-

christlichen Stätte gegründet von der Gräfin Wichtung, Frau des Grafen Ottwin im Pusterthal und Lure, war oft dem Verfalle nahe und hatte sich nur durch Unterstützung des Erzbischofes von Salzburg und der weltlichen Fürsten erhalten. Kaiser Joseph wollte dasselbe 1782 noch fortbestehen lassen, befahl jedoch auf den Antrag des Guberniums seine Auflösung, die am 1. April 1783 vollzogen wurde. Das Vermögen betrug 274.618 fl. Das Gut wurde Religionsherrschaft und später verkauft. Das Einkommen sollte zu vier Präbenden à 400 fl. für Stiftsdamen im Damenstift zu Klagenfurt verwendet werden.

Kein Land von Innerösterreich konnte sich so alter reicher Klosterstiftungen rühmen, als Kärnten. Die berühmtesten waren die Benediktinerstifte: Millstatt gegründet vor 1088, im 15. Jahrhundert Eigenthum des ritterlichen St. Georgsordens, im 16. Jahrhundert der Jesuiten, seit 1773 Eigenthum des Studienfondes; Ossiach am See, gegründet vor 1026; Arnoldstein, gestiftet 1107 vom Bischof v. Bamberg Otto Graf von Andechs*); und St. Paul, gestiftet in der Zeit von 1085—1093 durch Graf Engelbert von Sponheim, reizend gelegen auf einem Hügel im Lavantthale, auf alten Blättern der Landesgeschichte genannt: eine Stätte des echt christlichen, gelehrten und künstlerischen Mönchsthums.

Die Wirthschaft dieser Klöster war jedoch im 18. Jahrhundert so verfallen, daß sie sich ohne große finanzielle Opfer nicht erhalten konnten und ihre Aufhebung mehr als ein Akt der Nothwendigkeit als der Willkür erschien. Das Chorherrenstift zu St. Andrä war wegen Schulden und rückständigen Steuern in Sequester; der Stiftspropst hatte die Pfarre übernommen und die Chorherren waren auf den täglichen Unterhalt für 40 kr. angewiesen. Ossiach war seit 1778 in den Händen der Gläubiger und St. Paul konnte die Interessen seiner Schulden nicht zahlen.

Das Benediktinerstift Ossiach wurde am 1. März 1783 aufgelassen. Noch 1770 war das Stift in guten Verhältnissen; unter dem letzten Abt aber war das Vermögen durch schlechte Wirthschaft, Bauten und Schenkungen so verschuldet worden, daß die Gläubiger es mit Beschlag belegten. Die Regierung ließ 1780 den Stand des Vermögens durch den Landrath Gottlieb Karl von Ankershofen im Einverständniß mit dem Generalvikar von Salzburg, dem Bischof von Lavant unter-

*) Otto I. war kein Andechs, sondern ein „von Mistelbach".

suchen. Nach den Verzeichnissen von 1753 und 1770 ergab sich ein Aktivstand von 251.206 fl., aber eine Schuldenlast von 201.977 fl., also nur ein Reinvermögen von 49 229 fl. mit 1960 fl. Interessen.

1783 nahm der Aufhebungskommissär Freiherr von Schlangenberg abermals ein Inventar auf: er verzeichnete einen Aktivstand von 289.957 fl. und eine Schuldenlast von mehr als 200.000 fl., welche er nicht genau bestimmen konnte, weil das Vermögen von den Gläubigern verwaltet wurde. Im Einzelnen sind genannt: Bargeld 2943 fl., Stiftungskapitalien 8305 fl., Unterthansausstände 17.591 fl., Silber und Pretiosen 575 fl., Getreidevorrath 1048 fl., Vieh 729 fl., verschiedene Vorräthe 2676 fl., Mobilien und andere Geräthschaften 1865 fl., Häuser, Gebäude und Gärten 5395 fl., unter diesen das Stift und Lavanthaus in Ossiach 2300 fl. und das Meierhaus 1000 fl. geschätzt; ein Haus in Klagenfurt war bereits um 3500 fl. verkauft.*) Das Stift besaß ein Hammerwerk in der Buchscheiden im Werthe von 13.800 fl., drei große schöne Güter: Ossiach und Tauern mit 209, Pregred mit 80 Unterthanen, Wernberg im Werthe von 44.594 fl.; ferner die Aemter St. Ulrich, Poitschach, Talintschigg, Wittin und Rosenthal mit 196 Unterthanen. Der Werth der Güter und Häuser wurde auf 257.132 fl. geschätzt. Von den Pretiosen scheinen seit 1753 einige verkauft worden zu sein; damals waren noch verzeichnet ein Pektorale mit Smaragden, eines mit Diamanten, ein Diamantring, 8 Kelche, eine Monstranze, silberne Rauchfässer, Paten, Pontifical- und Evangelienbücher in Sammt gebunden und mit Silber beschlagen, in Silber gestickte Handschuhe, Ornate und 42 brauchbare Meßgewänder, Silbergeschirr in den Schlössern, jedenfalls mehr als 575 fl. im Werthe. Die wenigen Bücher kamen in die Studienbibliothek nach Klagenfurt, die Originalstiftbriefe und Schenkungsbriefe an den Bischof von Lavant, die Privilegien und andere Archivalien an die Landesstelle.

Zum Stift gehörten 24 Mönche, nur 15 von ihnen waren, wie der Commissär berichtet, „brauchbare Geistliche“: 6 besorgten die Seelsorge im Kloster, die anderen waren auf die Pfarren vertheilt. Sie ließen sich säcularisiren, blieben als Pfarrer oder lebten von ihrer Pension in der Stadt.

Abt Roman ging mit 800 fl Pension als Erzpriester nach Rosenthal. Ossiach hatte 5 Filialkirchen, die Pfarre St. Ulrich bei Feld-

*) Das später Pirkenau'sche nun Beer'sche am Ausgange der Wienergasse.

kirchen mit 2 Filialen, die Pfarre St. Jakob im Oberrosenthal mit 8 Filialen zu versehen. Die Kirchen behielten ihre Paramente, die Geistlichen wurden aus dem Religionsfond dotirt. Auch die Stiftkirche sollte als Pfarre bleiben, wurde aber später entweiht und das Kloster dem Militär überlassen, welches daselbst ein Gestüte errichtete.

Das Benediktinerstift Arnoldstein wurde 1783 im December für erloschen erklärt. Die Regierung hatte die Aufhebung des Stiftes und die Vereinigung der Personen und des Vermögens mit St. Paul beantragt. Der Kaiser entschied am 25. November 1783: „Ich beangenehme das Einrathen der Commission, jedoch sind jene Geistlichen, welche vermöge ihrer Unterschrift theils in der Seelsorge, theils bei Normalschulen verwendet sein wollen, wenn anders kein wichtiger Umstand waltet, zu belassen." Die Benediktiner baten, von ihrem Gnadengehalte im Stift leben zu dürfen; man möge sie mit der Versetzung nach St. Paul verschonen und ihnen wenigstens die Säcularisation gestatten. In Folge dessen wurde ihnen freigestellt, in ein anderes Benediktinerkloster oder in den Weltpriesterstand einzutreten. Das Stiftvermögen in Arnoldstein belief sich auf 91.080 fl.

Das meiste Aufsehen machte aber die Aufhebung des Benediktinerstiftes St. Paul. Durch 700 Jahre hatte es alles Glück und Unglück des Landes miterfahren, das Wohl und Wehe von Hunderten war an seine Existenz geknüpft. 1616 war das Stift beinahe ganz verarmt, hatte sich aber wieder erholt. Sein Besitz war ein wahrhaft fürstlicher, und doch war unter dem vorletzten Abt Anselm Peusanko (1748—1778) das Vermögen so herabgekommen, daß bei seinem Tode die Schuldenlast 567.060 fl. betrug. Man erzählte, daß er in den dreißig Jahren seiner Verwaltung am meisten bedacht gewesen sei, seine Familie auszustatten. Sein Nachfolger, Abt Anselm von Edling, hatte besser gewirthschaftet und 15.174 fl. Schulden gezahlt, aber es war nicht mehr möglich, die Interessen aufzubringen, die Gläubiger drängten, das öffentliche Vertrauen war gesunken. Auch im Unterrichte und in der Seelsorge konnte das Stift das nicht mehr leisten, was man von ihm erwartete. So rieth das innerösterreichische Gubernium zur Aufhebung und das Hofkanzlei-Decret vom 7. Oktober 1782 verkündete, „daß Seine Majestät aus dem am 12. September 1782 eingesendeten Vermögensausweise ersehen, daß dasselbe kaum ein Drittel seines Vermögens unbelastet habe, daß die Schulden sich häufen und sein Verfall unausbleiblich eintreten müsse; um diesem Untergange zuvorzukommen, habe Se. Majestät die Aufhebung

beschlossen und befohlen, die Geistlichen in andere Benediktinerklöster zu vertheilen."

Der landesfürstliche Commissär, Adam Dionys v. Gröller, derselbe, welcher die Aufhebung von Maria Loretto geleitet hatte, kam mit einem Actuar und mehreren Schätzleuten nach St. Paul, versammelte Tags darauf, am 4. November 1782, die Geistlichen im großen Abteizimmer, las die Decrete vor, hielt eine kurze Ansprache, ließ sich den Manifestationseid leisten, übernahm die Schlüssel und das Schuldbuch und begann zu verzeichnen, was an Geld, Pretiosen, Geräthen, u. s. w. vorhanden war. Erst am 30. Jänner 1783 beendete er sein Geschäft und reiste dann ab.

Im Kloster lebte Abt Anselm von Edling, der Prior Karlmann Kollmann und noch 25 Geistliche Mit den Mönchen, welche als Professoren, Seelsorger und Verwalter exponirt waren, gehörten zum Stift 60 Geistliche. Die 5 Novizen erhielten ein für alle mal 150 fl. und verließen in vier Wochen das Kloster. Den Mönchen war eine Frist von fünf Monaten gestattet, in welcher sie auf den Unterhalt für das ausgesetzte Taggeld angewiesen waren. Während dieser Zeit, am 1. Jänner 1783, richtete der Abt eine Vorstellung an die Regierung, unterschrieben vom Prior und dem ganzen Convent. Er bat darin um den Fortbestand des Stiftes und besonders um Verschonung von der Versetzung in andere Klöster; er berief sich darauf, daß das Stift von seinem Vermögen noch ein Drittel besitze, daß die Schulden in den letzten Jahren sich nicht vermehrt, sondern vermindert hätten. Die Geistlichen wenden ein, daß sie sich in die Eintheilung in andere Klöster nicht schicken könnten: „eben der Ort, das Land, die Luft, die Gebräuche, kurz nur die individuellen Umstände von St. Paul waren die Triebfeder, uns diesen Ort zu erwählen, wie wir auch in der Profession nicht anders schwuren, als die Sittenveränderung nach der Regel des heil. Benedikt und die Stabilität im Kloster St. Paul. Die Beweggründe waren sicher ernstlich und überdacht, warum wir nur in diesem Kloster unsere Freiheit hingaben. Wir sind überzeugt, daß die große Seele Joseph's, die alle Menschen glücklich zu machen beschäftigt ist, unseren Wünschen gerne entsprechen wird und daß es dem a. h. System Eines sein würde, ob wir mit einer Pension in andere Klöster hingegeben würden, oder mit der nämlichen unter der Direction unseres Ordinariates zurückbleiben". Man sieht, der Abt nahm sich seines Stiftes an, aber so einmüthig waren die Geistlichen nicht. Einige wünschten die Säcularisation, im Stift herrschte Gährung und

Unzufriedenheit. Der Abt trug theilweise die Schuld daran, weil er Monate lang in Klagenfurt wohnte. Als er 1782 von der Regierung eine Commission zur Untersuchung der Beschwerden verlangt hatte, drückte ihm der Bischof von Lavant*) sein Mißfallen aus: „Sie können die Ruhe und den Frieden im Stift am besten durch Güte, Sanftmuth und ein aufrichtiges Verfahren gegen Ihre geistlichen Söhne herstellen; — zeigen Sie ihnen, was Sie gethan, wie Sie gewirthschaftet und Sie werden sich Liebe, Hochachtung und Verehrung erwerben; — weltliche Commissionen sind nie heilsam für die Klöster und meistens verlieren diese dadurch ihren Kredit".

Das Inventar verzeichnete einen Aktivstand von 856.082 fl., einen Passivstand von 567.666 fl; also ein Reinvermögen von 288.416 fl.; an Kapitalien 38780 fl., an Barschaft 10.519 fl., an Silber 4465 fl., an Pretiosen 1173 fl, an Unterthansausständen 44873 fl., an Wein- und Mostvorrath 14.253 fl., an Meierhof-Fahrnissen in Kärnten und Steiermark 22020 fl., an Gebäuden in Kärnten und Steiermark 32230 fl., an liegenden Gütern 680.699 fl Die Mönche von St Paul haben alles getreulich geoffenbart, nicht so wie die Jesuiten in Millstatt, welche Gold, Silber und Schriften eingemauert hatten. Unter den Pretiosen sind genannt; ein Pectorale mit Rauten 450 fl., eine goldene Kette 52 fl., ein Brillantring 170 fl., ein Pectorale mit Smaragden, Kette und Ring 206 fl., 26 Monstranzen und Kelche, aber wenig werthvolle, die theuerste mit 7 Granaten und vergoldet ist auf 13 fl. angesetzt, ferner ein großes Crucifix zu 102 fl., eine Menge Ornate und Pontificalkleider u. a.

Die Bibliothek war sehr reich. Alle Bücher von St. Paul, Ossiach, Griffen, Viktring, Arnoldstein kamen in die Studienbibliothek nach Klagenfurt. Nichts wurde verschleudert, nichts unterschlagen. Das Archiv enthielt Urkunden privatrechtlicher Natur. Das Verzeichniß liegt vor Vergebens sucht man darin nach Manuscripten wissenschaftlichen oder dichterischen Inhaltes aus dem Mittelalter. Von allen Manuskripten der kärntnerischen Benediktinerstifte hatte ein Todtenbuch des 12. Jahrhunderts aus Millstatt den größten historischen Werth.

Der Grundbesitz war ein kleines Fürstenthum Das Stift besaß die Lavantmünder Alpe, die Herrschaften St Paul und Kolnitz (67.134 fl.), Unterdrauburg (54.137 fl.), den Markt Lavamünd (33.021 fl.), die Herr-

*) Vinzenz Joseph Graf von Schrattenbach.

schaft Möchling (37.780 fl.), Lapfenthal (24.454 fl.), das Gut Mosern (9182 fl.), den Zoll zu Völkermarkt (620 fl.), ein Kupferbergwerk am Lambrechtsberg, Häuser in Völkermarkt und Klagenfurt*); in Steiermark die Herrschaft Fall (142.500), Lembach (27.500 fl.), Zellnitz und Lorenzen in der Wüste. Der Werth der liegenden Güter betrug im Ganzen 680.699 fl.

Die Stiftungen und die Ausstattung in den Pfarren waren in dem Inventar nicht verrechnet. Das Stift hatte nämlich außer der Stift- und Pfarrkirche mehrere Pfarren mit Filialen zu versehen: die Pfarre St. Erhart mit zwei Filialen, St. Joseph im Löschenthal, St. Martin im Granitzthal mit drei Filialen, unserer lieben Frau in Pustritz, St. Peter und Paul in Möchling, St Paul unter dem Hornberg und St. Lorenzen in Steiermark.

Die Vorstellung des Abtes scheint doch Eindruck gemacht zu haben. Die Regierung sistirte die Aufhebung und zeigte sich ehrlich bemüht, dem Stifte aufzuhelfen. Sie verwaltete das Vermögen, vereinigte jenes von Arnoldstein damit, bezahlte einige Schulden und bestritt alle Ausgaben. Mehrere Jahre blieb dasselbe in der Schwebe. Noch 1786 kam der Befehl an das Gubernium, daß St. Paul nicht aufzuheben, aber die Zahl der Geistlichen von 60 auf 20 herabzusetzen sei.

Aber der Ruin war nicht mehr aufzuhalten. 1786 betrug das Vermögen von St. Paul und Arnoldstein 646.263 fl., die Schuldenlast 470.316 fl.; zur Erhaltung des Stiftes wäre noch ein Kapital von 218.174 fl. nothwendig gewesen. Das Stift selbst wünschte nun die Auflösung. Der Abt erklärte, daß er kaum mehr als 12 Geistliche habe, die andern seien bereits ausgetreten, auf einen Nachwuchs sei nicht zu hoffen, und die Gläubiger drängten derart, daß der Convent in immerwährender Verlegenheit sei. So riethen denn das Gubernium und der Bischof von Lavant zur Aufhebung, nur fügten sie die Bitte bei, „damit Unterkärnten den Geldumlauf nicht verliere", nach St. Paul eine Kaserne und einige Truppen zu verlegen. Die geistliche Hofcommission nahm den Antrag auf und der Kaiser verfügte: „Ich beangenehme das Einrathen der Commission und ist, wenn dieses Gebäu dem Militär nicht conveniren sollte, dem Gubernio in Ueberlegung zu geben, ob nicht etwa selbes statt der zu einem Siechenhaus für die inerösterreichischen Lande vorgeschlagenen drei Oerter (als dem Pöllauer Stiftgebäude oder einem der Frauenklöster Rudenitz oder Mährenberg) vorzuziehen wäre".

*) Das nun von Buzzi'sche Haus am Heiligengeist-Platz.

Die zweite Aufhebung würde am 4. Mai 1787 vollzogen. Auch die letzten Mönche verließen nun das Kloster. Einige gingen als Pfarrer in die Dörfer, 25 lebten als Weltpriester und Beneficianten von der Pension von 300 fl., der Prior erhielt 400 fl., Abt Anselm 1460 fl. Pension; er lebte anfangs als Pfarrer und Dechant in Wolfsberg, wurde dann Domherr des Bisthums Leoben und starb in dem neuen Bischofssitz Göß.

Die ersten Mönche in St. Paul waren aus Hirschau in Schwaben gekommen; von Mönchen aus Schwaben wurde das Stift restaurirt. Als Oesterreich 1805 die Vorlande verlor und das Benediktinerstift St. Blasien im Schwarzwalde aufgehoben wurde, gab Kaiser Franz den heimatlosen Mönchen ein Asyl zuerst zu Spittal am Pirn im ehemaligen Chorherrenstifte und 1809 zu St. Paul. Sie erhielten die eingezogenen Jesuitengüter Eberndorf und Pörtschach und übernahmen dafür den Unterricht am Gymnasium und Lyceum zu Klagenfurt. Von dem alten Besitz kam nichts an das Neukloster zurück, wol aber lebten die Mönche im alten Hause und beteten in der schönen romanischen Abteikirche. Berthold Rotter*) war 1809—1826 der erste Abt von Neu-St. Paul.

In Innerösterreich waren 22 Klöster (in Kärnten 5) aufgehoben. 1005 Nonnen, 211 Laienschwestern, 155 Mönche und 41 Laienbrüder wurden theils vom Staate erhalten, theils in anderen Klöstern versorgt. Die Summen, welche dem Religionsfonde 1782 zuflossen, betrugen 7,833.759 fl. und 1783 nach Verkauf der Güter, Pretiosen 2c. 14.952 377 fl. Dazu kamen noch andere Zuflüsse: 1785 wurde das Vermögen der dritten Orden und der Redemptionsfond, gestiftet um Christensclaven loszukaufen, mit dem Religionsfond vereinigt; 1783 die Intercalareinkünfte aller Pfründen; 1784 der Commissariatsfond der Franziskaner für das heilige Land; 1787 der Eremitenfond.

Als die wichtigsten Reformen auf dem kirchlich-politischen Gebiete von 1783 bis 1790 kann man verzeichnen: Die Abgrenzung der Diöcesen, die Errichtung von Generalseminarien, die Verordnungen für den äußeren Gottesdienst, die Eintheilung der Pfarren und die weitere Aufhebung von Stiften und Klöstern.

Eine Reihe von Verordnungen über den äußeren Gottesdienst stammt aus diesen Jahren, so die Gottesdienstordnung mit Vorschrif-

*) Berthold Rottler.

ten über Zahl und Dauer der Messen, über Altargebräuche, Kirchenmusik und Litaneien. Die Verfertigung und Austheilung von Amuleten, das Berühren der Bilder, Rosenkränze, Pfennige, das Beleuchten und Küssen der Reliquien u. a. wurde verboten.

Das Gesetz vom 18. Juni 1785 verfügte die Aufhebung aller Klöster, welche für die Seelsorge entbehrlich waren.

In Kärnten traf es folgende:

Das Cisterzienserstift Viktring, unfern vom Wörther-See, gegründet 1142, war eines der stattlichsten, reichsten Klöster in Oesterreich. Die Stiftkirche, ursprünglich dreischiffig wie die meisten Cisterzienserkirchen in Oesterreich, erfuhr Umstaltungen aller Art; der Chor ist vom Ende des 14. Jahrhunderts, das Langhaus aus neuerer Zeit; ebenso ist das Klostergebäude ein Neubau vom Anfang des 18. Jahrhunderts. Die Geschichte des Stiftes ist nicht geschrieben, seine Bücher und Schriften, seine Schätze sind zerstreut. Es besaß die Herrschaft Viktring mit 692 Unterthanen, mit den drei Wirthschaften in Viktring, Ebenau und Perlingshof, mit Aeckern, Wiesen, Wäldern, in Steiermark einen Hof bei Marburg, und Weingärten in Oberkötsch. Der frühere Abt hatte das Stift tief verschuldet, der letzte Abt durch gute Wirthschaft das Vermögen geordnet. Seit 1779 war der Sequester wieder aufgehoben. Nach der Aufhebung kamen die Güter und das ganze Vermögen an den Religionsfond, die Stiftkirche blieb Pfarrkirche, das Kloster wurde an die Herren von Moro verkauft*) welche daselbst eine Tuchfabrik einrichteten.

Noch stehen Bäume, welche die Cisterzienser gepflanzt, noch blüht der Garten, und die Prälatur ist ein prächtiger Wohnsitz der Familie Moro, durchweht von Erinnerungen und dem geistigen Hauche der neuen Zeit.

Das Hofkanzleidecret vom 19. Mai 1786 verfügte die Aufhebung des Stiftes; sie wurde durch den landesfürstlichen Commissär, Graf Norbert Aicholt, am 1. August vollzogen. Im Kloster lebten der Abt Constantin Rabitsch, der Prior Placidus Pößl und 18 Conventualen; mehrere waren als Pfarrer und Kapläne in der Seelsorge exponirt. Sie wurden pensionirt und säcularisirt; am 14. August verließen sie das Kloster.

Das Inventar verzeichnet ein Activvermögen von 536.274 fl. 31 kr., einen Passivstand von 123.085 fl. 18 kr., ein Reinvermögen von 413.188 fl. 3 kr. Die Posten wurden nach dem Besitz in Kärnten und

Steiermark doppelt verrechnet: an Bargeld in Kärnten 7082 fl., in Steiermark 318 fl., an Aktivkapitalien in Kärnten 25.905 fl., in Steiermark 300 fl., an Stiftungskapitalien in Kärnten 2000 fl., an Unterthansausständen in Kärnten 10.555 fl., in Steiermark 878 fl., an Ausständen von Parteien 301 fl., an Pretiosen, Silber und Paramenten in Kärnten 13.094 fl., an Silber in Steiermark 70 fl., Werth der liegenden Güter in Kärnten 308.233 fl., in Steiermark 117.516 fl., Werth der Gebäude in Kärnten 25.140 fl.**), in Steiermark 2990 fl., Werth der Einrichtung der Pfarrhöfe in Kärnten und Steiermark 132 fl., Werth der Geräthschaften in Kärnten 4427 fl., in Steiermark 684 fl., Werth der Vorräthe an Wein in Kärnten 3228 fl., in Steiermark 2881 fl., der Fässer 676 fl., an Getreide in Kärnten 1628 fl., in Steiermark 166 fl., an Vieh in Kärnten 2562 fl., in Steiermark 430 fl.; verschiedene Vorräthe im Werthe von 4801 fl.

Zu den Passiven sind gerechnet: Passivkapitalien in Kärnten, 107.467 fl., in Steiermark 2217 fl., unverzinsliche Schulden 2181 fl., jährliche Abgaben in Kärnten 7407 fl., in Steiermark 1723 fl. Das Vermögen in Steiermark war im Activstand auf 127.932 fl., die Passiva auf 4204 fl. verrechnet. Bezeichnend für die Verpflichtungen der Unterthanen sind die verschiedenen Ausstände. Die Unterthanen schuldeten an Steuern 6411 fl., an Getreide 2199 fl.; ferner 900 Stück Krebse, 107 verschiedene Fische, 350 Reinacken, 78 Kälber à 2 fl. 30 kr., 3 Kastrannen, 32 Kitzen, 2 Gänse, 1 Pfund Wachs, 95 Stück Kapaune, 3 Schafe, 666 Hammel, 110 Hühner, 11.540 Eier, 1067 Pfd. Schmalz, 2 Pfd. Haare u. a.

Die Activkapitalien in ständischen und staatlichen Obligationen wurden an den Religionsfond abgeliefert: von baarem Gelde nur 2558 fl., das andere war für Taggelder und verschiedene Zahlungen verausgabt.

Von Pretiosen und Silber wurden die in Viktring selbst vorgefundenen auf 8184 fl. geschätzt; unter diesen waren Pectorale im Werthe

*) Um 9951 fl.; 1789 erhielten sie die Religionsfondherrschaft Viktring in Erbpacht.

**) Das Stiftgebäude war auf 8500 fl., die Anwaltei auf 400 fl., die Kellergebäude auf 350 fl., die Meierei auf 2000 fl., ein Haus in Klagenfurt (das spätere Appellations-, dermalige Finanzdirektions-Gebäude, Kaserngasse) auf 13.000 fl., eine Holzhütte auf 340 fl., das Stöckl in Perlingshof auf 350 fl. geschätzt.

von 2000, 130, 60 fl., viele Ringe, Silberaufsätze, Bestecke, mit Gold gestickte Ornate, einer 300, ein anderer 1200 fl. im Werthe. Was in der Kirche zurückblieb, die Kirchenwäsche, 26 Meßgewänder, 5 Kelche u. a. war nicht geschätzt. Die Urkunden im Archiv bestanden aus Verträgen, Kauf- und Schenkungsbriefen, Urbarien, Indulgenzschreiben, päpstlichen und kaiserlichen Privilegien. Das Stifthaus in Klagenfurt wurde 1787 dem Bischof von Gurk zur Residenz überlassen.

Das Prämonstratenserstift Griffen, das einzige dieses Ordens in Innerösterreich, lag in den fruchtbaren deutschen Geländen zwischen dem Gurk- und Lavantflusse. Gegründet 1236 von Egbert, Bischof von Bamberg, gehörte es bis in das 18. Jahrhundert zur Bamberger Diöcese. Die ersten Mönche waren aus Franken gekommen. Das Stift versah die Seelsorge in der Pfarre St. Peter und Paul im Markte Griffen, in der Pfarre zu unserer lieben Frau im Griffenthal mit sechs Filialkirchen, ferner in zehn andern im Lande zerstreuten Pfarren. Als die Pfarrer vom Staate dotirt wurden, befahl das Hofkanzleidecret vom 19. Mai 1786 wie von Viktring auch die Aufhebung von Griffen; sie wurde am 19. August d. J. vollzogen. Die Geistlichen wurden in andere Klöster ihres Ordens versetzt, die Pfarre mit einem Weltpriester besetzt das Vermögen mit dem Religionsfond vereinigt.

Das Stift besaß die Herrschaft Griffen mit 238 Unterthanen, mit Aeckern, Wiesen, Weiden, Wäldern, Zehenten und Mühlen, nach der jährlichen Nutzung von 7157 fl. auf 210.103 fl. geschätzt; sie wurde vom Staate nach allen Abzügen für 127.893 fl. übernommen und später verkauft.

Ferner gehörten zum Stift das Gut Kathrein bei Villach im Werthe von 26.140 fl., zwei Weingärten bei Wolfsberg im Werthe von 4430 fl. und mehrere Weingärten bei Gams in Steiermark außer Marburg auf 5521 fl. geschätzt. Die liegenden Güter stellten im Ganzen ein Kapital dar von 165.110 fl. Die Gebäude in Griffen wurden geschätzt auf 12.330 fl., davon das Kloster auf 5520 fl., ein Haus in Klagenfurt auf 5300 fl.; die Gebäude in St. Kathrein auf 3000 fl., zu Gams auf 1400 fl. Die Barschaft im Stift betrug 7054 fl., die Activcapitalien 7737 fl., andere kleine Activposten 1193 fl., die Stiftungscapitalien 600 fl., die Unterthansausstände, die Pretiosen 221, das Stiftsilber 857, das Kirchensilber 363, die Paramente 2276 fl., im Ganzen 3958 fl. Die Vorräthe an Getreide wurden geschätzt in Griffen auf 1394 fl.; in Kathrein auf 296 fl., die Weine in Griffen auf 3828, in Gams auf

1600 fl., die Fässer auf 232 fl., das Vieh auf 3573 fl., die Fahrnisse auf 2623 fl., verschiedene Vorräthe in Griffen auf 4863 fl., in Kathrein und Gams auf 1432 fl.

Der gesammte Activstand des Klosters Griffen kam auf 249.209 fl., der Passivstand auf 10.797 fl, das Reinvermögen auf 238 411 fl.

Die Uebertragung der Seelsorge an die Weltpriester machte in Kärnten noch eine Reihe kleinerer Klöster, welche, wie in Krain, dem Bettelorden angehörten, überflüssig. Die Regierung ließ diese Klösterlein schließen, die Geistlichen versetzen oder pensioniren; das Vermögen war gering und blieb bei den Kapuzinern und Franziskanern dem Orden. Die Kirchen wurden Pfarr- oder Kuratkirchen.

Die Minoritenklöster in Wolfsberg und Villach, 1246 und 1250 von einem Bischof von Bamberg für Kirche und Schule gestiftet, wurden bereits 1784 aufgehoben. In Wolfsberg wurden Kirche und Kloster 1816 verkauft, das Kloster in Villach für die Schulschwestern, dann für ein Militärmagazin eingerichtet.

Die Augustiner in Völkermarkt, im 13. Jahrhundert für das Bürgerspital berufen, hatten so wenig Vermögen, daß sie kaum das Leben fristen konnten; das Gotteshaus war 1766 so verfallen, daß man seinen Einsturz fürchtete. Als das Kloster 1786 geschlossen wurde, wanderten die Geistlichen aus, das Haus wurde verkauft, die Kirche und der Thurm abgetragen.

1786 wurden auch die kleinen Klöster geschlossen, welche unter Maria Theresia als Missionsstationen gegen die Protestanten in Oberkärnten errichtet waren; so das Hieronymitenkloster in Weisach mit 6 Geistlichen, jenes in Teichen mit 3 Geistlichen. Die Hospize der Hieronymiten und Karmeliter zu Zedlitzdorf hörten auf, weil ihre Mutterklöster in Niederösterreich keine Beisteuern mehr leisteten und sie selbst ohne Stiftungsgelder nicht mehr bestehen konnten. Es fehlte auch an Mitgliedern; der Bekehrungseifer war erloschen; die wenigen Missionäre fristeten ein kümmerliches Dasein.

Die Augustiner hatten in Rubland bei Paternion ein ähnliches Hospiz. Die Geistlichen wurden versetzt, die Kirchen blieben Seelsorgestationen.

Die Regierung ließ ferner das Servitenkloster zu Luckau, die Kapuzinerklöster in Villach, Klagenfurt und Wolfsberg die zumeist in der Zeit der Gegenreformation entstanden waren, 1786

schließen. Die Gebäude blieben für kirchliche Zwecke bestimmt; so ist die Pfarre St. Niklas in Villach die alte Kapuzinerkirche.

Die Franziskanerklöster in Klagenfurt, Friesach und St. Veit wurden nicht aufgehoben, sondern reduzirt, die ersteren auf 18, das letztere auf 14 Mönche. Die Josephinische Regierung ließ auch die Tertianerinen*) oder Schulschwestern in Villach bestehen. Nur ihr Haus sollte verkauft und ihnen dafür das Minoritenkloster angewiesen werden.

Das Collegiatstift St. Andrä im Lavantthale, eines der ältesten Stifte, 1212 vom Bischof von Brixen gegründet, war in seiner Wirtschaft so herabgekommen, daß es die Geistlichen nicht mehr ernähren konnte. Es wurde 1786 dem Stifte verboten, neue Candidaten aufzunehmen. 1798 ging dasselbe gänzlich ein, 1825 wurde das Haus für ein Domcapitel des Bischofs von Lavant eingerichtet.

Welche Veränderung hatte dieses Oesterreich in den wenigen Jahren der Josephinischen Regierung erfahren! Ein großer Theil seiner mittelalterlichen Form war ausgebrochen, das Kirchenthum erschüttert, eine Reihe der mächtigsten Klöster mit allen Wurzeln aus dem Volks- und Kirchenleben ausgehoben. Selbst die Landschaft schien verändert. Klöster und Stifte waren in Kasernen, Edelsitze, Irrenhäuser, Spitäler verwandelt, viele Kirchen entweiht, gesperrt, auf den Gütern wirthschafteten weltliche Verwalter.

1770 bestanden in Oesterreich in seinen deutschen und ungarischen Landen 2163 Klöster, davon bis 1786 738 aufgehoben wurden. In Inneröfterreich waren 1782 22, und von 1783 bis 1799 43 geschlossen, aus denen mehr als 1500 Mönche und Nonnen austraten. Das Aktivvermögen der gesammten in Steiermark, Kärnten und Krain aufgehobenen Klöster, 12,211.076 fl., wurde dem Religionsfonde zugewiesen.

Somit war es wol ebenso gebunden, wie in der todten Hand, der Staat verwaltete die Güter wenig besser als die Kirche, aber die wohlthätigen Folgen wurden doch fühlbar; im Volke, in den Gemeinden, Schulen und Pfarren. Viele Güter, Aecker, Weingärten, Mühlen wurden

*) „Die versammelten Jungfrauen aus Liebe des Nächsten zur Erziehung der weiblichen Jugend in Villach und andern Orten, welche keine Gelübde ablegen, Kostkinder und offene Schulen halten, sind nutzbar und heilsam. Kaiserl. Handbillet vom 7. Juli 1785."

verkauft und wurden, der freien Arbeit überlassen, eine neue Quelle des Wohlstandes.

Einzelne Klöster waren in Fabriken, in stattliche Schlösser umgewandelt; in den Hallen, wo einst die Responsorien der Mönche erklungen waren, konnte man jetzt das Geräusch der Arbeiter, das Gebet der Kinder und den fröhlichen Haushalt der Familie vernehmen. Der Weltclerus hat durch mehr als eine Generation die Josephinische Regierung gesegnet. Der neue Pfarrherr war unabhängiger, besser gestellt. Die Seelsorge war vermehrt. Ringsum entstanden neue Kirchen. Mit Vorliebe und zahlreich hatten sich die Exmönche für den Weltpriesterstand gemeldet und Exnonnen zogen es vor, bei ihren Verwandten zu leben und zu sterben, als sich einer fremden Klosterregel zu fügen.

Gewiß ist aber mit dem Reichthum an Geld und Gut der Werth der Klöster nicht vollständig verzeichnet. Man müßte beschreiben können, wie viel Grund und Boden diese Mönche angebaut, wie viel Schulen sie gehalten, wie viel geistige Kräfte sie geweckt und gebildet, wie sie den künstlerischen Sinn gepflegt, wie sie Kranken gewartet und Arme gespeist, wie sie das Volk an Ordnung und Sitte gewöhnt haben. Wer vermöchte die Werke der Liebe und Barmherzigkeit, das Glück des Glaubens und des Friedens, den sittlichen Einfluß, der von diesen Klöstern ausgegangen ist, zu schildern. Wol haben viele den Schritt über die Klosterschwelle bereut, viele sind der harten Zucht erlegen, Hochmuth und Tyrannei hat darin geherrscht, wie überall, aber eben so viele haben in den Klosterzellen die Rettung, und den Frieden ihrer Seelen, ihre Zuflucht und oft auch ihr Recht gefunden.

Botanischer Sommerbericht

für die zweite Juni-Hälfte und die erste Hälfte Juli.

Von **Gustav Adolf Zwanziger.**

Die Sense des Mähers warf in der zweiten Hälfte des Juni den Blumenschmuck der Wiesen schonungslos zu Boden, damit er seinem Stoffwechsel aus Nahrung in Fleisch, Blut und Dünger entgegengeführt werde.

Aus den Gebüschen und dem Waldrande der Satnitz wehten uns überall die zarten schneeweißen Federsträuße der 3—4' hohen bocksbärtigen Spierstaude (Spiræa Aruncus L.) mit mächtigen doppelgefiederten Blättern entgegen. Zu ihr gesellten sich die großen blauen Blumenglocken unserer schönsten Glockenblume, der pfirsichblättrigen (Campanula persicifolia L.), der blautraubige breitblättrige Ehrenpreis (Veronica latifolia L.), alle Wintergrünarten, das grünblütige, das wie Maiglöckchen duftende weiße rundblättrige, das mittlere, das einseitswendige und das einblütige (Pyrola chlorantha Schwarz, rotundifolia L., media Schwartz, secunda L. und uniflora L.), die grünblütige eiblättrige Listere (Listera ovata L.), eine Orchidee, deren Blüten durch die tief gespaltene Lippe fast einem Menschenkörper ähneln, der süßblättrige Tragant (Astragalus glyciphyllos L.), das hohe schmalblättrige Weidenröschen (Epilobium angustifolium L.), dessen oft über fußlange, aufrechte, an der Spitze etwas nickende dunkelpurpurne Blumentrauben jedem Garten zur schönsten Zierde gereichen würden; diesen schlossen sich gegen Ende des Monats an die aufrechte Waldrebe (Clematis recta L.) mit weißen Blumensträußen, der gelbe Karst-Schneckenklee (Medicago carstiensis Jacq.), der bis 4 Fuß hohe gebräuchliche Baldrian (Valeriana officinalis L.) mit licht purpurnen Ebensträußen, das Bergweidenröschen (Epilobium montanum L.), die schöne Bartnelke (Dianthus barbatus L.); auf trockenem Waldboden die röthliche Orchidee Epipactis rubiginosa Gaud., das besonders gegen Abend vanilleduftende weiße langgespornte zweiblättrige Breitkölbchen (Platanthera bifolia Rich.), der wohlriechendste Nacktdrüsengriffel (Gymnadenia odoratissima Rich.), der goldgelbe Färberginster (Genista tinctoria L.), das mittlere Leinblatt (Thesium intermedium Schrad.) mit kleinen milchweißen Blütensternen, die weißen Glöckchen der sich an den Boden anschmiegenden Preißelbeere (Vaccinium Vitis Idæa L.), der gebräuchliche Ehrenpreis (Veronica officinalis L.), der Mauersalat (Lactuca muralis L.), die milchweißen Doldentrauben des hollunderartigen Eppichs (Sambucus ebulus L.) die größere Astrantie (Astrantia major L.), die Wald-Knautie (Knautia silvatica Dub.), die nesselblättrige Glockenblume (Campanula Trachelium L.) u. a. Von Sträuchern blühten die weißen süßduftenden Trauben des Hartriegels (Ligustrum vulgare L.), die Hundsrose (Rosa canina L.), der schwärzliche und der

kopfige Gaisklee (Cytisus nigricans L. und capitatus L.), der Faulbaum (Rhamnus Frangula L.), Himbeeren und Brombeeren (Rubus Idaeus L. und fruticosus L.). Auf trockenen Wiesen und Rainen kamen noch einige Blumen zu den schon verzeichneten hinzu, nämlich das löwenmaulartige gelbe gemeine Leinkraut (Linaria vulgaris L.), zwei steife Kornblumenarten (Centaurea Jacea L. und nigrescens L.), die weiße schirmtraubige gewürzhaft riechende Schafgarbe (Achillea Millefolium L.), das aufgeblasene Leimkraut (Silene inflata L.), mit dessen Kelchen die Kinder so gerne klatschen, das weiße nördliche Labkraut (Galium boreale L.), das grünlichweiße weiche (G. mollugo L) und das hochgelbe nach Honig riechende wahre Labkraut (Galium verum L.), das Gänsefünffingerkraut (Potentilla anserina L.) mit großen goldgelben Rosenblüten und silberweißen kammförmigen Blättern sowie das kriechende Fünffingerkraut (Potentilla reptans L.), die gelbe Wiesen-Platterbse (Lathyrus pratensis L), eine kleine grünliche Orchidee (Herminium Monorchis L.), die leinblättrige Glockenblume (Campanula linifolia L.), der kleine hopfenartige und der sichelförmige Schneckenklee (Medicago lupulina L. und falcata L.) und, sich um andere Pflanzen rankend und selbe erstickend die Fäden der Flachsseide (Cuscuta Epithymum L.), deren kleine Blütchen zu rundlichen Köpfchen zusammengestellt sind. Auf nassen Wiesen prangte, aber spärlich, die stolze Nelke (Dianthus superbus L.) mit federförmig zerschlitzten purpurnen Blumenblättern, welche so riechen, wie zu Blumenduft veredelte Ameisensäure, häufig traten auch auf die gebräuchliche Betonie (Betonica officinalis L.) mit blauen Rachenblumenähren, die gelbrispige schmalblättrige Wiesenraute (Thalictrum angustifolium Jacq.), die blauen netten Blumenköpfchen des Teufelsabbisses (Succisa pratensis Mch.), die ulmenblättrige Spierstaude (Spiræa Ulmaria L.), an feuchteren Stellen der schmalblättrige Sumpf-Hahnenfuß (Ranunculus Flammula L.), an steinigeren feuchten Orten die grünährige Tofjeldie (Tofjeldia calyculata L.), in Gräben das weiße Sumpf-Labkraut (Galium palustre L.), an Fluß- und Bachrändern der gebräuchliche Beinwell (Symphytum officinale L.) mit herabhängenden blauen Glöckchen, das windende Bittersüß (Solanum Dulcamara L) und der schöne gelbblütige gemeine Weiderich (Lysimachia vulgaris L.) sowie der dunkelpurpurrothe weidenblättrige (Lythrum Salicaria L.).

In der Bucht bei der Sägemühle in der Ortschaft Auen am südwestlichen Ufer der Werdersee's blühte die gelbe Seerose (Nuphar luteum Smith.), welche sonst nur im Keutschacher See angegeben wird. Auf einer nassen Wiese zwischen Augsdorf und Velden die in Kärnten so seltene hohe Kreuzwurz (Senecio Doria L.), heuer des kalten Wetters halber sehr spät zur Blüte gelangend An trockenen Rainen um Villach war ein Gras, die kammförmige Kölerie (Koeleria cristata L.) so häufig, wie um Klagenfurt der Glatthafer (Arrhenatherum elatius M. & K.), der jetzt in Samen steht.

In der ersten Juliwoche hatten auch die Voralpenwiesen am Loibl ihr schönstes buntes Blumenkleid angelegt und prangten in den verschiedensten Farben, weiß, blau, hochroth, rosenroth und gelb. Außer den meisten schon aus der Satnitz angeführten Pflanzen kamen hier dazu der prächtige weiße platanenblättrige Hahnenfuß (Ranunculus platanifolius L), die blauährige steif aufrechte schwarze Rapunzel (Phyteuma nigrum L.) und die kleinere hellblauere kugelige Rapunzel (Phyteuma orbiculare L.), das schöne purpurne kugelige Knabenkraut (Orchis globosa L.), die gelbe Trollblume (Trollius europæus L.), die größere Astrantie (Astrantia major L.), das purpurährige langgespornte Wanzen-Knabenkraut (Gymnadenia conopsea Rich.) und nicht weniger als drei Lilienarten, der prachtvoll hochrothe krainische Türkenbund (Lilium carniolicum L.), der gewöhnliche Türkenbund (Lil. Martagon L.) und die in den Blattachseln zwiebelchentragende Feuerlilie (Lil. bulbiferum L.). Im Bärenthale blühten: die große Taubnessel (Lamium Orvala L.), der keil- und der rundblättrige Steinbrech (Saxifraga cuneifolia Vest. und rotundifolia L.), der Wald-Huflattig (Homogyne silvestris Cass.), der fleischrothe Pippau (Crepis incarnata Jacq.), die blaue Alpen-Schönmünze (Calamintha alpina Lam.), das dreizählige Schaumkraut (Cardamine trifolia L.) mit unten blauroth angelaufenen fast kleeartigen Blättern, der goldgelbe wohlriechende Alpenlak, (Erysimum Cheiranthus L.), das kleine gelbe nierenblättrige zweiblütige Veilchen (Viola biflora L.), das gewimperte Gänsekraut (Arabis ciliata R. Br.), das Felsen-Löffelkraut (Cochlearia saxatilis Lam.), das weißstrahlige Alpen-Maßliebchen (Bellidiastrum Michelii Cass.), die Hain-Sternmiere (Stellaria nemorum L.), die blaue Alpen-Waldrebe (Atragene alpina L) und vor allen häufig die milchweißen zier

lich eingeschnittenen Blütensterne des Alpen-Leimkrautes (Silene alpestris L.), welches Ende Juni auch in der Ebene am Ferlachbache blühte, zugleich mit der herabgeschwemmten gelben Kreuzwurz der Nebroden (Senecio nebrodensis L.).

Die heißen Sommertage der ersten Julihälfte entwickelten auch eine Anzahl von Schuttpflanzen, von denen die bemerkenswerthesten sind: das mit grünen violett geaderten Trichtern blühende giftige Bilsenkraut (Hyoscyamus niger L.), der stattliche giftige Stechapfel (Datura Stramonium L.) mit schönen weißen Blumentrichtern, das starre, einst für so heilkräftig gehaltene Eisenkraut (Verbena officinalis L.), der unscheinbar blühende weiße Gänsefuß (Chenopodium album L.), der gute Heinrich (Blitum bonus Henricus C. A. Meyer), der pfirsichblättrige Knöterich (Polygonum Persicaria L.), die zweihäusige Brennessel (Urtica dioica L.), die gebräuchliche Rauke (Sisymbrium officinale Scop). Zu den Getreideunkräutern kamen hinzu: der zartrispige Windhafer (Apera spica venti Beauv.), die blaue Vogelwike (Vicia Cracea L.), der brennendrothe Acker-Gauchheil (Anagallis arvensis L.) die röthliche Ackerdistel (Cirsium arvense L), der rothährige Sumpfziest (Stachys palustris L.), die stinkende Hundskamille (Anthemis Cotula L.), der wilde gelbe und bläuliche Hederich (Raphanus Raphanistrum L.), das kleine Leinkraut (Linaria minor Desf.), in Gärten der feinblättrige Erdrauch (Fumaria officinalis L.).

Aus der Struga erhob der großblumige zungenblättrige Hahnenfuß (Ranunculus Lingua L.) stolz seine thalergroßen gelben Blumen in großer Anzahl, im Werdersee und im Kanale bei Loretto schwimmen auf dem Wasser die lieblichen wie gefüllt scheinenden weißen Seerosen (Nymphæa alba L.) mit zahlreichen gelben Staubfäden.

Ein abgeholzter Abhang in der Satnitz, wo der unterliegende Thonschiefer zu Tage tritt, wird fast ganz von dem bleichgelben großblumigen Fingerhute (Digitalis grandiflora Lam) eingenommen, der sich die blauen Blumenkugeln der Berg-Jasione (Jasione montana L.) und die kleine Schönmünze (Calamintha acinos L.) beigesellen; die gegenüberliegende Seite auf Kalknagelflue hat zwei schöne Leinarten aufzuweisen, den gelben und den purpurrothen klebrigen (Linum flavum L. und viscosum L), die pfirsichblättrige Glockenblume (Campanula persicifolia L.), den Wald-Storchschnabel (Geranium silvaticum L.) u. s. w. Auf Thonschiefer bei Stein

die Waldmalve (Malva silvestris L.) in größerer Menge. — Das gelbe durchlöcherte Johanniskraut (Hypericum perforatum L.) kam heuer erst im Juni zur Blüte und bedeckt massenhaft trockene Wiesen und Bergabhänge. Im Walde hat es noch zwei Verwandte, das vierflüglige und das Berg-Harthen (Hypericum tetrapterum L. und montanum L.)

Außerdem giebt es noch zerstreut im Walde und an dessen Rändern das knotige Skrophelkraut (Scrophularia nodosa L), den gelbblumigen Odermennig (Agrimania Eupertoria L.), den großblumigen rothen Kopfstendel und den weißen Kopfstendel (Cephalanthera rubra Rich. und pallens Rich), den wirtelständigen Salbei (Salvia verticillata L.), den okergelben Klee (Trifolium ochroleucum L.), in und an Gräben den saftig blättrigen Bachbungen-Ehrenpreis (Veronica Beccabunga L. und Anagallis L.) und das Sumpfweidenröschen (Epilobium palustre L.), an feuchteren Feldrainen den kriechenden gelbblütigen rundblättrigen Weiderich (Lysimachia nummularia L), an Hecken den windenden Knöterich (Polygonum Convolvulus L.), an feuchten Orten die weißen schön geaderten Blumen der Sumpf-Parnassie oder des Studentenröschens (Parnassia palustris L.) Alle Feldraine sind voll von den weißen und gelben Doldenschirmen der wilden Möhre oder gelben Rübe (Daucus carota L.) und des Pastinaks (Pastinaca sativa L). Auch der gelbe Löwenzahn (Leontodon hastilis L.) ist nicht selten. Feuchte Wiesen schmückt der niedliche rachenblütige Augentrost (Euphrasia officinalis L.) mit weißen violettgeaderten Blümchen und gelbem Gaumen. Auf Mauern und trockenen Stellen alles gelb färbend der Mauerpfeffer (Sedum sexangulare L.).

Einen sehr verschiedenen Pflanzenschmuck finden wir auf der Thonschieferunterlage des Kreuzbergels. Durch Massenhaftigkeit des Auftretens fallen sogleich in's Auge: die bis gegen 2 Schuh hohen sparrigen Stengel eines weißblumigen Kreuzblütlers, der grauen Farsetie (Farsetia incana R. Br.), welche nach der Flora von Kärnten nur bei Millstatt, St Veit und im Möllthale vorkommt, der niedliche haarigköpfige Ackerklee (Trifolium arvense L.) mit sehr kleinen Blümchen und ganze Strecken gelb färbend der große Goldklee (Trifolium agrarium L.), die blauen Blumenkugeln der Berg-Jasione (Jasione montana L.), die weißen Dolden eines Haarstrangs (Peucedanum Oreoselinum L), der gelbe und weiße Honigklee (Melilotus officinalis Des-

rouss. und alba Desr.), beide, besonders etwas welk, süß duftend, das silberblättrige Fünffingerkraut (Potentilla argentea L.), und die nette Steinbrechnelke (Tunica Saxifraga L.), mit purpurnen Blümchen; auf Wiesen häufig der Wiesen-Fuchsschwanz (Alopecurus pratensis L.), ein walzenähriges Gras, auf dem Waldboden die würzige kriechende Gundelrebe (Glechoma hederacea L.) und mehrere zarte Gräser, die Waldhirse (Milium effusum L.), sehr häufig die gebogene Aira (Aira flexuosa L.), die kriechende Triodie (Triodia decumbens Beauv.) u. a. Am Rande des Glankanals hinter dem Bade ragt das schilfartige Bandgras (Phalaris arundinacea L.) hoch aus dem Wasser. Auf der Goritschitzen blühten große Strecken des schönen violetten Schmetterlingsblütlers, der gebräuchlichen Galega oder Gaisraute (Galega officinalis L.), an trockeneren Stellen schöne Rasen des Thymians oder Quendels (Thymus Serpyllum L.), bei jedem Tritte darauf die angenehmsten gewürzhaften Wohlgerüche verbreitend.

Von Bäumen blühten als letzte die Linden, Anfangs Juli die großblättrige (Tilia grandifolia Ehrh.) und gegen Mitte des Monats die kleinblättrige (Tilia parvifolia Ehrh.), die Luft mit süßem Dufte schwängernd und den Bienen Honig spendend. In den Alleen blühten auch die aufrechten grünen Rispen des aus Japan eingeführten fiederblättrigen Götterbaumes (Ailanthus glandulosa L.). Die Aehren des Roggens wurden weiß und reif, sie neigten sich durch die Fülle der Körner zu Boden und werden eben geschnitten, der Weizen blühte Ende Juni und reift dem Tage der Ernte entgegen, die Gerste verblühte in der ersten Woche des Juli und der Hafer kommt erst jetzt daran. Sonst blühen von Feldfrüchten der Erdapfel (Solanum tuberosum L.) und die Saubohne (Vicia Faba L.). Von Obst und Beeren gibt es eigentlich noch nichts als Kirschen, Weichseln, Erd- und Schwarzbeeren.

Am Abende schwirren zahlreiche Junikäfer (Rhizotrogus solstitialis F.), aus denen heuer durch Verspätung Julikäfer wurden, herum, ohne Scheu ins Gesicht stoßend und auf den Händen und am Halse herumkrabbelnd. Sobald es dunkel geworden ist, sieht man helle Lichtfunken in der Luft umherfliegen und im Grase kriechen, die Johanniskäferchen (Lampyris splendidula L.). Es gibt auffallend wenig Schmetterlinge, von denen die meisten im kalten Frühling ihren Tod fanden, am häufigsten sieht man noch Perlmutterfalter (Argynnis) und Bläulinge

(Lycæna). Auch die gefleckten Widderchen (Zygæna) sind nicht selten. Dafür hat man im Walde nur zu sehr von der Zudringlichkeit der so fein singenden Gelsenweibchen (Culex pipiens L.) zu leiden, während die Männchen in Schwärmen harmlos in der Luft spielen. Auch an Stechfliegen mangelt es nicht, deren Rüssel in die Haut wie Nadeln eindringen und von welchen die Regenbreme (Hæmatopota pluvialis L.) wol die häufigste und lästigste ist Eine große prachtvoll gebänderte Art sticht niederträchtig und viele kleinere Arten helfen ihr dabei unser Blut abzuzapfen. Die stahlblauen Agrionen sind weniger geworden, dafür schweben große glasflügelige Wasserjungfern mit himmelblauem Leibe (Aeschna-Arten) und auch kleine lichtblaue Agrionarten herum.

Endlich haben die brennenden Strahlen der Sonne den Schnee von den grauen Felsriesen der Karawanken geschmolzen und nur in den Schluchten sieht man ihn noch wie weiße Adern schimmern; doch ist dieser Anblick mehr ein trügerischer und es gibt im Innern des Gebirges noch so gewaltige Schneemassen, daß auch die ärgste Sommerhitze kaum mehr im Stande sein wird, sie in der kurzen Zeit bis zu neuem Schneefalle hinwegzuschmelzen. Liegen doch im Stadtgraben noch nicht unbedeutende Schneemengen, von den beträchtlichen Schneefällen dieses Winters herrührend.

Anwendung des Spektroskops beim Stahlguß.

Schon im verflossenen Jahre brachte man zu Sheffield bei der Verfertigung des Bessemer-Stahls das Spektroskop in Anwendung, um den rechten Augenblick zu bestimmen, wann das geschmolzene Metall gegossen werden solle. Dadurch, daß man das Spektrum der aus dem Ofen hervorgehenden Flamme beobachtet, läßt sich der Augenblick im Allgemeinen mit Genauigkeit bestimmen, ausgenommen, wenn Mangan enthaltendes Eisen gebraucht wird: die Bestimmung wird dann sehr schwierig. Man hat seitdem gefunden, daß eine Verbindung gefärbter Gläser, von welchen zwei ultramarinblau sind und eines dunkelgelb ist, dem nämlichen Zweck entsprechen werden. Das so gebildete Instrument wird ein Chromopyrometer genannt und man sagt, daß, wenn man durch dasselbe die während des Gebläses aus dem Ofen kommende Flamme betrachtet, die

von der Farbe gegebenen Anzeichen so genau sind, daß man selbst einen gewöhnlichen Arbeiter mit dem Gebrauche des Instrumentes betrauen kann. Während der Beobachtung der Operation sieht man die Flamme ihre Farbe verändern, bis sie als tiefes Carmesin erscheint. Das Gebläse sollte dann augenblicklich abgeschlossen werden.

(Chambers Journal.)

Statistische Notizen und Marktberichte.

Auf der Erde leben ungefähr 1350 Millionen Menschen, jährlich sterben ungefähr 40 Millionen, also 110.000 den Tag, 4500 die Stunde, 75 die Minute.

(Suez-Kanal.) Im Jahre 1870 haben 491 Schiffe mit dem Gesammt-Tonnengehalte von 443.212 Tonnen und mit 26.592 Passagieren den Kanal von Suez passirt und zwar 292 Schiffe mit dem Tonnengehalte von 251.929 Tonnen in der Richtung von Port Said nach Suez und 199 Schiffe mit dem Tonnengehalte von 191.283 Tonnen in der Richtung von Suez nach Port Said. (Die Tonenzahl bezieht sich auf den nominellen Gehalt.) Die Gesammt-Jahreseinnahme aus den Schifffahrtszoll-, Passagier, Remorquirungs- und Lotsengebühren betrug 5,070.098 Francs, also durchschnittlich pro Monat 422.508 Frcs, wovon auf die droits de canal 4,372.615, auf die droits de passagers 265.020, auf die droits de remorquage 75.244 und auf die droits de pilotage 357.219 Frcs. entfallen. Die Gesellschaft bedarf zur Deckung der Regieauslagen sowie zur Verzinsung des ausgeiegten Kapitals einer täglichen Einnahme von über 50.000 Frcs., also einer Monatseinnahme von 1,500.000 Frcs.

Eines der tiefsten Bergwerke ist die englische Steinkohlen-Grube Rose-Bridge bei Wigan. Untersuchungen über die natürliche Wärme des Erdinneren und deren Zunahme nach dem Mittelpunkte der Erde ergeben 22° C. bei der Tiefe von 548 m. im Cannel-Flötz, 33.,° C. bei der Tiefe von 739 m. (2274 Par. Fuß) im Arley-Flötz. — Tiefer noch ist die Grube Samson bei Andreasberg im Harz deren Schächte bis 788., m. Tiefe (2700 hannov. oder 2428 Par. Fuß) hinabreichen.

Die Diamanten-Region in Südafrika erweist sich doch als sehr reichhaltig. Im Januar 1871 ist wieder ein ungemein ergiebiges „Feld" entdeckt worden, im Distrikt Boshof, am Ufer des Vaalflusses. Binnen nur drei Tagen fand man dort Diamanten von 23⅓, 27¼, 12, 37½ und 107½ Karat; der letztere hat die Bezeichnung: „Stern von Diamandia" erhalten, und er ist auf 25.000 Pf. Sterling abgeschätzt worden. — Im Bezirke von Hope Town sind zwei Steine von 52 und 115 Karat gefunden worden.

Eisen- und Bleipreise
im Juli.

Die Berichte über den Eisen- und Bleimarkt lauten überall günstig. Die belgische Eisenindustrie ist vollauf beschäftigt, die Eisenpreise in den Ländern am Rhein behaupten eine feste Haltung, die oberschlesischen Hütten sind in lebhaftem Betrieb und ebenso zeigt sich im österreichischen Eisenwesen sehr große Thätigkeit. Es sind die Gußwerke dauernd beschäftigt, in Stabeisen ein erhöhter Begehr und in Eisenbahnmaterialien und Blechen kann der Nachfrage nicht rasch genug entsprochen werden. Die Preise für 1 Zoll-Ztr. Eisen werden notirt: Köln: Holzkohlen und Spiegelroheisen fl. 3.25—3.75. Cokesroheisen raff. fl. 2.25, graues fl. 2.62. Schottisches fl. 2.40. Stabeisen grobes fl. 5.75—8. Oberschlesien ab Hütte: Holzkohlen-Roheisen fl. 2.48—2.50, Cokesroheisen fl. 2.15—2.20, Stabeisen gewalzt fl. 4.75—4.88, geschmiedet fl. 5.88—6.—.

Die Bleipreise sind fest und die Zinkpreise ziehen an. Köln: Raff. Weichblei fl. 9.38—9.88. Hartblei fl. 9.38. Zink, rohes fl. 9.30—9.90, gewalztes fl. 11.75. Oberharzer Blei ab Hütte: fl. 9.63. Freiberger fl. 9·25. Zink ab Breslau fl. 9.13—9.25, geringere Marken fl. 8.50—8.75.

Die Eisen- und Bleipreise in Kärnten wie in den vorigen Monaten; spanisches Blei zu Triest fl. 12.05—12.27 der Zoll-Ztr.

Getreidepreise vom Juni und Anfang Juli 1871.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt Juni	5.84	4.28	3.19	1.95	3.75	3.39
„ am 20. Juli	5·66	3.66	3·00	1.98	3.70	3.66
Pest	6.21	3·39	2.48	2.17	—	3.39
Wiener-Neustadt	6.25	3.75	2.75	2.50	—	3.80
Wels	6.51	4.11	3.33	2.13	—	3.65

Klagenfurter Lebensmittel-Durchschnittspreise.

1 W.-Pf.	Rindschmalz	Butter	Speck geselcht	roh.	Schweinschmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	54	48	46	42	46	4

1 Pfund Rindfleisch 26—28 kr.; 1 Pfund Kalbfleisch 28—32 kr.

1 Klftr. Brennholz 12" lang, hartes fl. 4.60—4.70, weiches fl. 3.30—3.60

1 „ „ 30" „ weiches fl. 5.70—6.00

1 W.-Zentner Heu, mindeste Qualität fl. 0.60 beste 1.40.

1 „ Stroh, „ „ „ 1.10., „ 1.45.

Silberagio: Juni 121.70, vom 1. bis 20. Juli 121.34.

Inhalt.

Redaction: Leodegar Canaval und A. Ritter v. Gallenstein.
Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geschichtvereine und naturhistorischen Landesmuseum in Kärnten.

№ 8 u. 9. Einundsechzigster Jahrgang. 1871

Für und Wider.

Bei Gelegenheit der Besprechung über Darwin's jüngst edirtes Werk von der Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl, in der „N. Fr. Presse" vom 17. Mai l. J. bricht der Verfasser des bezüglichen Artikels, Herr Oskar Schmidt, ein eifriger Anhänger der Darwin'schen Theorie, selbstverständlich für dieselbe Flugs eine Lanze und jagt mit seinem wissenschaftlichen Streithammer, die Köpfe seiner Gegner damit bedrohend, alles in wilde Flucht, mit seinem Freunde Darwin dann gemächlich am Kampfplatze lagernd.

„Es ist eitel Gewäsch der „Orthodoxen", meint er, „wenn sie in den unzähligen Versuchen, das Alte zu retten, aufstellen, die Darwinianer operirten ja gar nicht mit Schlüssen, welche auf Thatsachen beruhten; sie hätten das Feld der Naturforschung verlassen und hantierten mit Ungewißheiten, Wahrscheinlichkeiten, hohlen Hypothesen u. dgl. Es ist das, sage ich, ohnmächtiges Gerede, weil die Anti-Darwinianer nicht im Stande gewesen sind, Werke wie Häckel's generelle Morphologie und seine Special-Untersuchungen über die niedrigsten indifferenten Organismen, Rütimeyer's Forschungen über die Abstammung und Veränderungen unserer Hausthiere und die Fülle wahrhaft classischer Endeckungen Gegenbauer's im Gesammtgebiete der Wirbelthierwelt zu verstehen, geschweige denn durch gleiche Detailnachweisungen zu widerlegen . . . . . . Häckel's oben angeführtes Werk, das mit eiserner Consequenz, stellenweise vielleicht etwas zu doctrinär, den Darwinismus in deutscher Weise in ein System gebracht hat, ist der jüngeren Generation und denjenigen älteren Natur-

forschern, welche ihr Gehirn vor Verknöcherung bewahrt haben, binnen wenigen Jahren in Fleisch und Blut übergegangen. Dagegen hilft kein Sträuben und Protestiren, das lehrt die Literatur dieser Jahre und nur diejenigen Zöpfe sehen das nicht, die straußenartig ihr entsetztes Antlitz verbergen, bis sie nach vielleicht einem Jahrzehnt zu ihrem noch größeren Schrecken bemerken werden, daß der Umschwung völlig vollzogen ist". . . . .

„Wenn Darwin", fährt der Verfasser fort, „nach sorgfältigster Erwägung aller Affenähnlichkeit der Menschen ein für unsere Eitelkeit freilich nicht schmeichelhaftes Portrait unserer muthmaßlichen affenähnlichen Vorfahren zu zeichnen unternimmt, so preßt dasselbe Manchem, wie meinem verehrten Freunde Andree in einer der letzten Nummern des „Globus", einen Schrei des Unwillens aus. Aber mit bloßem Abscheu widerlegt man nicht, und wenn mein genannter Freund Darwin und seine Anhänger lächerlich machen will, daß sie oft die Worte „wahrscheinlich" und „es scheint" gebrauchen, so vergißt er ganz, daß aller Fortschritt aller Wissenschaft auf diesen Worten beruht. Noch vor wenigen Jahren mußten wir sagen, die Abtheilung der Wirbelthiere wurzle „wahrscheinlich" in einer nicht mehr existirenden Gruppe niedriger Wesen. Heute sind wir weit über diese damalige Wahrscheinlichkeit hinaus. Wir kennen jetzt positiv, Dank den Entdeckungen des genialen russischen Zoologen Kowalewski, die innige Verwandtschaft des niedrigsten Wirbelthieres mit den sogenannten Mantelthieren, Seebewohnern, welche man bisher für eine Art von Weichthieren hielt, deren Herkunft aber mit dem niedrigsten Wirbelthierstamme von einer gemeinsamen Urform und zwar wiederum so lange nur als „wahrscheinlich" bezeichnet werden muß oder kann, so lange man diese Urform nicht faktisch aufgefunden hat. Wer daher, ohne auf diesen verlängerten und nunmehr im vollsten Maße gewürdigten Stammbaum detaillirt einzugehen und in diesem Detail zu widerlegen oder anders auszulegen, über denselben hochnäsig abspricht oder sittlich entrüstet ist, macht sich einfach lächerlich. . . . ."

Nun, viele von den sogenannten „Zöpfen" und in ihrem Gehirne angeblich verknöcherten „Orthodoxen" können und wollen die vom Verfasser anberaumten 10 Jahre oder auch doppelt so viel Zeit getrost warten, bis die „generatio spontanea" zweifellos bewiesen und die noch fehlenden Glieder in der mächtig langen Kette der thierischen Organismen bis zu Häckel's neutralen Urmoneren hinauf aus der Tiefe des Meeres oder dem Schooße der Erde heraufgeholt werden, unterdessen aber wollen sie nicht „geistig stagniren" und dem „sicheren Erlöschen zuwanken", wie sich der

Verfasser ausdrückt, bewahre! vielmehr der sicheren Beweise harren, um sich dann ganz einfach die Zöpfe abzuschneiden und der Lehre Darwin's ebenfalls getreu anzuhängen.

Warum sich aber manche unter den bisher eifrigsten Anhängern Darwin's für die ganze Theorie nicht schon jetzt all' zu hitzig in's Zeug legen, davon gibt nach den Ausführungen des Verfassers, Buffon schon vor 100 Jahren den wahren Grund an, wenn er auf unsere Verwandschaft mit Pferd und Esel hinweist. Also blos Thorheit war Schuld an ihrer bisherigen Weigerung — ! und wenn sie auch keinen Zern über die mißverstandene „Affentheorie," will sagen, darüber empfinden, als ob sie aus der directen Veredlung von Orang, Schimpanse oder Gorilla, kurz von noch lebenden Affen sollten hervorgegangen sein, so wollen sie doch, wie gesagt, noch so lange warten, bis sich ihrem körperlichen und blöden (!) geistigen Auge der ihnen und den Affen gemeinschaftliche Urahn leiblich präsentirt.

Als unleugbaren Beweis aber für die Thatsache, daß unter denjenigen, welche die Darwin'sche Theorie wenigstens in ihren letzten Consequenzen noch zu bezweifeln einen triftigen Grund zu haben vermeinen, nicht blos „Zöpfe" sich befinden, „Orthodoxe" im Sinne des Verfassers, sondern auch scharfsinnig und unparteiisch denkende Männer, Professoren von hoher Gelehrsamkeit und europäischem Rufe, davon wollen wir unter vielen nur ein Beispiel herausgreifen.

Herrmann J. Klein in seinem neu edirten Werke: „Entwicklungsgeschichte des Kosmos, Braunschweig, 1870, pag. 139 spricht sich über Darwin's Theorie folgendermaßen aus:

„Darwin's Lehre ist groß und erhaben wie die Natur selbst; es existirt keine empirisch erkannte Thatsache, welche ihr absolut widerspricht, da hingegen eine Menge von Erscheinungen auf dem Gebiete des Lebens erst durch sie ein richtigeres Verständniß und eine klarere Stellung im Reiche der Natur erhalten. Andererseits spricht aber auch keine Thatsache mit zwingender Nothwendigkeit ausschließlich für die von Darwin vertretene Entwicklungstheorie. Der Versuch Darwin's, den Schöpfungsplan, die Entwicklungen der mit Leben begabten Organismen an der Erdoberfläche zu enthüllen, ist dem vorschwebenden Ideale näher gekommen, als alle früheren Bestrebungen dieser Art; aber es ist ungerechtfertigt, zu behaupten, daß er es ganz erreiche. Darwin hat einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan, aber das Ziel ist hiermit noch nicht erreicht worden. Wir können keineswegs der Ansicht des ver-

dienstvollen Rudolf Wagner beipflichten, daß die Darwin'sche Theorie sich über kurz und lang überleben werde und daß man durch sie wieder einmal ein schlagendes Beispiel zu Gunsten der Behauptung jenes berühmten Philosophen erhalten, der von den Deutschen sagte, daß sie bei jeder Gelegenheit in's Schwärmen gerathen; aber eben so wenig können wir denjenigen beipflichten, welche behaupten, in der gegenwärtigen Darwin'schen Theorie die letzte und allein gültige Erklärung für alle Erscheinungen der Nach- und Nebeneinanderfolge des Lebens an der Erdoberfläche zu erblicken. Wer dieser letzteren Ansicht nicht beipflichten wollte, den könnte man leicht auf eine Reihe von Schwierigkeiten verweisen, die sich der Darwin'schen Theorie in ihren letzten Consequenzen da entgegenstellen, wo es sich um die Entwicklung der organischen Natur aus den einfachsten und untersten Gestalten handelt. Darwin gelangt zu dem Ergebnisse, daß die Thiere von höchstens 4 oder 5, und die Pflanzen von eben so vielen oder noch weniger Stammarten herrühren, allein es konnte diesem Forscher nicht entgehen, daß seine Theorie, wenn sie mit der Wahrheit übereinstimmt, mehr verlangt, und so dehnt er denn seine Schlußfolgerung bis zu der Behauptung aus: „daß wahrscheinlich alle organischen Wesen, die jemals auf dieser Erde gelebt, von irgend einer Urform abstammen, welcher das Leben zuerst vom Schöpfer eingehaucht worden ist.“ — Abgesehen von den Einwürfen, die man bisher gegen diese Urform — Häckel's neutrale Urmoneren — vorgebracht hat und die sich gesammelt im Anhange zu der deutschen Uebersetzung von Darwin's Werk über die Entstehung der Arten finden, glauben wir, daß eine sehr große Schwierigkeit darin liegt, daß die benöthigten Zeiträume fehlen, um alle jene Entwicklungen zu gestatten, welche Darwin von seinem neutralen Urwesen aus verlangt. Wenn Albert Lange bewiesen hat, daß vom streng philosophischen Standpunkte aus jede naturwissenschaftliche Hypothese mit voller Berechtigung über die größten Zeiträume verfügen darf, so hat doch dieser Beweis für den vorliegenden Fall keine Gültigkeit, indem wir bestimmt wissen, daß unser Erdball einen Anfang seines Daseins besitzt und daß dieser Anfang nicht so weit hinter der Gegenwart liegen kann, als man früher anzunehmen geneigt war. Nach den früher (in seinem Kosmos-Werke) mitgetheilten Berechnungen und den neuesten Entwickelungen von Thomson ist es nicht gestattet, das Alter unserer Erde bedeutender anzunehmen, als höchstens einige tausend Millionen Jahre, wahrscheinlich aber ist es viel geringer.“

Rechnet man hievon ab den ungeheuren Zeitraum, der verfloß, ehe die erkaltete Erdrinde fähig war, selbst die niedrigsten organischen Gebilde zu beherbergen, und erwägt man ferner, daß gerade die einfachsten und untersten Organisationen am unempfindlichsten gegen die Zuchtwahl im Kampfe um's Dasein sein mußten, so kann man den Zeitraum, welcher der Entwickelung zu Gebote stand, nicht ausreichend erklären, alles das aus einer neutralen, einfachen Urform (wenn auch in zahllosen Individuen vertreten) hervorzubringen, was wir gegenwärtig im organischen Reiche der Natur wahrnehmen."

„Wir sind uns recht wohl bewußt, daß gerade durch das Infragestellen der letzten Consequenzen Darwin's der ganzen Theorie die Spitze abgebrochen wird; aber die obenangeführten Gründe, welche sich auf das Alter der Erde beziehen, erscheinen uns belangreich genug, um dieses Verfahren zu rechtfertigen. Dahingegen steht diejenige Annahme mit keiner naturwissenschaftlichen Thatsache im Widerspruch, welche die Entwickelung des Thierreichs aus 4 oder 5, diejenige des Pflanzenreichs aus einer noch geringeren Anzahl von Stammformen behauptet; aber es muß der Zukunft anheimgestellt bleiben, zu zeigen, daß diese Annahme eine ebenso nothwendige ist, als die Annahme Laplace's über die Entstehung des Sonnensystems und unseres Erdballes."

Und pag. 136 schreibt dieser nämliche gelehrte Autor des „Kosmos:"

„In der That kann man nicht anstehen, einer Theorie beizupflichten, welche nicht nur die Nothwendigkeit einer Erscheinung aus einem einfachen, durch eine Reihe anderer Thatsachen bereits gestützten Princip erklärt, sondern welche auch die Gesetze dieser Erscheinung mit einer bewunderungswürdigen Klarheit als zwingende Nothwendigkeiten offen darlegt. Wenn wir erstaunt und rathlos dastehen vor dem plötzlichen Auftreten atrophischer (rudimentärer) Gebilde in den seltenen monströsen Individuen, wenn wir rudimentäre Gebilde in beträchtlicher Größe beim Embryo, verhältnißmäßig geringer entwickelt und resorbirt im ausgewachsenen Organismus erblicken und wenn wir die nämlichen zwecklosen Formen bei nahe verwandten Arten beträchtlich variiren, ja ganz fehlschlagen sehen, so gibt uns allein der Darwin'sche Ideengang den leitenden Faden in die Hand zur ursächlichen Erklärung dieser geheimnißvollen Phänomene. Sehr charakteristisch sagt der britische Forscher: „Organe-Stummel kann man mit den Buchstaben eines Wortes vergleichen, welche beim Buchstabiren desselben noch beibehalten, aber nicht mit ausgesprochen werden und bei Nachforschungen über dessen Ursprung als vortreffliche Führer dienen." — Nur die Ent-

wicklungsgesetze im Sinne Darwin's vermögen eine einfache und befriedigende Erklärung aller im Auftreten rudimentärer Organe sich offenbarenden Erscheinungen zu geben; sie erklären auch das richtige, aber nicht zum klaren Bewußtsein gelangte Princip der meisten und angesehensten Systematiker, welche bei ihren Classifikationen den nutzlosen atrophischen Gebilden in vielen Fällen eine ungleich höhere systematische Bedeutung beilegen, als anderen Theilen von großer funktioneller Wichtigkeit. Denn jede systematische Eintheilung der Organismen in ein natürliches System darf nicht auf bloßen äußeren Analogien, sondern muß in ihren letzten Gründen auf wahrer Blutsverwandschaft beruhen. Solches allein vermag den Forderungen zu genügen, welche schon der große Reformator Linné formulirte, als er sagte: „Ich gestehe, daß ich keine natürliche Methode kenne; denn wäre dies der Fall, so könnte ich von dem Allgemeinen auf das Specielle zurückgehen und einen festen Grundsatz durch's Ganze hindurchführen."

So spricht der Gelehrte von Jena, ein warmer Verehrer des britischen Forschers. Man wird ihn der Orthodoxie im Sinne O. Schmidt's gewiß nicht beschuldigen können, dennoch zeigt auch er vorerst noch keine Lust und Sympathie, Darwin bis zur Spitze seines neu errichteten wissenschaftlichen Gebäudes zu folgen. Mit Häckel's so hitzig vertheidigter „generatio spontanea" ist er gar nicht einverstanden und gibt seine Anschauung über diesen Gegenstand S. 153 seines schon früher öfters citirten Werkes dahin ab:

„Am weitesten unter allen, welche den Namen Naturforscher verdienen, geht aber unstreitig Häckel, der, indem er zugiebt, daß die Urzeugung bisher auf dem Wege des Experiments mit Sicherheit noch nicht nachgewiesen sei, dennoch unterstellt, daß die Unmöglichkeit eines solchen Vorganges niemals bewiesen werden könne. Aber wenn auch zugegeben werden muß, daß sogenannte negative Beweise niemals denjenigen Grad von Zutrauen verdienen, welcher mit Recht positiven Zeugnissen beigelegt wird, so muß man doch im vorliegenden Falle gestehen, daß die Einwürfe Häckel's keineswegs von Bedeutung sind, und daß die allgemeine Einführung der Art und Weise, wie der genannte Jenaische Gelehrte bezüglich der Urzeugung schließt, einen sehr bedauerlichen Rückschritt in der Naturwissenschaft documentiren würde. Häckel fußt darauf, daß die allgemeinen Zustände der Erde in der Urzeit ganz andere waren, als gegenwärtig; das muß vollkommen zugegeben werden, allein folgt daraus, daß damals eine Urzeugung Thatsache war? Gewiß nicht! Es folgt noch

nicht einmal daraus, daß in jenen altersgrauen Tagen die generatio spontanea überhaupt möglich war." . . . . . Häckel ist hier ebenso sehr auf falschem Wege als da, wo er behauptet: „Es darf als einer der größten Triumphe der neueren Biologie angesehen werden, daß wir die unendlich mannigfaltigen und verwickelten physikalischen und chemischen Eigenschaften der Eiweißkörper als die eigentliche Ursache der organischen oder Lebenserscheinungen nachgewiesen haben." Das ist aber keineswegs der Fall, vielmehr besteht das Hauptsächlichste, was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden, darin, daß die Eiweißkörper als die Träger — nicht die Ursache — der Lebenserscheinungen nachgewiesen sind. Jeder aufrichtige Naturforscher wird nicht anstehen beizupflichten, wenn wir behaupten, daß man von der eigentlichen Natur, den chemischen und physikalischen Eigenschaften der Eiweißkörper gegenwärtig noch ungemein wenig Sicheres weiß.

„Der Erfahrungssatz", sagt Hofmeister sehr richtig, „daß neue Organismen nur aus Theilen bereits vorhandener lebender Organismen sich entwickeln können, gilt bis jetzt mit ausnahmloser Schärfe. Nie und nirgends konnte bis heute die Entstehung neuer Organismen, lebensfähiger Zellen, durch das Zusammentreten formloser, nicht organisirter Substanzen mit Sicherheit nachgewiesen werden. Jede Untersuchung, welche Bürgschaft dafür gab, daß der Zutritt entwicklungsfähiger Keime von Pflanzen und Thieren zu den dem Versuche unterworfenen Stoffen vollständig abgeschnitten war, lieferte übereinstimmend das Ergebniß, daß die Erscheinung von Organismen unterblieb. In allen Fällen, wo im Innern geschlossener und lebender Zellen fremdartige Organismen beobachtet sind, wurde der Eintritt ihrer Keime in diese Wohnungen genügend dargethan, und es hat kaum noch ein geschichtliches Interesse, zum Nachweise einer Urzeugung die dahin zielenden Bestrebungen anzuführen. Kaum zeigt sich zur Zeit noch eine Hoffnung zur Erfüllung eines der dringendsten Wünsche der Naturforschung: des Wunsches, der Neuerschaffung einer Pflanze oder eines Thieres als Zeuge beiwohnen zu können." Schier das Nämliche, nur noch schärfer, betont Liebig, wenn er sagt: „Es wird dem Menschen nie gelingen, eine lebende Zelle zu schaffen." Hofmeister will schließlich zwar die Möglichkeit der generatio spontanea nicht ganz bestreiten, meint aber, daß künftige Untersuchungen darüber völlig neue Wege einzuschlagen haben; der bisher betretene der Forschung nach dem Auftreten in Zersetzung begriffener organischer Substanz sei aussichtslos.

Bekanntlich spricht auch Pasteur über die generatio spontanea ein vernichtendes Urtheil; seinen schönen vorsichtigen Experimenten hierüber fügt er nämlich die Worte bei: „Jamais la doctrine de la génération spontanée ne se relevera du coup mortel que cette simple experience lui porte.“

Chield glaubt zwar, daß die negativen Resultate von Pasteur durch die Anwendung einer zu schwachen Vergrößerung erklärlich seien, allein Wyman hat durch seine Versuche nachgewiesen, daß die Keime der niedrigsten organischen Wesen selbst nach vierstündigem Kochen nicht vernichtet werden; die Experimente von Chield könnten hiernach durchaus nicht als entscheidend angesehen werden. Darum ist auch H. J. Klein der Ansicht, daß Pasteur's rationelle Versuche die fragliche Angelegenheit „definitiv“ entschieden haben.

Es dürfte schließlich nicht uninteressant sein zu wissen, welche Anschauung der so scharfsinnige Autor der „Entwicklungsgeschichte des Kosmos“ über die von vielen Seiten her so sehr betonte und hervorgehobene Verwandschaft des Menschen mit dem Affen nährt. Er spricht sich nun pag. 126 darüber aus, wie folgt:

„Wenn wir sonach gesehen haben, daß die paläontologischen Forschungen keineswegs mit Sicherheit eine Entwicklung des menschlichen Stammes aus dem Typus einer (jedenfalls in der Gegenwart längst erloschen anzunehmenden) Affen-Species nachweisen, so muß doch andererseits daran erinnert werden, daß Mensch und Affe sehr viele Uebereinstimmungen und gegenseitige Annäherungen in ihrem anatomischen Baue und seinen physiologischen Functionen besitzen. Nicht allein ist es der übereinstimmende Zahnbau bei dem Menschen und den schmalnasigen Affen der alten Welt (Catarrhinae), nicht allein sind es die rudimentären Schwanzwirbel gleichzeitig beim Menschen und den Anthropoiden: die ausgezeichneten Untersuchungen von Max Schulze über den Bau der hinter der Netzhaut des Auges liegenden Stäbchen- und Zapfenschicht haben ergeben, daß unter allen Thieren der Affe allein in dieser Beziehung eine vollkommene Uebereinstimmung mit dem Menschen zeigt. Rechnet man hierzu die von Neubert festgestellte Thatsache, daß die Affen der alten Welt, dieselben, welche auch in allen anderen Beziehungen dem Menschen am nächsten stehen, regelmäßig menstruiren, während die Affen der neuen Welt nur ein- oder zweimal eine Brunstzeit haben: so darf vom zoologischen Standpunkte eine nahe Verwandschaft des Menschen mit dem Affen in Bezug auf Körperbau und physiologische

Functionen nicht geleugnet werden, wenngleich eine größere beider Typen in der Vorzeit aus den zur Zeit vorliegenden Beobachtungen nicht mit Sicherheit entwickelt werden kann. . . . . In dem hitzigen Kampfe der Meinungen darf man es daher, wie wir glauben, schon als einen Fortschritt betrachten, wenn die Einsicht allgemeiner verbreitet wird, daß noch nicht genügendes Material zu einer sicheren Lösung dieser Frage vorliegt." — Dieser Ausspruch dürfte einstweilen genügen.

Von Laibach nach Tarvis.

(Andeutungen für Nachfolger).

Ist die Rudolfsbahn überhaupt die an Naturschönheiten und malerischer Abwechslung reichste Trace in Oesterreich, so bleibt ebenso unbestritten die Strecke „Laibach-Tarvis" der Glanzpunkt derselben, und ist einmal die Strecke „Tarvis-Villach" dem Verkehr übergeben und gehörig — d. h. von Reisenden, die Land und Leute kennen lernen wollen, verdientermaßen besucht — so werden wir bald auch Schilderungen derselben mehrseits lesen und wird Ober-Krain auch damit zur hohen Geltung kommen. Bis dahin, d. h. bis zu einer Detailbeschreibung, die dem wißbegierigen Touristen als Vademecum dienen kann, möge sich derselbe mit nachstehender Skizze begnügen.

Wir nehmen nun an, daß Laibach und seine schönen Umgebungen, aber auch seine Sehenswürdigkeit und gegenwärtigen Schmerzen, z. B. daß auch Reisende und Freunde die Nationalität anerkennen und deßwegen krainerisch sprechen und lernen sollen, daß der einst so thätige historische Verein —*) also rein wissenschaftliches Streben, durch den leidigen

*) Schreiber dieser Zeilen hat die Ehre, selbem anzugehören und erfreute sich oft der so interessanten „Mittheilungen" desselben. — Nach den Zeitungsnachrichten sollte man glauben, daß Hader und Zank zwischen Nationalitäten an der Tagesordnung, allein in der Wirklichkeit geht es ganz ruhig zu, alle Aufschriften — ja selbst die meisten Namen sind deutsch, alle ordentlich gebildeten Menschen hört man deutsch sprechen u. s. w.; allein im Gasthause wird den „deutschen Fremden" auf deutsche Frage (wohl nur vom unteren Dienstpersonale) erwiedert: „nix deutsch!", während dem Italiener oder Franzosen in seiner Sprache geantwortet wird — wahrscheinlich ob Gleichberechtigung!

Sprachenstreit gehemmt ist und dgl. — — dem geehrten Leser bekannt sind, und führen ihn vom Süd- auf den Rudolfsbahnhof und weiter gegen Nordwesten fort, wo uns zur Linken noch der Anblick der Stadt und des Schloßberges, die Abzweigung der Südbahn nach Triest und Italien, das Ueberschreiten der alten Poststraße, rechts aber das malerische Gebilde der Steiner-Alpen interessiren, später eine schöne und fruchtbare Ebene unsere Aufmerksamkeit fesselt, bis wir nach 0.71 Meilen mit 11 Minuten Fahrzeit links die erste Station St. Vizmarje und nebenbei das gleichnamige Dorf in der Pfarre St. Veit sehen, wo 1 Minute Aufenthalt.

Leider sind diese Aufenthalte später immer länger, was sich nach Eröffnung der gedachten Strecke bis Villach, wo man dann doch auch Personen- oder Postzüge einführen dürfte —? wohl ändern wird, während jetzt nur gemischte Züge verkehren.

Wieder dehnt sich die Ebene fort, eingeschlossen paralell mit bewaldeten Bergen, hinter welchen nicht besonders malerisch sich die Felskolosse der Steiner-Alpen ausnehmen. Die Straße, welche vorhin Hauptverbindung hier war (sich bei Krainburg theilend), läuft paralell, wie wir auch bald die Save zu Rechten erblicken. Schön nimmt sich rechts hoch am Berge der Wallfahrtsort Großkahlenberg, links aber St. Margarethen aus; wo die Bahn schon mehr bei dem Flusse, und eine Mühle das Auge fesselt, fallen die Güter Ruping und später Hödnig auf und bald erblicken wir auch rechts Dorf und Station Zwischenwässern (medvode) die wir in 0.81 Meilen mit 12 Minuten Fahrzeit erreichen.

Während der 4 Min. Aufenthalt mag sich der Reisende umsehen — unmöglich kann ich ihm alle Sanct und Sveti und Heilige aufführen, sondern wie in meiner „Siffeggerbahn" muß ich ihn auf den Kalender, als Heiligen-Register und auf einen gefälligen Cicerone im Waggon weisen, denn allen diesen Kirchen den rechten Namen zu geben — von diesen Zeilen aus! — wäre unmöglich, so zahllos blicken solche von Bergen hienieder und aus allen Thälern heraus. Links sehen wir Preska und hinter dem Dorfe das bischöfliche Schloß Görtschach, unter demselben aber die der Actiengesellschaft Leykam gehörige Papier-Fabrik, wo aus Holz gearbeitet wird.

Eine Menge aus- und einsteigender „schöner Leute" läßt vermuthen, daß die Laibacher hier Villegiatur machen. — Der Reisende erfreut sich der ungemein malerischen Parthie, welche die fischreiche Zeyer belebt, welche wir bald auf einer schönen Gitterbrücke überschreiten und die sich in die Save ergießt. Die Trace zieht sich theilweise im Tieflande und

in Einschnitten fort, die Geröll und jüngst aufgeschwemmtes Land zeigen, zeitweise im Walde, bis sich wieder das Thal zur Ebene erweitert und wir rechts in weiter Ferne die Thürme von Krainburg — links aber das alterthümliche Bischoflaak, einst Eigen der Freisinger-Bischöfe, erblicken.

Wir fahren noch 1.01 Meilen mit 16 Minuten Fahrzeit nun in den Bahnhof von Laak ein, der den Namen von der westlich liegenden Stadt, wo wir wieder 6 Minuten verbleiben, trägt; von hier (Loka) wendet sich die Trace nun nördlich gegen Krainburg, der alten Landeshauptstadt, wodurch sich das Bild wieder ganz verändert.

Zur Rechten breitet sich das Savethal als scheinbar endlose Ebene aus und wir erkennen in den höheren Gipfeln der Kalkalpen den Grintouz, Greben und Kotschna; links sehen wir das Schloß Ehrenau und wieder zahllose Kirchlein, wohl auch Pfarrdörfer, hoch am Berge den Wallfahrtsort Jodozi; auffallend sind dem Fremden die Menge der einfachen Harpfen, wo Getraide und Futter zeitweilig aufbewahrt werden.

Außer Ehrenau ist Hl. Geist, dann Sasnitz, Feichtnitz, Straschitsch — rechts aber überrascht uns dann ein ganz neues Bild tief im Thale: zerrissen und zerklüftet ein Felsgebilde, wie es nur ein Maler schaffen kann, erblicken wir die grünen Wellen der Save und jenseits (Kranj) Krainburg hoch am Berge; fahren aber auch in die Station ein, die wir nach 1.19 Meilen mit 18 Minuten Fahrzeit erreichten. Wieder steigen „schöne Leute" aus und ein, wie es die Stadt mit sich bringt, denn noch immer behauptet Krainburg seinen Rang als einer der bedeutendsten Orte im Lande. Den Botaniker dürfte es interessiren, daß in dem erwähnten zerklüfteten Kalkgebilde das „Edelweiß" vorkömmt, was Kinder hier zu Markte bringen, wie auf der Station Semmering verschiedene Alpinen. Von Krainburg aus geht es nun der Save entlang immer wieder nordwestlich fort, und zwar meist in tiefer Thalenge, wo links die nahe Berglehne keine Aussicht gestattet, jene rechts aber desto interessanter ist: da zeigen sich die uns von Klagenfurt aus bekannten Berge in verkehrter Form, steigt der Loibl empor, ist der Stou sichtbar und die Selenitza kenntlich, rauscht der Fluß einmal über Felsentrümmer als Wildbach — ein andermal schleicht er wieder zwischen ungeheueren Sandbänken dahin und läßt auf die Verheerungen schließen, die das entfesselte Element manchmal hier anrichtet — eine Parthie, welche eigens für Maler oder Landschaftszeichner, zum Studium, hier vom großen Meister geschaffen scheint. Wir kommen im Anschauen und Bewundern vertieft, nach 1.38

Meilen mit 22 Minuten Fahrzeit zur einsamen Station Podnart, wo wir 14. Minuten verweilen.

Zufällig labt eine kleine Restauration hier die Durstigen, sonst mag sich der Tourist im Anblicke des südlich sich wieder zeigenden Jodoziberges und der über der Wallfahrts-Kirche M. Laufen im Norden pitoresk empor-steigenden Berge laben.

Wir verlassen Podnart und steuern wieder westlich paralell mit der Save und der alten Poststraße fort; diese besteht als solche nur mehr von Krainburg aus nördlich fort über den Loibl nach Klagenfurt, während die Strecke über die Wurzen nach Villach bis Tarvis nur mehr Commercialstraße ist. Immer schauerlicher wird der Anblick der Verheerungen, welche Hochwässer hier anrichteten; so schnell als sie kommen, treten die Wässer aber auch wieder zurück. — Rettungsversuche sind meist nur auf das eigene Leben beschränkt, daher keine Ortschaften oder Häuser in der Nähe des Flusses, den wir nun überschreiten und dann auf hoher Lehne tief zur Linken wieder sehen.

Wir passiren nun den Globoko-Tunell und wenden uns mehr nördlich gegen die nächste Station, deren Anlage wieder beweiset, daß Ingenieure nicht immer Genie haben, wenn nicht andere Gründe zu einem solchen Mißgriffe Veranlassung gegeben? Riesenmäßige Aufdämmungen am linken Saveufer machte die Anlage hier nöthig, welche eigentlich von Radmannsdorf aus (zurück) zu übersehen und zu beurtheilen sind, auf solchen fort sehen wir auf einmal aus dem tiefen Einschnitte hoch oben eine Häusergruppe mit einer Kirche — es ist die Stadt Radmannsdorf, von wo herab unseren Zug-Menschen betrachten, die sich gewaltig wundern müssen, daß man hier keine Station errichtet, sondern solche nach Lees, einem kleinen Dorfe gesetzt habe. Wenn es wahr, daß Persönlichkeiten hier im Spiele und die deutsche Gesinnung der Stadt den windischen Machthaber dazu bestimmt, derselben nicht einmal eine Haltstelle zu gönnen, so fällt die schwere Schuld denn doch nur wie so häufig denjenigen zu, die die öffentliche Stimme nicht zu hören pflegen!! Daß die Station, welche wir in 1.58 Meilen mit 28 Minuten Fahrzeit erreichen, nun den Doppelnamen (Radohica-Lesce) führt, ändert an der Dummheit oder Schurkerei gar nichts. Da wir in der Station sind, aus der wir nach Veldes kommen, so ist nur darauf zu bemerken, daß nicht nur die Anlage der Straße zu diesem nun so berühmten Badeorte leichter und zweckmäßiger gewesen wäre von Radmannsdorf als von Lees aus, sondern auch, daß man in einer Stadt bekanntlich doch leichter Gelegenheiten

oder Führer findet, als mitten am Felde, denn das Dorf Lees selbst liegt auch seitwärts. Es wäre nun ein anderes Kapitel über Radmansdorf und seine herrlichen Umgebungen, über Veldes, über all' die Bergriesen der Umgebung zu schreiben — ich müßte pflichtschuldig einen Anhang liefern, um für die mir unvergeßliche Gastfreundschaft den gebührenden Dank auszusprechen, aber den profanen Leser interessirt derselbe nicht — er will weiter und läßt das Entferntere auf ein andermal, hat auch schon da und dort vom Terglou, von der Karawanken-Kette, vom Panorama (Pernhart's) des Stou, vom Bade Veldes und den vielen Sagen nachbarlicher anderer Schlösser schon gehört oder gelesen und so nehmen wir mit schwerem Herzen Abschied von dieser Parthie, dem Ende zueilend. Erwähnungswerth jedoch sind das gegenüberliegende Wallenburg, Stammschloß der heutigen Grafen Thurn von Radmannsdorf, die Brücke über die Save und die Straße auf den Berg, welche nach Steinbüchl und Krop führt, das weitaussehende St. Peter u. s. w.

Aufwärts im Savethale, d. h. längs der Aßlinger- oder Wurzner-Save (denn eben hier hat sich die Wocheinersave eingemündet), geht es nun fort gegen Westen; von Süden her schaut das Schloß Veldes herauf und hinter demselben der Altvater Triglav hernieder, bietet neben die Skribina ein ebenso imposantes, als die mit Kirchen und Ortschaften besetzte Ebene ein liebliches Bild, rechts aber ist noch die Starschitz sichtbar, in der Ebene Katzenstein — dort im Thale ist auch die alte Poststraße, die wir nun öfters überschreiten. Man versäume nicht, bei Ausgang des Tunnels, den wir nun betreten, einen Blick links in die Tiefe zu machen; eine malerische Häusergruppe liegt an der gedachten Straße, die über einen kühnen Bogen führt Nach einer Berglehne rechts sehen wir fruchtbare Ackergründe und Obstbau, ein schöner Gegensatz der gegenüberstehenden Berge. Die Illuza ist kaum mehr sichtbar, nachdem wir eine große Curve gemacht, und tosend im tiefen Thale wälzt die Save ihre grünen Wellen fort; zerstreut durch alle diese Bilder haben wir die Entfernung von 1.32 Meilen mit 28 Minuten Fahrzeit kaum bemerkt und laufen rechts in den Bahnhof von Sauerburg (Savorje) ein, der seinen Namen vom Schlosse und der Gewerkschaft dort hat. Ein schönes Thal nimmt uns nun auf, aber die Felskolossen zu beiden Seiten erinnern, daß wir im Hochlande sind, besonders die interessante und pittoreske Formation der Kalkfelsen zur Rechten, während links tief eine Brücke sichtbar, welche über die Save zum Rathweiner-Wasserfalle führt. Bald darnach ist Sava zu sehen, Gewerkschaft von Ruart und Pfarrdorf, und bald darauf fahren

wir nach 0.36 Meilen mit 7 Minuten Fahrzeit in die Station Aßling (Jeßenice) ein, ein gewiß allen Alpenfreunden noch von früher her (als Poststation) wohlbekannter Ort. —

Es wechseln nun die Bilder so schnell, daß ein einzelnes Aufführen kaum zweckmäßig erscheint — sie werden immer großartiger, wie es z. B. die vielen Brücken über die von den Bergen herabkommenden Waldbäche — oft über deren leere Betten — wie es besonders zur Linken die Parthien Moistrana, Peritschnig-Wasserfall, das Uratathal, Kerma u. v. a. zeigen. Wir wollen dabei, Jägern zu liebe, auf die Bärenjagden dort aufmerksam machen, wovon unlängst das Laibacher-Tagblatt wieder Kunde brachte.

Mitunter wechselt Oberland mit schauerlicher Wildniß in nächster Nähe, und erfreut das Grün der Save das Auge des Malers nicht minder, als jenes üppiger Wiesen.

Da erblicken wir zur Rechten hoch am Berge ein schönes Pfarrdorf — es ist Lengenfeld (Droje) auch einst freysingisches Lehen, woher die nächste Station den Namen hat, in die wir nach 1.29 Meilen mit 23 Minuten Fahrzeit nun einfahren. Mehrere Thäler von Norden her münden hier ein und schöne Brücken führen über die rauschenden Bäche, jedoch auf jene über die Save machen wir den Touristen besonders als sehenswerthe Bauobjecte aufmerksam, — aber auch die Aussicht auf selben möge er nicht versäumen; ein eigenes und großartiges Bild bietet diese Welt der Dolomiten, wie sie mir von Ampezzo her noch wohlbekannt waren. Immer höher schreitet die Bahn und das Auge begegnet, wie auf der Brenner-Bahn, großen Schneefeldern in nächster Nähe; Wald- und Alpenlandschaften mit Windfällen und der schönen Lärche zeigen, daß wir dem Getriebe des Stadtlebens weit entrückt sind, aber der Telegraph erinnert uns an den Fortschritt und an die Cultur! — Schon glaubt man durch Wildnisse aller Art sich derselben entrückt, da fahren wir in den Bahnhof von Kronau (Krainskagora) ein, der in 1.66 Meilen mit 29 Minuten Fahrzeit erreicht wird und haben die Wasserscheide erreicht; das gleichnamige Dorf zur Linken mit den Felskolossen im Hintergrunde scheint so eigens wieder als ein Bild für Maler geschaffen!

Wir wollen den Leser nicht wieder mit Beschreibungen ermüden — er mag alles sich selbst ansehen; wir wollen ihn nur aufmerksam machen, als Reisender sich mehr rechts im Waggon zu halten; da erblickt er mehrere Ortschaften, unter denen Ratschach (Ratece) und später Weißenfels im Thale auffallen, im Hintergrunde aber zeigt sich die Villacher-Alpe

eben wo der große Erdbruch 1348 stattfand, daher sie wie abgeschnitten aussieht.

Unter den jenseitigen Straßenzügen wollen wir auf jene über die Wurzen (nach Villach) aufmerksam machen; dem Reisenden mag der zerklüftete Boden auffallen, — jeder wird aber auch die menschliche Ausdauer bewundern, womit aus diesem Labyrinthe hier ein Ausgang gesucht und gefunden ward.

Wir erreichen nun in 1.04 Meilen mit 19 Minuten Fahrzeit Ratschach-Weißenfels, welche Station links liegt, und wieder für den Naturfreund oder Landschaftszeichner so viel des Erhabenen bietet, daß die 3 Minuten Aufenthalt zur Bewunderung und Auffassung all' der schönen Bilder zu kurz sind.

Wir steuern nun gerade westlich fort und erreichen in 1.03 Meilen mit 19 Minuten Fahrzeit die Station Tarvis (Trbiz), eine Parthie, welche wieder ganz neue Bilder bietet.

Nahe derselben ist die Landesgränze und wir besteigen den Stellwagen, um nach Tarvis hinein — eigentlich des Essens wegen! wieder hinaus zu fahren; dieß allein wäre noch kein so arger Uebelstand — daß man aber schon auf den Stationen Billete zur Fahrt nach Villach lösen kann und doch sich hier um einen Sitz im Omnibus balgen muß, ist ein viel ärgerer! — —

Wir wären zwar am Ende unserer eigentlichen Aufgabe, allein für den Leser, der zugleich Reisender ist, wollen wir schließlich bemerken, daß sogar die Fahrt von der Station weg in ihrer Art von Interesse ist; bald überschreitet er auf einer Brücke die Schliza, welche von Raibl heraus kömmt, und die Straße, die über den Predil nach Görz führt; wir empfehlen ihm das Gasthaus zum Gelbfuß und machen ihn auf dem Wege nach Villach auf Goggau (hoch im Gebirge), auf Arnoldstein zur Rechten, später auf das Warmbad zur Linken aufmerksam, bis er das einzig schöne Villach betritt und auf der Post, wo eine dicke freundliche Wirthin und eine magere unfreundliche Kellnerin waltet! einen Kranz von Fremden trifft, die vom Dobratsch oder dem oberen Drauthale kommen, die sich ihre Erlebnisse mittheilen. — oder Schaaren von grauen Männleins oder Weibleins mit schwarzer Brille und mit dem Nr.-rothen Buche in der Hand begegnet, deren Neugierde — oder Wißbegierde sie als Touristen aus fernen Landen verräth.

Wir widmen diese Skizze deßwegen unseren Nachfolgern im Touristen-Amte, weil nirgends noch dieser Trace Erwähnung geschah, auch in

der nächst anzuhoffenden Broschüre über die Rudolfsbahn diese nur von Bruck bis Villach besprochen ist.

Haben vorstehende Zeilen eine angenehme Rückerinnerung erweckt, oder dienen sie als Führer, so ist ihr Zweck vollkommen erfüllt.

J. C. H.

Zur Geschichte der Entstehung des Hans-Gasser-Denkmales in Villach.

Von Anton v. Rauschenfels.

Vielleicht erinnert sich noch einer oder der andere Leser dieses Aufsatzes, wie es vor fünf Jahren in jenem Theile der oberen Vorstadt zu Villach ausgesehen hat, den gegenwärtig der Hans-Gasserplatz einnimmt. An dem Kreuzungspunkte der Italienerstraße mit der Chaussee, die nach Tirol führt, stand nämlich ein Brunnen mit einem Bassin, welches 1861 von der Gemeinde gelegentlich der Renovirung des Brunnens zweckmäßig vergrößert worden war, um bei Feuersgefahr in diesem von der Drau entfernten Stadttheil ein ausgiebiges Wasserbehältniß bei der Hand zu haben. Aus dem Bassin ragten drei steinerne Säulen empor von denen jede ein kleines wasserspendendes Figürchen trug. Der also renovirte Brunnen mit dem erweiterten Bassin wurde als willkommene Neuerung begrüßt, war aber in seiner kleinlichen barocken Ausschmückung fast komisch anzuschauen. Von demselben längs der Tiroler Straße aufwärts die sich in einer Serpentine hin und wieder schlang, standen mehrere kleine Gebäude, welche der Straße keineswegs zur Zierde gereichten, darunter auch eine hölzerne feuergefährliche Scheune. Als sich daher bei einer dieser Baulichkeiten eine Besitzveränderung ergab, wurde zuerst der Plan angeregt, dieselben sämmtlich anzukaufen, zu demoliren und einen freien Platz herzustellen. Die Anregung ging zunächst von den Anrainern aus, die durch das Entstehen eines freien Platzes den Werth ihrer Häuser zu erhöhen alle Aussicht hatten. Sie erboten sich dieserwegen zu sehr namhaften Geldbeiträgen und vermochten auch das Straßenärar, sich an dieser Regulirung zu betheiligen, so daß nur ein geringer Theil der Ablösungs- und Herstellungskosten auf die Gemeinde entfiel, insbesondere als die Landesbehörde sich herbeiließ, die Auslagen für die Uebersetzung des Brunnens, die in Folge der Straßenregulirung unerläßlich war, aus dem Straßenbaufonde zu decken. Die

Einlösung der Gebäude und deren Demolirung, die Herstellung des neuen Platzes und der demselben durchschneidenden Straße, sowie die Uebersetzung des Brunnens wurde der Gemeinde übertragen und von derselben im Laufe des Jahres 1867 durchgeführt. Um diese Zeit in den Gemeinderath gewählt, glaubte ich, insbesondere als Obmann der Bausection, darauf dringen zu müssen, daß bei der Wiederaufstellung des Brunnens dieser eine entsprechendere Dekorirung erhalte und daß die unschönen Säulen mit den lächerlichen Figürchen beseitiget würden. Mein Antrag wurde angenommen und im Wege freiwilliger Subskription der Betrag von nahezu 400 fl. aufgebracht, um dem Brunnen eine passendere Zierde zu verschaffen. Damit wurde eine Statue der Ceres aus Gußeisen, 7 ½ Fuß hoch, angekauft, welche nach meinem Projecte auf ein Piedestal von 9 ½ Fuß Höhe gestellt werden sollte, während die Auslaufröhren nicht am Piedestal, sondern zu beiden Seiten des Bassins mittelst gußeiserner Ständer angebracht gedacht waren. Diese Idee stieß auf heftigen Widerspruch und gab sogar Veranlassung zu einer Zeitungspolemik, da man von dem Vorurtheil durchaus nicht abgehen wollte, auf einen Brunnen gehöre nur der Neptun oder irgend eine andere mythologische Gestalt, die mit Wasser in Beziehung gebracht werden könne, wogegen ich vorbrachte, daß in Altorf Wilhelm Tell, in Freiburg Berthold Schwarz, in Paris Molière, in Wien die Austria und vor dem neuen Opernhaus daselbst. der Tanz und die Musika als Brunnenstatuen figurirten. um so eher dürften wir es mit der Ceres wagen, die als Göttin des Ackerbaues ganz wohl mit Wasser in Bezug zu setzen sei, da ohne dieses jener gar nicht denkbar wäre. Mein Projekt erhielt endlich doch die Majorität und ich führe diese Details nur an, weil sie mit der Geschichte des Gassermonumentes im engsten Zusammenhange stehen; denn wäre das Piedestal, worauf früher die Ceres gestanden und nun die Gasserstatue steht, nicht vorhanden gewesen, so würde Villach wohl überhaupt nie zu einem Gasserdenkmal in Form eines Standbildes gelangt sein, da dieses Piedestal aus kolossalen Kraßsteinblöcken (Villacher Architekturmarmor) errichtet, an und für sich bedeutende Auslagen verursachte, besonders durch die Schwierigkeit seiner Fundirung, indem es gerade an der Stelle steht, an welcher sich einst die sogenannte „grüne Lacke" befand, die in dem alten Plan der Stadt als Teich eingezeichnet erscheint. — Als der Brunnen endlich fertig und der neu entstandene Platz eröffnet war, handelte es sich darum, demselben einen Namen zu geben, und über einen solchen konnte man sich in der Gemeinde längere Zeit nicht einigen, doch ging die Hauptmeinung dahin, den Platz nach einem berühmten Kärntner zu taufen, aber über

die Wahl der bezüglichen Berühmtheit gingen die Ansichten bedeutend auseinander. Mittlerweile starb Hans Gasser am 24. April 1868 zu Pest und dieses Ereigniß gab mir Veranlassung, in einer der nächsten Gemeindeausschußsitzungen den Antrag einzubringen: „Der Gemeindeausschuß beschließt, der neu entstandene Platz in der oberen Vorstadt wird zur bleibenden Erinnerung an den kärntischen Bildhauer Hans Gasser, nach diesem gefeierten Namen benannt und Hans-Gasser-Platz getauft. Zugleich wird auf diesem Platze an passender Stelle eine Gedenktafel aus Marmor angebracht." Der Antrag fand keineswegs jene allgemeine Zustimmung, die ich gehofft hatte, vielmehr wurden allerlei Einwendungen erhoben, darunter vorzüglich die, Hans' Gasser's Name sei im Volke gar nicht populär, es werde sich daher die Platzbenennung nicht erhalten, wogegen ich erinnerte, es liege eben an uns, den Namen durch die Gedenktafel populär zu machen. Am Ende wurde der Antrag dennoch mit Stimmeneinhelligkeit angenommen und dadurch den Manen Hans' Gasser's ein ehrendes Erinnerungszeichen gesichert. Beim Verlassen des Sitzungssaales theilte mir mein Freund, Herr Andreas Karl Picco, mit, er habe schon lange die Absicht, die beiden Nischen in der Façade seines auf dem Hans-Gasser-Platz stehenden Hauses mit Statuen zu schmücken, er wolle nun für eine derselben eine Gasserstatue zu erwerben trachten, unterhalb könnte sodann die votirte Gedenktafel am zweckmäßigsten angebracht werden. Wir gingen sogleich daran, den Gedanken zu realisiren, kamen jedoch nach mehrmonatlichem Herumschreiben zur Ueberzeugung, daß eine fertige Gasserstatue nirgends zu haben sei. Es blieb daher nichts übrig, als eine solche für die Nische, in der Höhe von 5 Fuß eigens modelliren zu lassen, wofür jedoch ein Wiener Künstler, ohne die Ausführung in Stein oder Guß, nicht weniger als 1000 fl. verlangte, auf welche Forderung Picco nicht eingehen wollte. Bei diesem Stand der Dinge kam im Spätherbst 1868 der Bildhauer Josef Metzner aus München, der für einige Zeit in seiner Heimat Kremsbrücken im Gmündthale geweilt hatte und dort von der Absicht Picco's gehört haben mochte, persönlich nach Villach und erbot sich, ein 18 Zoll hohes Gypsmodell für eine Gasserstatue anzufertigen, das, wenn es nicht gefiele, auch nicht honorirt zu werden brauche, im Gegentheile bedingte er sich aber, daß ihm die Ausführung in Stein übertragen werde. Diesen Antrag ging Picco um so lieber ein, als uns der noch jugendliche Bildhauer etliche Photographien von ihm ausgeführter Basreliefs vorwies, die ein unverkennbares Künstlertalent verriethen. Da indeß das versprochene Modell nach mehreren Monaten noch immer nicht anlangen wollte und

der junge Künstler nichts weiter von sich hören ließ, so hielten wir dafür, es sei ihm mit dem Anerbieten nicht Ernst gewesen, oder er sei durch anderweitige Arbeiten verhindert sein Wort zu halten, welch' letzteres auch in der That der Fall war. Endlich gegen Ende April's 1869 kam das Modell und Picco sah sich veranlaßt, dasselbe, um das allgemeine Urtheil zu vernehmen, öffentlich auszustellen. Es war etwas roh gearbeitet, aber die ungezwungene edle Haltung des Körpers, die Portraitähnlichkeit des Kopfes, die geschickte Behandlung der modernen Gewandung, fanden den Beifall Aller, welche die Statue sahen und niemand wußte das Geringste daran auszustellen, nur meinten die Meisten, die Statue müsse in mehr als Lebensgröße ausgeführt werden und passe nur auf ein freistehendes Postament, ein solches sei aber bereits vorhanden, man brauche nur die Ceres, die ohnehin kein Meisterwerk sei, von ihrem Piedestal herab zu nehmen und die Gasserstatue darauf zu setzen. Diese einem öffentlichen Gasserdenkmale günstige Stimmung wurde nun ohne Zeitverlust ausgenützt. Herr Gemeinderath Karl Ghon, Picco und ich thaten uns zu einem Comité zusammen, erließen einen Aufruf zur Zeichnung freiwilliger Beiträge und bereits nach wenigen Tagen war ein namhafter Betrag subskribirt, so daß wir sogleich mit dem Bildhauer Meßner in München wegen der Ausführung des Standbildes in Unterhandlung treten konnten. Derselbe begehrte für das nach seinem Modell, in der dem bestehenden Piedestal entsprechenden Höhe von 8½ Fuß, aus Kehlheimer Marmor auszuführende Standbild Hans' Gasser's den ungemein niedrigen Preis von 1100 fl. für die Arbeit ohne sonstige Spesen, der vom Comité natürlich gleich bewilliget und ihm sohin die Ausführung der Statue definitiv übertragen wurde. Die Beiträge von auswärts liefen jedoch, trotzdem der Aufruf in den gelesensten Journalen veröffentlicht worden war, nur sehr spärlich ein, insbesondere schloß sich die Künstlerwelt von jeder Betheiligung aus, nur die beiden Maler Josef Willroider in Düsseldorf und Ludwig Willroider in München, beide geborne Villacher, spendeten jeder ein werthvolles Oelgemälde; dafür widmeten mehrere Gesangsvereine, so der Wiener-Männergesangsverein bei seiner Anwesenheit in Villach 1869, der Marburger- und Klagenfurter-Gesangsverein das Erträgniß von Concerten dem Denkmalsfonde. Während Meßner in München noch eifrig an dem Standbilde meißelte, hatte das im Juni 1869 in Graz zusammengetretene Gassercomité seine spezielle Aufgabe, die irdische Hülle des großen Künstlers in die Heimat zu überführen, bereits gelöst. Am 26. Juni 1870 wurde Hans' Gasser's Leiche in Villach feierlich be-

stattet; es war nicht möglich gewesen, mit der Trauerfeier zugleich die Enthüllung des Denkmales, welches, da es in der Stadt steht, wo Gasser begraben liegt, noch an Interesse gewinnt, zu verbinden. Erst am 6. Mai dieses Jahres konnte die Gasserstatue auf ihr Piedestal gehoben werden und steht nun da als würdiges Denkmal des größten Künstlers, den Kärnten bis nun besessen und als ein ihren Schöpfer ehrendes Kunstwerk, zugleich aber auch als ein löbliches Zeugniß für die Stadt, die sich zuerst wieder an Hans Gasser erinnerte, als die ihm gewidmeten Nachrufe bereits verhallt waren.

Botanischer Sommerbericht

von der zweiten Hälfte Juli bis Anfang September.

Von **Gustav Adolf Zwanziger.**

Die Höhen der Karawanken entfalteten erst in der zweiten Julihälfte ihren Blütenschmuck, welcher durch den kaum geschmolzenen Schnee so lange zurückgehalten wurde. Die Ovir von Galizien aus durch den Wildensteiner-Graben hinansteigend, begegnete das Auge zuerst auf Kalkschutt großen Massen des milchweißen Alpen-Leimkrautes (Silene alpestris L.) und den pfirsichblütrothen Ebensträußen des fleischrothen Pippau (Crepis incarnata L.), mit mehr vereinzelten Stöcken des Dröbak'schen Baldgreises (Erigeron dröbacensis Mill.), benannt nach einem kleinen Städtchen in Norwegen. Es folgte darauf die gewöhnliche Voralpenflora der Karawanken, die fußförmigen Blätter der schwarzen Nießwurz (Helleborus niger L.), die feinblättrigen Sträuchlein der fleischrothen Haide (Erica carnea L.) und viele andere Pflanzen, welche in der Satnitz aber schon Ende Mai und Anfangs Juni blühten. Von selteneren Pflanzen wäre anzuführen das duftende purpurblühende Mondkraut (Lunaria rediviva L.) und der schöne Frauenschuh (Cypripedium Calceolus L.). Vom Wasserfalle an wurde die Pflanzenbekleidung der Felsen immer lockender. Aus der Felswand nickten in Unzahl die Blumenträubchen der gelben Päderota (Päderota Ageria L.), das bläuliche Alpenkreuzkraut (Polygala alpestris Rchbch.), das gelbe zweiblütige Veilchen (Viola biflora L.) mit nierenförmigen Blättern, der schild-

blättrige Ampfer (Rumex scutatus L.), dessen dicke säuerliche Blätter ein gutes Schutzmittel gegen den Durst sind, die von Kalkschuppchen weißlichen Blattrosetten zweier Steinbrecharten mit weißen Blütentrauben (Saxifraga Aizoon L. und crustata L.), das sehr fein und zierlich zerschlitztblättrige Hoppische Skrophelkraut (Scrophularia Hoppii Koch.) und der schön hellgrüne breitblättrige Alpen-Faulbaum (Rhamnus alpina L.), ein 5—6 Fuß hoher Prachtstrauch der Karawanken. Beim ersten Knappenhause war auf dem noch mit vielem Bleiglanze vermischten Kalksande alles voll vom Haller'schen Gänsekraute (Arabis Halleri L. var. ovirensis Wulf.) mit weißen und röthlichen Blüten und dem weißen Alpen-Gänsekraute (Arabis alpina L). Aufwärts gegen den Grat zu ging es noch immer durch Wald, obwol viele abgestorbene Tannen und Lärchen das baldige Ende desselben anzeigten. Die Abhänge rings um das höchstens 600 bis 700 Fuß unter dem Gipfel liegende Knappenhaus waren ganz blau von den prachtvollen Blumendolden der Wulfenischen Schlüsselblume (Primula Wulfeniana Schoatt.). Sehr häufig waren auch die Räschen des weißen Alpen-Täschelkrautes (Thlaspi alpinum Jacq.), welches hier das röthliche rundblättrige Täschelkraut (Thlaspi rotundifolium Gaud.) des oberen Gailthales vertrat und das kleine weißblütige Wocheiner Gänsekraut (Arabis vochinensis Spreng.), einem Hungerblümchen gleichend. Am Rande der Schneeflecken und oft den Saum desselben durchbrechend nickten Tausende der wunderlieblichen lichtblauen Blumenglöckchen der kleinsten Drottelblume (Soldanella minima Hoppe) mit zierlich geschlitztem Raude, innen mit dunkelpurpurnen Adern geziert und von einem Röschen kleiner kreisförmiger Blättchen umgeben. Seltener mischte sich darunter die ähnliche dunklere Alpen-Drottelblume (Soldanella alpina L.) mit zwei- bis vierblütigem Schafte. Nicht selten waren auch der kleine nur 2 Fuß hohe gelbe Bastard-Hahnenfuß (Ranunculus hybridus Biria) mit sitzenden eingeschnitten lappigen Blättern und der ebenfalls gelbe Berg-Hahnenfuß (Ranunculus montanus L.), die kleine weiße Alpen-Hutchinsie (Hutchinsia alpina R. Brown.), das gelbe Wulfen'sche Steinkraut (Alyssum Wulfenianum Bernh.). Gegen den Gipfel zu erschien in großen schön purpurrothen Rosen der pyrenäische Steinschmükel (Petrocallis pyrenaica R. Br.), unter denen auch ein weißblühendes Räschen, die grünen moosartigen Polster der mauerpfefferähnlichen Cherlerie (Cherleria

sedoides L.), der niedliche weiße großblütige Burser'sche Steinbrech (Saxifraga Burseriana L.) mit sparrigen silberglänzenden Blättern, der kleinere Frühlings- und der großblumige stengellose Enzian (Gentiana verna L. und acaulis L.), das kleinste Fünffingerkraut (Potentilla minima L.). Auf dem Grat gegen Südwesten blühten der zierliche weiße Traunfellner'sche Hahnenfuß (Ranunculus Traunfellneri Hppe.), das gelbe Alpenhungerblümchen (Draba aizoides L.), der kleine dachziegelblättrige Enzian (Gentiana imbricata Fröl.), ein kleines blaublütiges Alpengras, die rundköpfige Seslerie (Sesleria sphærocephala Arduin.) und das starre Riedgras (Carex firma Host.). Noch in des Aufblühens harrenden Knospen standen die achtblumenblättrige Dryas (Dryas octopetala L.), die Alpen-Strandnelke (Statice alpina L.), der verschiedenfärbige Huflattig (Homogyne discolor Cass.), das stengellose Leimkraut (Silene acaulis L.) der wollige Mannsschild (Androsace villosa L.) u. a. Tiefer zwischen den beiden Knappenhäusern blühten noch das goldgelbe Fünffingerkraut (Potentilla aurea L.), der grünblütige gemeine Frauenmantel (Alchemilla vulgaris L.), der mannsschildartige Steinbrech (Saxifraga androsacea L.), die pfirsichblütrothe Zwerg-Alpenrose (Rhododendron Chamæcistus L.), das Alpen-Vergißmeinnicht (Myosotis alpestris Rchb.), der Alpen-Ehrenpreis (Veronica alpina L.), an Felsen die schwefelgelbe Aurikel (Primula Auricula L.) und eine kleine Zwergweide (Salix retusa L.). Noch tiefer gegen die Grenze der Baumregion das großblumige weiße Alpenwindröschen (Anemone alpina L.) in Gemeinschaft des in der Ebene so zeitlich blühenden Hainwindröschens (Anemone nemorosa L.), die europäische Trollblume (Trollius europæus L.) mit gelben Blumenkugeln, zwei schöne purpurblütige Läusekräuter (Pedicularis verticillata L. und recutita L.), sehr großblumiges Alpen-Fettkraut (Pinguicula alpina L.), die bis 2 Fuß hohe Alpen-Strauchweide (Salix arbuscula L.) und auch noch die größere schwefelgelbe Schlüsselblume (Primula elatior Jacq.), welche im Thale den Frühling erschließt. Beim untern Knappenhause gab es auch noch das grüngelbe wechselständige Milzkraut (Chrysosplenium alternifolium L.), im Thale ebenfalls eines der Erstlinge des Frühlings. Von Krummholz sieht man auf der Obir nur weit zerstreute einzelne Büsche, der meiste Boden ist Geröllhalde, oder kurzer Grasboden.

In Wäldern am Seeberg blühten in Massen die prachtvoll blauen

Trauben des Alpen-Milchlattichs (Mulgedium alpinum Cass.), in denen auch die hohe einer kleinen Sonnenblume ähnliche gelbblühende Gemswurz (Doronicum austriacum Jacq.), die liebliche Erdscheibe, das Alpenveilchen der Norddeutschen (Cyclamen europæum L.) mit nickenden purpurrothen, eigenthümlich wohlriechenden Blumenkronen und herzkreisförmigen, geaderten, auf der Unterseite rothen Blättern. Wie ich von einem Apotheker hörte, läßt sich der Duft der Blüte ausziehen, doch ist mir unbekannt, ob dieser Wohlgeruch jemals in größerer Menge erzeugt wurde und in den Handel gekommen ist. Mancher in den Alpen wohnende Apothoker könnte sich dadurch einen guten Nebenverdienst schaffen, doch müßte er das leicht fortzubringende Knollengewächs ordentlich anpflanzen, damit es im Walde nicht ausgerottet würde. Auf Wiesen blühten die bleichgelbe Alpendistel (Cirsium Erisithales L.) und ein Felskopf war ganz überzogen von der schönen wohlriechenden wilden Nelke (Dianthus silvestris Wulf.) und der würzigen graublättrigen Clavenischen Schafgarbe (Achillea Clavenae L.). Mitten im Walde zwischen Bellach und Kappel stand das prächtige blaue Sperrkraut (Polemonium coeruleum L.), mehr eine Pflanze des Nordens und die einzige heimische Verwandte der schönen nordamerikanischen allgemein bekannten Flammenblumen (Phlox paniculata L. u. s. w.). Wer entscheidet, ob die Pflanze einem Garten entronnen oder wild? Von Bellach sind erwähnenswerth der kriechende gelbblütige Hain-Weiderich (Lysimachia nemorum L.) und das kleine niederliegende Johanniskraut (Hypericum humifusum L.). Den Sittersdorfer See schmückte die gelbe Seerose (Nuphar luteum L.).

In der Satnitz blühten im Walde der gelbblühende klebrige Salbei (Salvia glutinosa L.), die kletternde Waldrebe (Clematis Vitalba L.) mit weißen Blumenrispen, das klein- und weißblütige Hexenkraut (Circæa lutetiana L.), der purpurrothe Hasensalat (Prenanthes purpurea L.), die Waldminze (Mentha silvestris L.) mit graublauen Blütenschwänzen, der würzige Dosten oder wilde Majoran (Origanum vulgare L.), die gemeine Wirbelborste (Clinopodium vulgare L.), ebenfalls ein Rachenblütler, den man zu Thee benützen kann, der gebräuchliche Steinsame (Lithospermum officinale L.), die gelbe Jacobs-Kreuzwurz (Senecio Jacobæa L.) der beerentragende Taubenkropf (Cucubalus baccifer L.), das hübsche heilsame Tausendguldenkraut (Erythræa Centaurium L.) mit aufrechten lichtblauen Glöckchen u. a.

An trockenen Rainen kamen zur Blüte der schöne dornige Hauhechel (Ononis spinosa L.) mit rosenrothen Schmetterlingsblüten, die großblumige lanzettblättrige Distel (Cirsium lanceolatum L.) und die bärenklaublättrige Distel (Carduus acanthoides L.), die sparrige Cichorie (Cichorium Intybus L.) mit großen blauen Strahlblumen, die mit dunkelblauen sammtartigen Vergißmeinnichtblumen prangende gebräuchliche Ochsenzunge (Anchussa officinalis L.), der schöne gemeine Natterkopf (Echium vulgare L.) der weißwollige deutsche Ziest (Stachys germanica L.), stellenweise der eichenblättrige und der Berg-Gamander (Teucrium Chamædrys und montanum L.) und die Queke (Triticum repens L.). Auf Schutt die Katzenminze (Nepeta Cataria L.) und der schwarze Nachtschatten (Solanum nigrum L.). Auf feuchten Wiesen das Siebenfingerkraut (Comarum palustre L.) mit dunkelbraun purpurnen rosenartigen Blumen, der purpurbraune Wiesenknopf (Sanguisorba officinalis L.), die Sumpfdistel (Cirsium palustre L.), die äußerst gewürzhaft riechende Wasserminze (Mentha aquatica L.), das Sumpf-Weidenröschen (Epilobium palustre L.), an Zäunen der Zaunwindling (Convolvulus sepium L.) mit großen weißen Trichterblumen, stellenweise das schöne hohe Seifenkraut (Saponaria officinalis L.) mit großen fleischrothen Blumen und die gelbe wohlriechende, aus Amerika eingewanderte Nachtkerze (Oenothera biennis L.) Auf Feldern zwei gelbe Gänsedisteln (Sonchus oleraceus L. und arvensis L.). Ein trockener Waldrand der Südseite des Hügels oberhalb dem „Strauß" in St. Jakob bot einen neuen Fundort des gelben Leines (Linum flavum L.). Die Flora des Kreuzbergels unterschied sich gegen Ende des Juli fast gar nicht von der andern, bis auf die hohe sparrige lichtblaue rispige Kornblume (Centaurea paniculata L.) und die schöne Wald-Platterbse (Lathyrus silvestris L.), mit großen purpurnen Schmetterlingsblüten.

Der August brachte so ziemlich den letzten Nachschub der Blumenwelt. Zu Anfang des Monats blühte der in der letzten Zeit auf einmal hochaufgeschossene Mais oder Türken (Zea Mais L.), dieses so tropisch aussehende fruchtbare Gras, am Gipfel die männliche Blütenrispe und tiefer unten am Stamme die weiblichen Blütenkolben entfaltend, von welch letzteren die weißen fadenförmigen klebrigen Narben lang herabhängen, um den von oben herabfallenden befruchtenden Blumenstaub zu empfangen. Die Johannisberen (Ribes rubrum L., Ribisel) wurden reif.

An Wegen, Rainen und dürren Orten blühte die gemeine Malve oder Käspappel (Malva vulgaris Fries), die hohen gelbblütigen Himmelbrandarten oder Königskerzen (Verbascum phlomoides L, nigrum L.) u. s. w., die wilde Karbendistel (Dipsacus silvestris L.), der gemeine Beifuß (Artemisia vulgaris L.), der gewürzhafte gelbdoldige Rainfarn (Tanacetum vulgare L.) mit schön gefiederten Blättern, die Kletten (Lappa major und minor L.), das vieläһrige Bartgras (Andropogon Ischæmum L.), das graulichweiße deutsche Fadenkraut (Filago germanica L.), vor Allem häufig das steifaufrechte klein- und weißblütige aus Nordamerika eingewanderte und jetzt zu einem so gemeinen Unkraute gewordene canadische Berufskraut (Erigeron canadensis L.), der niederliegende unscheinbare Vogelknöterich, auch Hansel am Weg genannt (Polygonum aviculare L.), die kleine viel schärfere Brennessel (Urtica urens L.), beide letzteren besonders im Landhaushofe. Auf Wiesen herrschten vor die zum zweiten Male blühenden Dolden des gelben Pastinaks (Pastinaca sativa L.) und der weißen Möhre (Daucus carota L.), denen sich die großen weißen Dolden des Heilkrautes (Heracleum Sphondylium L.) mit mächtigen tieffiederspaltigen Blättern beigesellten, worunter sich dann noch die gemeine Flockenblume (Centaurea Jacea L.) mit blauen Blumenköpfen mischte. Auf den Siebenhügeln blühte die labkrautähnliche Wiesenraute (Thalictrum galioides Nestl.) Im Walde in der Satnitz unsere heimische gelbe Balsamine Impatiens noli me tangere L.), deren reife Samenkapseln bei der geringsten Berührung aufspringen und die Samen wegschnellen, dann die große Wald-Angelica (Angelica silvestris L.) mit ausgebreiteten etwas gewölbten grünlichweißen Dolden, die Borstdolde (Torilis Anthriscus L.), der hollunderartige Eppich (Sambucus ebulus L.) mit weißen Doldenschirmen, das waldmeisterähnliche Wald-Labkraut (Galium silvaticum L.), ein Gras, die Waldzwenke (Brachypodium silvaticum Räm. & Schult), die schöne gelbe Goldruthe (Solidago Virgaurea L.), das doldige Habichtskraut (Hieracium umbellatum L.), der prachtvolle Wald-Enzian (Gentiana asclepiadea L.) mit großen dunkelblauen Glocken, der recht hübsch hellpurpurne Wasserdost (Eupatorium cannabinum L.), die giftige Tollkirsche (Atropa Belladonna L.) und in Menge der Wald-Wachtelweizen Melampyrum silvaticum L.)

Auf nassen Wiesen erhoben sich in Unzahl die weißgrünen Blüten-

köpfe der Kohldistel (Cirsium oleraceum L.) und die blauen der Sumpfdistel (Cirsium palustre L), ein Gras, die blaue Molinie (Molinia coerulea L.), stellenweise der Sumpf-Haarstrang (Thysselinum palustre Hoffm.), der schöne blaue Sumpf-Enzian (Gentiana Pneumonanthe L.), an Moorgräben bei Weidmannsdorf das bittere Gnadenkraut (Gratiola officinalis L.), der schildfrüchtige Ehrenpreis (Veronica scutellata L.), der Wolfsfuß (Lycopus europæus L) und das Helmkraut (Scutellària galericulata L.) mit blauen Rachenblümchen, in Bächen das hohe gelbe Sumpfkreuzkraut (Senecio paludosus L.). In der Lache bei Kirschentheuer blühten die weißen Dolden des so giftigen Wasserschierlings (Cicuta virosa L.), an andern Sumpfstellen das niedliche schwimmende Wasserschlauchkraut (Utricularia vulgaris L) mit kleinen gelben sackförmigen Blümchen. An Bächen rauschten im Winde die hohen Halme des Schilfrohres (Phragmites communis Trin.) mit seinen braunrothen Rispen.

Am Kreuzbergl waren die Waldblößen und der Waldboden ganz rosenroth gefärbt von den kleinen Blütchen des gemeinen Haidekrautes (Calluna vulgaris Salisb.), zwischen denen hier und da die thalergroßen schönen weißstraligen Blütenköpfe der stengellosen Silberdistel (Carlina acaulis L.) oder der himmelblaue gewimperte Enzian (Gentiana ciliata L.) heraussahen. Sonst unterschied sich die Blumendecke des Kreuzberges fast in nichts von jener der Satnitz.

In den Karawanken blühten Ende August der rispige Sturmhut (Aconitum paniculatum L.) mit blauen helmförmigen Blumen, die anisriechende Süßdolde (Myrrhis odorata L), der Alpendrüsengriffel (Adenostyles alpina Bl. & Fing.), die schöne wollköpfige Kratzdistel (Cirsium eriophorum Scop.) mit sehr großen kugeligen purpurnen, unten weißfilzigen Blütenköpfen, die blaßgelbe krainerische und klebrige Alpendistel (Cirsium carniolicum Scop. und Erisithales Scop.), die weiße Nießwurz (Veratrum album L.), der wirtelständige Salbei (Salvia verticillata L.), die gelbweiße Betonica (Betonica Alopecuros L.), der Wald- und der deutsche Enzian (Gentiana asclepiadea L. und germanica L.), das österreichische Heilkraut (Heracleum austriacum L.), die krainerische Astrantie (Astrantia carniolica Wulf.), der langblütige Waldmeister (Asperula longiflora W. K.), die Alpen-Augenwurz (Athamanta eretensis L.), das haarstrangartige Laserkraut (Laserpitium peucedanoides L.), der rundblättrige

Steinbrech (Saxifraga rotundifolia L.) und der immergrüne gelbe oder ziegelrothe (Saxifr. aizoides L.), der dreigespitzte Augentrost (Euphrasia tricuspidata L.), das schöne Alpen-Nelkengras (Armeria alpina Hoppe) mit runden rosarothen Blumenköpfen. An Felsen und Mauern das gelbköpfige porreblättrige Habichtskraut (Hieracium perrifolium L.), die dunkelblaue rasige Glockenblume (Campanula cæspitosa L.), der spanische Mauerpfeffer (Sedum hispanicum L.). In den höheren Lagen blühten auch noch einzelne Sträucher der behaarten Alpenrose (Rhododendron hirsutum L.), dann von Steinbrecharten der traubenblütige, der bekrustete, der hechtgraue, keilblättrige, moos- und mannsschildartige (Saxifraga Aizoon L., crustata Vest., caesia L., cuneifolia L., muscoides Wulf. und androsacea L.), das wirtelblättrige Läusekraut (Pedicularis verticillata L.), der gelbe Alpenmohn (Papaver alpinum L.), das gelbe zweiblütige Veilchen (Papaver alpinum L.), die graue Clavenische Schafgarbe (Achillea Clavenæ L.), auf der Seleniţa kamen noch dazu der ungarische Enzian (Gentiana pannonica Scop) mit großen purpurnen aufrechten Blumenglocken und das wunderliebliche hellblaue Zoisische Glockenblümchen (Campanula Zoisii Wulf.). Auf der Kotschna war heuer das schöne weißfilzige Edelweiß (Leontopodium alpinum Cass.) sehr gut gediehen und prangte mit großen Hüllblattrosen, hier wuchs auch das seltene gelbe Zoisische Veilchen (Viola Zoisii Wulf.). Mit dieser Aufzählung ist jedoch der Reichthum des Blumenschmuckes unserer Kalkalpen bei weitem nicht erschöpft, es sind nur die hervorragendsten Glieder desselben genannt.

In der Mitte des Monats fing das Haidekorn (Polygonum Fagopyrum L.) als zweite Feldfrucht zu blühen an und verbreitete weithin seinen süßen honigartigen Geruch. Sonst reiften an Feldfrüchten Hanf, Hirse und Fennich heran. In den Maisäckern blühten die Kürbisse und die Bohnen setzten Schoten an. Als Unkräuter wuchsen auf den Maisäckern, oft riesig emporschießend, einige Gänsefuß- und Fuchsschwanzarten (Chenopodium album L., polyspermum L., Amaranthus Blitum L. und retroflexus L.), dann einige Gräser, der Hühnerfennich (Panicum crusgalli L.) und die graugrüne Borstenähre (Setaria glauca Beauv.). Fennichfelder liebt der blutroth geschwänzte Amaranth (Amaranthus caudatus L.).

Von Früchten wurden reif: im Walde Brom- und Himbeeren

sowie Haselnüsse, von Gartenobst Pflaumen, Reine-Clauden, Frühäpfel und Frühbirnen. Die Roßkastanien sind, wie fast alljährlich, reich mit ihren stacheligen und kugeligen gelbgrünen Kapseln besetzt.

Einen Beweis der Kälte des heurigen Sommers im Gebirge liefert die Beobachtung, daß zwei in einer Höhe von 3800—4000′ liegende Quellen am Berge na Križe, dem zweithöchsten Berge der Steineralpen nach dem Grintouz, keine höhere Wärme als $1\frac{1}{2}^{0}+$R. besaßen. Ausgedehnte Schneefelder begannen schon am Fuße der Vellacher Kotschna in einer Höhe von 3000 Fuß und zogen sich beiläufig bis 800 Schuh unter den Gipfel, nach oben immer firnartiger werdend.

Käfer gab es in den Karawanken fast gar keine, da die Larven durch die Kälte des Frühjahres umkamen.

Singvögel ließen sich wenige mehr hören, am meisten machte sich auf Bäumen noch der Laubfrosch (Hyla arborea L.) durch sein Quacken vernehmbar. Die Jagdzeit begann. Die Nächte wurden kühl und der Herbst naht mit schnellen Schritten heran.

Ueber das Vorkommen romanischer Orts-, Lokal- und Bergbenennungen in Kärnten.

Nachstehender Aufsatz wurde durch ein Schreiben veranlaßt, welches Herr Ludwig Steub in München vor Kurzem an mich gerichtet hat, in welchem der berühmte Ethnograf und Alpenschilderer unter Anderem sagt: „Haben Sie vielleicht von meiner Rhätischen Ethnologie (St. Gallen 1854) gehört? Ich habe darin den Versuch gemacht, die wunderlichen tirolischen Ortsnamen nach ihren vier Klassen, deutsch, romanisch, rhätisch und für Ostpusterthal slavisch auszuscheiden und namentlich die romanischen zu erklären. Bei dieser Arbeit habe ich nun gefunden, daß sich selbst in der Gegend von Lienz unter den deutschen und slavischen noch romanische Ortsnamen finden, und es wäre interessant, zu wissen, ob sich dieses Phänomen, wie zu erwarten, auch in Kärnten fortsetzt. Haben Sie in diesem Betracht noch nichts gesammelt und wären Sie vielleicht so gefällig, mir Ihre Ansicht darüber mitzutheilen?“ Nun habe ich zwar bis nun mein spezielles Augenmerk auf diesen Gegenstand nicht gerichtet, aber bei meinen vielfachen Wanderungen durch Kärnten sind mir verschiedene

Orts=, Lokal= und Bergbenennungen aufgefallen die ,weder deutsch noch slavisch klingen und die Vermuthung des Herrn Steub vollkommen bestätigen, daß romanische Lokalbenennungen und zwar häufiger als man denken sollte, auch in Kärnten vorkommen. Ich führe nun an, was mir diesbezüglich erinnerlich ist, und macht diese kurze Abhandlung durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern soll vielmehr nur den Anstoß geben, daß sich Ethnologen von Fach veranlaßt finden, sich mit dem Gegenstand näher zu befassen.

Die Grenze zwischen Italien und Kärnten bilden die südlichen Gailthaler= oder Julischen Alpen und die Gebirge des Kanalthales. Hier haben sich meines Wissens folgende entweder rein romanische oder doch weder deutsch noch slavisch klingende Orts-, Berg= und Lokalbenennungen erhalten: Zuhinterst im Volaja=Graben des Lessachthales steht der Volajakofel oder die Volajafelswand, unterhalb welcher ein Pfad am kleinen Volaja=See vorüber nach Forni Avoltri in Italien führt. Die obersten Alpenhütten auf deutscher Seite heißen beim unteren und oberen Volajer. Der Volaja= oder Volajer=Bach mündet gegenüber dem hochgelegenen sonnseitigen Dorfe Kornath in die Gail und hart daneben auf einem Bergrücken liegt das Dörfchen Nostra. Gegenüber von St. Jakob, ebenfalls im Lessachthale, zieht südlich ein wilder Tobel steil hinan bis zur Alpe Raimunda. Das von der Raimunda gegen Westen sich aufthürmende Dolomitgeschröfe heißt die Plerge. Unter den übrigen Gipfeln dieses Grenzgebirges, die zumeist deutsche oder slavische Benennungen führen, kommen auch folgende romanische vor: der Kollinkofel, der Pail, der Zillakofel (vielleicht slavisch), der kleine und große Cordin, die Premos= oder Permosspitze, der Malbatsch oder Valdatsch und der Copinberg. Die Bergwiesen und kleinen Almen haben meistens romanische Namen, als: Fedrang, Schindemund (von Scindimont, Bergabfall), Frondel (Laubstreife), Sfonderil (so viel als Muldengründl), Valberta (Berthathal) u. s. w. Auch auf den Höhen der Sonnseite des Lessachthales finden sich romanische Namen, uiewol seltener, z. B. die Bauernhöfe Stofanel, Pallaß (von Pallatsch, wie der Friauler jedes größere Haus nennt), Caveri, Plan, Laas, das Dorf am Gailberge (der gleiche Ortsname in Tirol gilt für rhätisch), Macolin. Von Mauthen thalab verlieren sich die romanischen Namen, weil sich nun das breite Revier der Kanalthaler=Almen vor die italienische Grenze lagert. Im Bereiche desselben treten jedoch romanische Benennungen sehr häufig auf: der Stabet, die Lanza, die Ver-

cella, die Rebria (Rebia), der Tschalawa von Cial-la-Ball, wörtlich: Schau das Thal, die Panesella, der Muntasch, gewöhnlich Montasio genannt, da aber die Friauler Montatsch sagen, so dürfte die von mir gebrauchte Benennung Montaccio vielleicht die entsprechendere sein; ferner das mehrfach auftretende Gugg oder Gogg, Cocche, welches dem deutschen Wipfel oder Gipfel entspricht. Daß das sechs Quadratmeilen umfassende Kanalthal von Thörl bis an die Landesgrenze einstmals ganz romanisch gewesen, habe ich in den „Bildern mit Staffage aus dem Kärntner Oberlande" S. 65 und 66 zu zeigen versucht. In diesem Thale nächst Pontafel treffen wir einen Confingraben und einen Bombaschgraben, von Bambamgia, und es ist in den Ueberlieferungen der Deutschpontafler noch nicht verklungen, daß durch letzteren Graben die von Venedig kommenden Baumwollballen ins Gailthal hinüber und von dort über den niederen Gailberg nach Lienz und über den Matreier- oder Felbertauern nach Mittersill und weiter nach Augsburg und Nürnberg gesäumt wurden. Außerdem kommen in Kärnten noch folgende Ortsnamen vor, die, wie mir scheint, weder deutsch noch slavisch klingen, deren Aufzählung jedoch keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht. Im Möllthale Fragant und Innerfragant im Fragantgraben, verwandt mit Lavant und Devant bei Lienz. Im Drauthale die beiden Höhen, über welche von Spittal aus die Poststraße nach Salzburg führt und woron eine der Fratres, die andere der Patriari heißt, dann das Dörfchen Traigail oder Tragail oberhalb Paternion (St. Paternian). Im Maltathal Malta oder Maltein, welches jedoch auch eine slavische Erklärung zulassen dürfte. Nächst Villach Fedraun, in älteren Urkunden Vedroun und Ragein oberhalb Wernberg, Pakein und Admont nächst Tainach und Preims in einem Seitengraben des Lavantthales, endlich der Name dieses Thales selbst, welches nach der dasselbe durchströmenden Lavant benannt wurde, oder vielleicht auch umgekehrt, und die Benennung des Sol-, Sal- oder Saalfeldes, aus dem am Ende gar Zollfeld geworden ist, so wie aus Glanfurt Klagenfurt.

Auch romanische Familiennamen sind in Kärnten neben den deutschen und slavischen nicht selten. Das Geschlecht der Filafer von Filaferro, Eisenstrecker oder glattweg Strecker, ist ein viel verbreitetes, fast noch mehr das der Aschgau, Askau oder Ascan und der Kenzian oder Kanzian (Canciani). Sie gehören meistens dem bäuerlichen Stande an und haben sich vollständig eingebürgert. Etwas anderes ist es mit den zahl-

reichen Moro, Morocutti, Plazotta und Kraigher, welche erst in neuerer Zeit, vorzüglich aus der Carnia in Kärnten eingewandert sind, so daß es noch vor Kurzem besonders in Oberkärnten keine Stadt, keinen Flecken oder größeres Dorf gab, wo nicht wenigstens einer von ihnen zu treffen gewesen wäre; aber die rauhen kärntnerischen Lüfte scheinen dem Gedeihen dieser Kolonisten nicht sonderlich fördersam zu sein, denn in neuester Zeit sieht man die Firmatafeln mit italienischen Namen allmälig verschwinden und auch die wälschen Bau- und Maurermeister, die auf dem Felde der Architektur dominirten, sind im Niedergange begriffen.

Nicht unerwähnt kann ich bei dieser Gelegenheit lassen, obwol es nicht eigentlich zur Sache gehört, daß die Kärntner, die mit dem benachbarten Friaul verkehren, insbesondere die Holzhändler und Fuhrleute, sich an die italienischen Ortsbenennungen gar nicht kehren und den Orten deutsche Namen beigelegt haben, die bis heutigen Tag gang und gäbe sind. So heißt Dogna Anhalten, Chiusa Klausen, Moggio Mößnitz, Portis Welschthörl, Tolmezzo Schönfeld, Venzone Peitschendorf, Gemona Glamaun, Udine Weiden u. s. w. Sie tragen überhaupt blutwenig Vorliebe für die wohllautende Sprache des „Si" zur Schau, und wenn im Gasthause, wo sie einstellen, der Hausknecht nicht Hannsl oder Seppl heißt und ihr Landsmann ist, so fahren sie lieber fürbaß, welcher Marotte die wälschen Wirthe gehörig Rechnung tragen, ja sogar mittelst deutscher Aufschriften, mitunter grammatikalische und ortographische Unika (z. B. Gastkereinaus mit Stall und Beten) ein Uebriges thun.

Ant. v. Rauschenfels.

Der Schirnok im Liesertbale in Kärnten.*)

Von Rudolf Waizer.

Der längst gehegte aber bereits zweimal vereitelte Wunsch, die Besteigung des 6598' hohen Schirnoks im Lieserthale effektuiren zu können, fand nun seine endliche Realisirung.

Im vollen Alpenkostüme mit Gamaschen und Bergschuhen, Plaid und Tschutra, Ranzen und Bergstock und einer hinlänglichen Menage versehen, die Peitler's Küche entnommen ward, traf uns — nämlich mich

*) Aus dem „Tourist" — Nr. 3 u 4 J. 1871.

seinen wundervollen Reiz so verlockend auf uns ein, daß wir, um mit Vater Homeros zu sprechen, „beflügelten Fußes“ dem Alpenstädtchen Gmünd Valet sagten, das altersgraue Pongrazithor durchschritten und auf Unterpuch zusteuerten, um von dort aus den von Gmünd südöstlich am Schlusse des Landstraßgrabens gelegenen „Tschernok, Schirnok, Schönnok“, oder wie dieser Nok nun einmal heißen mag und um dessen Etymologie wir uns auch nicht weiter kümmerten, zu besteigen.

Vom Grüblerbauer in Unterpuch, der eine gute halbe Stunde von Gmünd entfernt sein mag, führt ein mäßig aufsteigender, ziemlich steinreicher Weg durch den Kollerschlagwald auf die Kollerschlagtratte, die wie erstgenannter Wald ein Gemeinde-Eigenthum mehrerer Puchreiter Bauern, id est einen „Freiberg“, repräsentirt. — Auf der Kollerschlagtratte, einer umfangreichen Weidefläche, angekommen, fanden wir eine herrliche Quelle, wie eine solche eben nur in diesen Regionen ihren Fundort aufweisen kann.

Nach minutenlanger Rast kamen wir im steilen, pfadlosen Anstieg zum sogenannten „Schean Garten“*), einer Gegend mit herrlichen Alpentriften, die eingezäunt sind, welchem Umstande dieses Ried obige Benennung verdanken dürfte.

Wohlgemuth marschirten wir hinan über Stock und Stein, wobei wir gar manches Bild der Sturmverheerung, die auf diesen Höhen gewüthet hat und auch noch forthin wüthen wird, erschauten. Die stärksten Fichten und Lärchen hatte der Sturm wie Halme gebrochen und lagen im wilden Gewirre umher.

Vom „Garten“ aus gelangt man, das Haidekraut durchwatend, auf die Puchreiter-Wiesen, einem Weideterrain auf der „Haß'n Alm“**) und nach einer kleinen Stunde längs dem Alpengrat hinan auf den Schirnok.

Wir hatten sohin von Gmünd aus in einem Zeitraum von drei Stunden die Nokhöhe erreicht und weideten unser Auge an dem herrlichen Panorama, das uns hier umspannte.

Hinter aufgerichtetem Steingerölle ward Posto gefaßt, Karte und und meinen Begleiter, Herrn Adolf Starry, einen Jünger der Themis, — der herrliche Morgen des 23 Septembers 1870, und wirkte durch

*) Schön.
**) Heißen, warmen.

Kompaß gerichtet, der Bergstock zum Orientirungszeiger qualificirt und nun gings an ein Schauen und Staunen, das schier kein Ende nehmen wollte.

Im Norden zeigten sich uns die Zinken des Königsstuhles, des Rosenignoks, des Stubleck's, des Riesennock's und der salzburgischen Berge. Im Süden lag der tiefblaue Millstätter See zu unseren Füßen und begrenzten die italienischen Gebirge den ätherreinen Horizont. Gegen Westen zu ragten die Giganten des Tirolerlandes, dann das Kreuzeck, der Reiskofel und der Polinig auf, während heran zu die Dornbacher-Alpe, der Hühnersberg, Schober, Kamplnok, das Reissek, der Hochalmspitz, Hafner, Sonnblick, Faschaunernok, Stubek und noch andere 7 bis 10 Tausender in den verschiedensten Formbildungen sich zeigten. — Im Osten erblickt man die Obir, den Dobratsch, Mittagskogel, Triglav, nebst einer Unmasse von Spitzen und Höhen, deren richtige Nomenklatur anzugeben nur ermüden würde.

In den Tieflagen ward das Rundgemälde durch das reizende Drauthal, einen Theil des pittoresken Möllthales, das ganze Liesertthal mit dem Städtchen Gmünd, das unvergleichliche Maltathal und den merkwürdigen Radlgraben ergänzt, insgesammt alle im Sonnenglanze vor uns liegend.

Der Wind blies auf der Höhe mit Mark und Bein durchdringender Vehemenz und durchfröstelte uns bis in die Seele mit seinem kalten Odemfluge.

Wegen der vorgerückten Jahreszeit konnte in botanischer Hinsicht keine Ausbeute erzielt werden, was leicht zu verschmerzen war, da die Schirnokflora, wie ich höre, ohnehin keine sonderlichen Raritäten für das Herbar zu liefern vermag.

Nach Bewunderung dieses klassischen Alpenbildes, namentlich der Hochalm- und Saulek-Gletscher, wurde dem Magen sein Tribut gezollt, indem wir den Inhalt unserer Ranzen der Musterung unterzogen und denselben nebst einigen Gläsern Wein, der topasgelb und granatroth aus unseren Flaschen floß, recht weidlich schmecken ließen. Hochauf wogte unsere Brust, frei von allem Erdenschmerz und jeder Kanzleisorge los standen wir da auf dem steilen Gipfel und schauten seelenvergnügt nieder auf die schnöde Welt, so groß und ewig schön; kurz wir fühlten uns so recht unendlich froh, denn

„In den hohen Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Herrscht des Jammers trüber Sinn nicht mehr!"

Ueber eine Stunde verweilten wir hier und wären gerne noch länger geblieben, wenn uns nicht der unbarmherzige Boreas von dort vertrieben hätte.

Noch einen Blick der Pracht des Gesammtbildes gewidmet, und hinunter ging es über den Rok, daß uns die Knie schlotterten, der Hofer-Almhütte zu, die nördlich unter der Spitze zwischen den Bergen eingebettet liegt.

Die Senndin Nandl, eine Tochter des reichen Hoferbauers in Oberpüch, ein dralles Naturkind, bewillkommte uns mit einem herzlichen „Grüß Gott" und zeigte viel Freude, in ihrer Hütte bekannte Gmündner begrüßen zu können. Gar bald hatten wir es uns in der anheimelnden Rauchstube bequem gemacht, all' das Touristen-Umgehänge bei Seite gelegt und am Tische in der Stube Platz genommen.

Nach Verlauf einer halben Stunde stand — man höre und staune — ein prächtiger Rahmkaffee vor uns und mein Genosse delektirte sich nebstbei noch an einem Schmalzmus, welches nach seiner Versicherung exquisit gewesen sein soll.

Ein Gläschen „Kirschengeist", von der Nandl kredenzt, ward zur Stärkung der matten Glieder eingenommen, eine Pfeife angestopft, die neueste Nummer des „Tourist" durchmustert — und nachdem wir der Senndin für die Bewirthung gedankt und „Pfiat Gott" gesagt hatten, ward die Heimfahrt angetreten.

Schnellen Schrittes ging's die Höhe hinab, bald war die Hansl-bauer- und Christibauer-Sennhütte passirt, und so nach raschem Gange, mit dem Ausblick in den Gamschitz- und Nörringgraben, die Ortschaft Puch erreicht, von wo aus wir nach viertelstündigem Marsche in Gmünd einrückten, und im Freundezirkel bei einem Glase prächtigen Brunner-Lagerbieres die Erlebnisse unserer Schirnokpartie rekapitulirend zum Besten gaben.

Bilder aus dem kärntnerischen Volksleben.

Von Rudolf Waizer.

Die Osterfeuer im Lavantthale.

Nicht bald wird ein freudiges Gefühl trotz seiner Eigenthümlichkeit sich so leicht durch sich selbst erklären, als jenes, welches alljährlich beim Herannahen der Osterzeit Arm und Reich, Jung und Alt, im Süd und Nord, im Ost und West durchschauert, das alle Herzen der Freude öffnet, und welches durch die ganze Erde gleich einem einzigen Jubelrufe tönt.

Feiert doch zur selben Zeit, in welche für die Kirche der Kultus des heiligsten Dogmas fällt, die ganze Natur das Fest der Auferstehung aus dem winterlichen Todesschlummer, und, während jedes Atom in seiner Weise sich zu neuem Leben regt, begeht auch der Herr der Schöpfung das Wiegenfest des Frühlings, während er nur jenem Gefühle seine kindlich fromme Huldigung darzubringen meint, welches, gleichsam seit seinem Entstehen in ihm genährt, durch sein ganzes Leben ihn begleitet und selbst in der Todesstunde ihn nicht verläßt.

Der Ernst der stillen Woche beugt unwillkürlich Geist und Gemüth darnieder und desto freudiger raffen beide sich empor, wenn mit dem ersten Schall der Glocken, deren eherenen Mund zwei Tage hindurch düsteres Schweigen fesselte, zugleich das in dem Inneren der Kirchen ertönende Halleluja ein tausendfaches Echo weckt.

Dort, wo Natur und Lage es gestatten, wird der Gesang aus dem beengenden Raume jener Tempel, welche Menschenhände erbauten, hinaus getragen in den ewigen Himmelsdom, um — wenn auch sein eigentlicher Laut verstummt — dort in allgewaltiger Zeichenschrift zu Herz und Sinn zu reden.

Das paradiesische Lavantthal ist von Natur zur unabsehbaren Riesentafel für solch' eine Zeichenschrift gestempelt, die in hundert und abermals hundert Lettern in der Nacht vor dem ersten Ostertage von den Höhen hernieder flammt.

Kaum dürfte sobald ein zweiter Punkt sich finden, an welchem eine derartige Beleuchtung, hervorgebracht durch angezündete Holzstöße, ein großartigeres Schauspiel gewähren könnte, als eben hier, wo die das Thal begrenzenden Höhen, die Saualpe im Osten, die Koralpe im Westen, dann der Gumitschberg, der Göffel, Kamp u. s. w., die

durch ihre Lage eine unbegrenzte Ansicht vom Thalboden aus bis zu den Gipfeln gestatten, jetzt gleichsam als ungeheure und hell erleuchtete hinter einander aufsteigende Terrassen erscheinen.

Betreten wir einmal an der Hand der Phantasie in solch' einer Osternacht die Niederung des Lavantthales.

Die letzten Klänge der kirchlichen Auferstehungsfeier sind verhallt, die laute Festlichkeit ist einer erhabenen Sabatsruhe gewichen, die sinkende Sonne, deren Strahlen die Gipfel der Berge mit einem rosigen Schimmer umziehen, beleuchtet zugleich Schaaren von bereits im Sonntagsstaat prangenden und ihren Behausungen zuschreitenden Kirchengängern, und ist die Nacht hereingebrochen, so läßt wol Nichts selbst nur leise ahnen, welch' prachtvolles Schauspiel jetzt unter ihrem Schatten vorbereitet wird.

Der silberne Mond steht, wie sonst, am tiefblauen mit Myriaden von Sternen besäeten Himmel, die, wie eben so viele goldene Aeuglein auf die Erde niederblicken, die ganze Natur athmet die tiefste heilige Stille. — Jetzt künden die Schläge der Thurmuhr Mitternacht, und bald darauf werden die Schläfer durch ein endloses, anfänglich dumpfes, später aber immer lauter werdendes Gekrache von Böllern aus Nah und Fern aufgeschreckt. Alt und Jung eilt nun ins Freie, selbst Kinder entreißen sich gewaltsam der größten Wonne der ersten Jugend, dem Schlafe, und klammern sich an die Erwachsenen, die jetzt in dichten Schaaren der langen Brücke „am Priel“ zupilgern, um dort ein Bild zu schauen, dessen Anblick ihnen nur einmal im Jahre und zwar zur Osterzeit gegönnt ist, und welches Jedem, der es zum erstenmal erblickt, einen Ausruf der Bewunderung entreißt.

Ringsum auf den Höhen der Berge und Alpen, in der Tiefe des Thales zeigen sich dem Auge unzählige Freudenfeuer, die wie das Opferfeuer Abel's zum Himmel lodern. — Schweigend steht man, von dem Zauber der erhabenen Szene gefesselt, welche durch Worte nicht geschildert werden kann und um 2 Uhr Morgens ihre größte Erhabenheit erreicht. — Gleich feurigen Schlangen wälzen sich nah und fern in der Berge Mitterspiel zahlreiche Fackelzüge, die in dem feuerpunktirten Boden gleichsam Schriftzüge bilden, aus denen die ewigen und unendlichen Machtworte Jehova's: „Es werde Licht!“ zu entstehen scheinen.

Und es wird auch licht, denn der Morgen beginnt zu grauen und zugleich der Kampf zwischen Nacht und Tag, der stets mit des letzteren Siege endet. Die Sterne erbleichen und es ist, als hätten sich dieselben

auf den Grund des Thales gesenkt, welches im tausendfachen Feuerglanze noch dem trunkenen Auge des Beschauers entgegenglänzt.

Vom Mausoleum am Gumitsch tönen Liederklänge, welche den Tag des Herrn in würdiger Weise verkünden.

Noch um 3 Uhr Morgens glänzen zahllose Lichter an den Bergabhängen und wandelt eine dicht gedrängte Menschenmenge hin und wieder. Da mit einem Male ertönen, auf den leichten Flügeln der Morgenluft getragen, die ersten Klänge des „Ave Maria" von der Markusglocke in Wolfsberg, in welche sich bald harmonisch das vielfältige Gebimmel der Kirchenglocken von St. Jakob, St. Johann, Marein, St. Thomas und vielen anderen Orten mengt, welches dann immer leiser und leiser verhallt.

Die Erhabenheit dieses Momentes ist geeignet, selbst der schwärzesten Menschenseele Gefühle von Andacht und heiligem Schauder einzuflößen, und sie zum stillen Danke gegen Denjenigen zu begeistern, der die Welt so herrlich und wundervoll gebildet hat.

Die Brust geschwellt von den innigsten Gefühlen, sucht — wenn die Lichter zu verlöschen beginnen — jeder Einzelne seine Behausung auf, um — wo möglich — unter dem Gekrache der Böller einen stärkenden Morgenschlummer zu finden.

Ein heiterer Ostermorgen ist über das Lavantthal herangebrochen, kein einziges Licht flammt jedoch mehr auf zum strahlenden azurnen Himmel, von welchem das schönste aller Lichter, die goldene Sonne, niederblickt, zu der sich die Lerche aufschwingt, dem Schöpfer eine jener Morgenhymnen singend, denen sonst das Ohr des Wanderers so gerne lauscht, dessen Mund jetzt aber selbst einstimmend sie begleitet, da er aus ihr die Worte zu vernehmen glaubt:

„Soli Deo gloria!"

Gedenk- und Fremdenbücher.

Eine allerdings auch hierlands, aber nur hie und da erst vorkommende Gepflogenheit in Gasthöfen ist das Aufliegen von Fremdenbüchern — aber nicht im Sinne von ehedem, wo die k. k. Polizei wachen mußte, daß kein Unhold mit verdächtigen Gesinnungen sich einschleiche oder dergleichen, sondern — um im Durchblättern und Auffinden bekannter Namen den Nachkommenden eine Unterhaltung zu bereiten. Bisher findet man solche Bücher z. B. am Stadtpfarrthurme — in Hochosterwitz u. s. w., aber

auch in Gasthöfen und an Orten, wo besondere Verhältnisse einen größeren Andrang von Fremden vermuthen lassen, sind solche Bücher und Aufzeichnungen erwünscht. Aichholzer in Hüttenberg ist der Aufforderung zweier Reisenden im Frühlinge d. J. nachgekommen und schon sind viele Blätter mit Namen angefüllt und es wäre nur zu wünschen, daß im Sinne und Zwecke dieser Bücher auch manch' guter Gedanke der Oeffentlichkeit und dem Gefühle Ausdruck gegeben, oder bescheidene Wünsche damit laut würden. Ein hiesiger geachteter Rechtsfreund, auch bekannt als Tourist, und ein Mitglied unseres Geschichtsvereines, bekannt auch als steir. Topograph, gaben zu gedachtem Gedenkbuche ein Vorwort und so lesen wir nachstehende Zeilen als Einbegleitung des von Aichholzer angeschafften zierlichen Buches:

Ein Advokat und ein Notar
Sie beide steh'n Gevatter Dir,
Sie schützen — schirmen Dich fürwahr
Vor jedem Feinde dort und hier.
Dich rosenrothes junges Band
Besiegte ich Notar mit Macht,
Der dich bedroh't mit frevler Hand
Bekämpf' ich Advokat mit „Acht".
So möge denn aus Nah' und Fern'
Der Wand'rer Schaar zu Dir hinzieh'n,
Sie möge fortan sich vermehr'n
Und keines Pilgers Fuß Dich flieh'n.

In jetziger Zeit, wo Kärnten so viel von Fremden besucht wird und es nicht nur von Interesse für den Nachfolger ist, unter seinen Vorgängern Freunde oder Bekannte zu lesen, sondern das Herumblättern in solchen Gedenkbüchern bei Contumaz, ob Regenwetter oder dergleichen Unterhaltung bietet, wäre es allseits wünschenswerth, solche zu finden. Möge diese Aufforderung geneigtes Gehör und Aichholzer's gutes Beispiel mehrseits Nachahmung finden! — —

Witterung im Sommer 1871.

Der Sommer d. J. begann wie der Winter. Am 3. Juni Morgens 5 Uhr begann es in Klagenfurt nach durch die ganze Nacht währenden von Gewitter begleiteten Regen in großen Flocken zu schneien, bis 6 Uhr. Der Schnee blieb an Wiesen und Dächern eine Weile liegen, machte jedoch an einigen Orten länger dauernde Schneelage, so in Tiffen, Tröpelach 4", in Arriach 7", in Raibl und Kornat 8" bis zum nächsten Tag. Die Temperatur sank dabei bis 1°. Auch in der Folge blieb der Juni kalt und naß; in Klagenfurt war die mittlere Temperatur

nur 11·8, die normal 14·2 sein sollte; es war heuer der kälteste Juni seit Beginn der Beobachtungen (1813); annähernd kalt war er 1857 (12·8), 1847 (12·2), 1821 (12·2) 1813, (11·8). — Zugleich war aber die Regenmenge, die normal im Juni 3·5" ist, heuer auf 7·3" gestiegen, so daß nur die Jahre 1850 (9·5), 1840 (8·9), 1831 (8·0) . . . mehr, das Jahr 1864 eben so viel Niederschlag im Juni hatte. Sehr viel davon fiel bei Gewitter; in Klagenfurt war die Regenmenge am 3. bei Gewitter allein über 2"; am 19. und 20. waren heftige Gewitter, wovon eines am Luschariberg am 19. in die Kirche schlug und den eben Messe lesenden Priester zu Boden warf und vorübergehend betäubte.

Dagegen war der Juli sehr anständig und regelmäßig, die Wärme etwas über, der Niederschlag unter der Norm. Doch stieg die Wärme nie extrem hoch (doch überall über 31°, in Klagenfurt 24½, in Pontafel 25°) da häufige Gewitter wieder kühlere Luft brachten; viele von diesen waren von Hagel begleitet, der besonders in Pontafel am 31. in ungewöhnlicher Menge fiel.

Der August war durch einen ungewöhnlich hohen Luftdruck ausgezeichnet, wie er noch nie verzeichnet ist, dabei war die Wärme normal, der Niederschlag aber sehr gering, so daß nur in den Jahren 1861, 1857, 1856, 1850 u. s. w. weniger beobachtet wurde. Am 4., 15. und 27. waren fast überall ziemlich starke Gewitter, in St. Peter am 26. mit Hagel. Zu Raibl wurde am 24. 1 Uhr Morgens starkes Erdbeben wahrgenommen, starkes unterirdisches Rollen, dann starker Stoß, wobei Möbel in's Schwanken geriethen, Fenster klirrten u. s. w.; die Richtung schien von Süd-Ost nach Nord-West.

Eisen- und Bleipreise.

In den letzten zwei Monaten hat sich im Ausland eine außerordentliche Steigerung der Eisenpreise vollzogen. Der Begehr nach Eisen war in steter Zunahme, alle rheinisch-westphälischen Werke sind für Jahresfrist mit Aufträgen gedeckt so, daß manche sogar zu Erweiterungen schreiten. Kohle wurde daher außerordentlich begehrt, es stiegen die Preise dafür, gleichzeitig aber auch die Preise für Erze und die Arbeitslöhne. Auf dem englischen Eisenmarkt machten sich die Anschaffungen und Bestellungen zu den ganz außerordentlichen Erneuerungsarbeiten in Frankreich und ein reichliches Zuströmen von Geld bemerkbar und da noch immer Nordamerika und Rußland viele Arbeit gaben, so zogen die Eisenpreise der Art an, daß sie in kurzer Zeit die Höhe von 1866 erreichten und sich fortan behaupten. Die Auswechslung der durch die Transporte des Krieges ausgefahrenen Schienen der deutschen Eisenbahnen, die Herstellung der Eisenbahnen im Elsaß, die Anschaffung von Eisenbahn-Betriebsmitteln (9400 Güterwagen alle blos auf den preußischen Privateisenbahnen), nebst dem Bau neuer Bahnen geben auf längere Zeit Beschäftigung auf allen Eisenhütten Deutschlands. Die Rückwirkungen auf Oesterreich, das bisher noch immer einen sehr großen Theil seines Eisen-

bedarfs aus dem Auslande bestellte, konnten nicht ausbleiben. Es stiegen die Nachfragen nach Schienen, Waggonbau-Artikel, Blechen, Stabeisen u. dgl. fortwährend und die Hütten können nicht rasch genug entsprechen, so daß einige Werke in der Anhoffnung längerer Dauer dieses günstigen Geschäftsganges an die Vergrößerung ihrer Anlagen schritten. Roheisenvorräthe haben aufgehört und es droht unter solchen Umständen ein Ausschlagen der Preise für Merkantil- und anderes Eisen.

Seit September werden folgende Eisenpreise notirt: In Siegen à Holzkohlenroheisen; Spiegeleisen fl. 4·20, graues fl. 3·15, weißes und melirtes fl. 2·92 bis 3 fl. Cokesroheisen, Spiegeleisen fl 3—3·45, Bessemereisen 3 fl., graues fl. 2 74 bis 2·78, weißes und melirtes fl. 2·70—2·74, Bleche fl. 7·50, Puddelstahl und geschlagenes Eisen 6 fl., gewalztes 5·75. Köln: Holzkohlen und Spiegeleisen fl. 3—4·13, Cokesroheisen raff. fl. 2·63, graues fl. 2·88, Schottisches fl. 2·63, Stabeisen grobes fl. 5·88—8·25; Berlin schottisches Roheisen fl. 2·30—2.45, Oberschlesien ab Hütte; Holzkohlenroheisen fl. 2·63—2·65, Cokesroheisen fl. 2·20—2·25, Walzeisen 5 fl., geschmiedetes fl. 6—6·13.

Während in Obersteier, Vordernberg und Eisenerz, die Roheisenpreise stiegen, verblieben sie in Kärnten noch immer auf demselben Stande wie zu Anfang des Jahres und zwar für Holzkohlenroheisen: Weiße und halbirte Floßen fl. 3.55, Blatteln fl. 3·85, Gießerei- und Bessemereisen 4 fl., Cokesroheisen fl 3·40. Die Preise ab Eisenbahnstation des Hochofens. Bei einem Silberagio von 119 berechnen sich diese Preise auf Silberwährung mit fl 2·98 für halbirtes und 2·85 für Cokesroheisen.

Die Bleipreise blieben unverändert. Köln: Raff. Weichblei 9·38—9·88, Hartblei 9·38, Oberharzer ab Hütte 9·63, Freiberger fl. 9·25; Kärnten: Bleiberger 13·83, Raibl 13·17, Triest spanisches Blei fl. 11·60—12·05.

Getreidepreise vom Juli, August und September 1871.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt Juli:	5.76	3.84	3.16	1.96	3.62	3.62
Pest	5·80	3·10	2.58	2.11	—	3.69
Wiener-Neustadt	6.16	3.66	2.71	2.45	—	3.83
Wels	6.55	4.00	3.31	2.08	—	4.03
Klagenfurt August:	5.27	3.60	2·88	1.86	3.71	3.83
Pest	5.99	3.25	2.60	1.78	—	3.78
Wiener-Neustadt	6.25	3.62	2.71	2.35	—	4.05
Wels	6.63	3.82	3.28	2.02	—	4.27
Klagenfurt am 21. September	6.17	3.96	3.08	1.81	3.41	3.84

Klagenfurter Lebensmittel-Durchschnittspreise.

1 W.-Pf.	Rindschmalz	Butter	Speck geselcht,	roh.	Schweinschmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	55	50	46	42	44	5

1 Pfund Rindfleisch 24—28 kr.; 1 Pfund Kalbfleisch 32—34 kr.

1 Klftr. Brennholz 12" lang, hartes fl. 4.60—4.80, weiches fl. 3.30—3.50
1 " " 30" " weiches fl. 5.80—6.00

1 W.-Zentner Heu, mindeste Qualität fl. 0.90 beste 1.30.
1 " Stroh, " " " 0.80., " 0.90.

Silberagio: Juli 121.38, August 120.44, vom 1. — 19. September 118.96.

Inhalt.

Redaction: Leodegar Canaval und A. Ritter v. Gallenstein.

Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geschichtvereine und naturhistorischen Landesmuseum in Kärnten.

№ 10 u. 11. Einundsechzigster Jahrgang. 1871

Geschichtliches über den Luxus.

Von Ludwig Bowitsch.

Die alten Germanen hatten keinen Begriff von dem, was die Römer mit dem Ausdruck „Luxus" bezeichneten. Für den in der Folge von den Fremden überkommenen Begriff entlehnten sie auch das fremde Wort; während aber die Römer dem Worte durchaus eine fatale Bedeutung unterlegten und mit demselben die Verschwendung, ja wohl die sinnlose Verschwendung brandmarkten, tauften unsere Väter bereits Alles, was über das strenge Bedürfniß hinausging, als „Luxus". Je nachdem nun der Luxus als ein Postulat der Cultur, die sich mit dem rohen Naturleben nicht zu bescheiden vermag, oder als Entartung der Genuß- und Prunkliebe sich präsentirt, muß er auch ein verschiedenes Urtheil erfahren, und während im Prinzip der erstere Luxus nicht nur gebilligt, sondern auch gefördert zu werden verdient, muß über den Letzteren unbedingt der Stab gebrochen werden.

So lange der Luxus der echten Cultur dienstbar ist und gewisse Schranken nicht überspringt, verschönt und veredelt er das menschliche Sein und Walten, er lenkt das Streben auf edlere Ziele und macht gemeine Begierden verstummen, er kleidet das sinnliche Gebaren in schmuckere Formen und wirket durch diese anregend auf Geist und Gemüth. Menschen, welche nur den natürlichen Trieben gehorchen und kein weiteres Bedürfniß kennen, heben vom Standpunkte des Thieres sich nur wenig empor, sie werden nur so weit der Zwang reicht, mag dieser nun von anderen Menschen, oder

vom Selbsterhaltungstriebe geübt werden, thätig sein, und mit den arbeitscheuen Händen zugleich die Geisteskräfte schlummern lassen; von eigentlicher sittlicher Würde kann keine Rede sein und die Einfalt und Einfachheit eines derlei primitiven Lebens ist nicht Tugend, sondern Barbarei.

Der Luxus, indem er Bedürfnisse lehrt, drängt zur Arbeit und Arbeit ist die Mutter der Gesittung, Arbeit zwingt den Geist zum Denken und der denkende Mensch erst ist ein wirklicher Mensch.

Aber auch der an und für sich gerechtfertigte Luxus kann unter gewissen Verhältnissen unstatthaft sein; was dem Reichthum geziemt, geziemt der Armut nicht; was als löblicher Aufwand des Einen sich darstellt, muß als sträfliche Verschwendung des andern verurtheilt werden. Der Luxus muß Ausfluß des Vermögens, Resultat der Arbeit sein, er muß dem Einkommen und dem Erwerbe entsprechen.

Absolut verwerflich ist jener Luxus, der als Mißgeburt der Genuß- und Prunksucht sich kundgiebt, absolut verwerflich ist aberwitzige und sinnlose Verschwendung, die nicht erzeugend, sondern nur zerstörend wirkt. Der Luxus soll zwar Ueberflüssiges, d. h. über das streng Nothwendige Hinausgehendes, anstreben, aber dieses Ueberflüssige muß noch einen Werth haben und als Schöpfung der Gewerbsthätigkeit die Wohlfahrt des Leibes, als Gebilde der Kunst das Behagen der Seele fördern. Die Arbeitskraft, welche dem Luxus zugewendet wird, darf keine verlorene sein, denn die Arbeitskraft erfordert Zeit und Zeit ist Geld.

Ein Volk, das blödsinnigen Luxus treibt, verarmt so gut, wie die einzelne Familie und die Blätter der Geschichte geben Zeugniß, daß in Zeitläuften, wo der krankhafte Luxus seine üppigsten Giftblüten trieb, die Tage harter Buße nicht lange auf sich warten ließen; während der vernünftige Luxus ein Kind der Cultur und geistigen Ursprunges ist, tritt der unvernünftige Aufwand dort zu Tage, wo die Sinnlichkeit den Geist überwuchert. Unvernünftiger Luxus kann daher eben so gut dort, wo die Cultur noch nicht begonnen hat, als dort, wo sie entartet ist und in die Barbarei wieder umzuschlagen im Begriffe steht, sein klägliches Regiment aufrichten.

Wie begründet auch in gewissen Beziehungen die Klage sein mag, die über das Unwesen des Luxus in unseren Tagen erhoben wird, im Allgemeinen tritt der Luxus, den wir zu beobachten in der Lage sind, bei Weitem nicht so furchtbar albern, so großartig verderblich auf, als er in fernen Jahrhunderten aufgetreten ist. Die Cultur hat eben im All-

gemeinen zu festen Boden gewonnen, als daß eine derartige Verhöhnung des Vernunftgemäßen möglich wäre.

Wir wollen nun einzelnen bedeutsameren Ausschreitungen des Luxus an der Hand der Geschichte unsere Aufmerksamkeit widmen, uns jedoch dem Raum nach ganz und gar auf das mehr oder minder an ungelösten Räthseln noch immer reiche Mittelalter beschränken.

Der Römer, die uns das Wort geliehen, sei nur flüchtig erwähnt.

In den ersten Zeiten der Republik waren die Sitten einfach und streng, trugen aber mehr oder minder das Gepräge der Rohheit. Die Prädestination eines eigentlichen Culturvolkes lag nicht in den Römern. All' ihre Satzungen und Einrichtungen waren auf Macht und Herrschaft gerichtet; der Staat galt Alles, das Individuum nichts. Als sie im Verlauf der Jahrhunderte durch Tapferkeit und Schlauheit sich fast den ganzen damals bekannten Erdkreis zinsbar gemacht hatten und mit den in wissenschaftlicher und künstlerischer Beziehung vorgeschrittenen Völkerschaften des Orients, insbesondere den Griechen, in Berührung gekommen waren, da ließen sie dem Genußleben und dem Prunk die Zügel schießen, da pflegten sie den Luxus und zwar in einer alle Schilderungen überbietenden Weise. Schon Lucullus, jener Zeit- und Parteigenosse Sulla's, der zwar als Feldherr zu siegen, aber auch die Provinzen gründlich auszuplündern verstanden und außer dem Kirschbaum, dessen Verpflanzung nach Europa wir ihm verdanken, unermeßliche Schätze aus Asien heimgebracht hatte, gab ein grandioses Beispiel der Verschwendung. Die Bezeichnung eines leckeren Tisches als „lucullisches Mal" hat sich bis in unsere Tage erhalten. Wohl geberdete er sich als Schirmvogt der Gelehrsamkeit und schriftstellerte selbst, aber Kunst und Wissenschaft waren ihm dennoch nicht Ernst, sondern nur Spielzeug, ein Flitter, berufen die Pracht seiner Erscheinung zu mehren.

Unter der wüsten Herrschaft der Cäsaren ging's noch toller her.

Wer kennt nicht die Schwelgerei und Ueppigkeit eines Tiberius, Caligula und Nero? Wer hat nicht von den mit riesigem Aufwande in Scene gesetzten Thiergefechten und Gladiatorenkämpfen vernommen? Vom Schimmer der purpurnen und goldgestickten Gewänder wurde das Auge geblendet. Zumeist jedoch wandte sich der Luxus den Tafelfreuden zu. Es wurden Mahlzeiten veranstaltet, die Tage und Nächte in Anspruch nahmen. War der Magen von Speisen und Getränken überladen, so kamen Brechmittel in Anwendung, um die neuerliche Eröffnung des Gelages möglich zu machen. Die einzelnen Speisen und Weine wurden

aus den entferntesten Provinzen des Ostens und Westens, des Nordens und Südens bezogen und für eine einzige derartige Orgie genügte oft nicht das Jahreseinkommen einer Statthalterei.

Kaiser Vitellius verbrauchte nach Angabe seiner Biographen im Verlaufe einer nur wenige Tage über eilf Monate hinausgedehnten Regierung nahezu an 100 Millionen Gulden unserer Währung.

Von den Römern lernten die germanischen Völker des Lebens feinere Bedürfnisse kennen und außer dem Verlangen, sich an ihren Drängern zu rächen, zog wohl auch die Aussicht auf köstliche Beute sie gewaltsam fort ins italische Land. Daß aber das verführerische Schauspiel römischer Ueppigkeit auf die deutschen Sieger nicht so verderblich wirkte, als es seinerzeit auf die Heerschaaren Hanibal's gewirkt, findet wohl in der Kraftfülle und dem kerngesunden Wesen unserer Ahnen seine Erklärung.

Erst im Mittelalter und namentlich gegen Ende des Mittelalters sehen wir an den Höfen der deutschen Fürsten und in den deutschen Städten einen argen Luxus sich entfalten, aber diese Verirrung blieb doch immer ein importirtes und nur sporadisch verderblich wirkendes Gift, während als eigentliche Brutstätte die Apenninenländer und späterhin Frankreich sich repräsentiren.

Große Verschwendung gab sich da und dort bei Gelagen kund und vorzüglich die Hochzeitfeste wurden oft mit einem ins Gebiet der Lächerlichkeit fallenden Kostenaufwande begangen.

Auch bei Kindtaufen wurde der Reichthum gerne zur Schau getragen und manche, deren Haushalt auf schlimmen Füßen stand, opferten dem Scheine ihren letzten Heller.

Endlich spielten auch bei Rathsversammlungen, staatlichen und kirchlichen Festzügen Küche und Keller große Rollen.

Als Graf Richard, Bruder Königs Heinrich III. von England sich im Jahre 1243 mit der Tochter des Grafen von Provence vermählte, wurden außer anderen kostbaren Zurichtungen mehr als 30.000 Schüsseln zubereitet und bei dem Gastmale, welches derselbe Fürst zur Feier der Vermählung seiner Tochter mit dem Könige von Schottland gab, trug man allein im ersten Gange sechszig Ochsen auf.

Auf einem Reichstage zu Frankfurt waren im Jahre 1397 zweiunddreißig Herzoge und Fürsten, hundertundfünzig Grafen und Herren, dreizehnhundert Ritter, dreitausendsiebenhundert Edelleute und vierhundertfünfzig andere vornehme Personen gegenwärtig. Unter den Fürsten hielt Leopold Herzog von Oesterreich beständig offene Tafel. So heißt es von

ihm in der Chronik von Limburg: „Der lag da mit großer Herrlichkeit, also, daß er thät rufen, wer da wollte essen und trinken und für seine Pferde Futter haben, um Gott und Ehre, der solle kommen zu seinem Hofe. Und er gab alle Tage bei 4000 Pferden Futter."

Der Erzbischof Albrecht zu Bremen, ein geborner Herzog von Braunschweig (gest. 1393), gab zu Hamburg 500 Personen ein prächtiges Gastmal. Den Prälaten und Edlen ließ er jedesmal drei Gerichte vorsetzen und das zwanzigmal hintereinander. Da sah man güldene Häuser, güldene Thürme und güldene Berge aufsetzen, da flogen lebendige Vögel darinnen zum Schauessen.

Auch wurden lebendige Fische aufgetragen. Alle Gefäße gleißten golden oder silbern, darin stunden Pfauen, Schwäne und Hühner in ihrer Gestalt mit ihren Federn und waren gekocht, daß man davon essen konnte. Etliche Speisen waren also auch so zugerichtet und gebacken, daß man ganze gewappnete Männer in goldenen und silbernen Gefäßen auftrug, davon zu essen.

Als Graf Eberhard mit dem Barte im Jahre 1474 zu Aurach seine Vermählung feierte, wurden bei 14.000 Menschen gespeiset und aus einem Brunnen lief in drei Röhren Wein, jedem preisgegeben.

Im Jahre 1500 beim Beilager des Kurfürsten Johann von Sachsen zu Torgau mit der Prinzessin Sophie von Mecklenburg wurden eine Woche hindurch täglich 11.000 Personen köstlich bewirthet und 1200 Pferde gefüttert.

Ungemein prächtig war der Krönungsaufzug des Papstes Leo X. (1512); er kostete 100.000 Dukaten. Eben so verschwenderisch traktirte der Cardinal Augustin Chigi eines Tages den Papst sammt dem ganzen heiligen Collegium und ließ nach aufgehobener Tafel alle silbernen Tischgefäße in die Tiber werfen.

Auch in der Kleidung und Ausschmückung des Körpers entwickelte das Mittelalter eine große Pracht. Doch beschränkte sich dieser Luxus in den ersten Zeitläuften fast nur auf die Fürsten und edlen Herren und thaten sich die Bürger erst an der Neige des Mittelalters im 15. und 16. Jahrhundert durch tolle Verschwendung hervor.

Ueber die Hochzeitfeier des Herzogs Georg von Baiern meldet der Adelsspiegel: „Es ging die Braut und führte sie der Kaiser (Friedrich III.) und Herzog Otto. Und der Kaiser hatte ein roth gar köstliches Stück an und hatte einen Ueberschlag mit gar köstlichen Perlein gestickt; darein gesetzet war viel köstliches Edelgestein von Diamant, Smaragden, Rubin,

Saphir, rc. rc. und hatte an dem Haar hangen ein gar köstliches Kreuz, darein versetzet viel gar köstliche Edelgestein; und führte die Braut bei der rechten Hand und zur linken Hand ging Herzog Otto und hatte an einen kurzen braunen Rock, das Halbtheil des Rockes war aber gestickt mit Perlen, desgleichen war die Kappen und Hosen mit gar schönen Perlein und auch daran versetzet Edelgestein. Item die Braut hatte an einen rothen Seidenrock von gar gutem Atlas und war von oben bis zu Ende ganz Perlein, die waren alle groß und schön und war gestickt von Blumen und in den Blumen standen gar schöne Edelgestein und der Rock war gemacht sehr weit, nach ihren Sitten; und hatte ein Halskoller, das war ganz gestickt mit Perlein. Auf dem Haupte hatte sie eine köstliche Krone von gar schönen Heftlein und inwendig der Krone auf dem Haar hatte sie eine gar breite Borde von gar großen Perlein und unter der Krone ein dünnes Tuch herfür, ein wenig für die Augen, doch daß man ihr die Augen sah; und hatte auch ein köstliches Halsband — — — auf die nämliche Art gingen die übrigen Fürsten entweder ganz mit gülden Stück gekleidet, oder in Kleidern, die entweder ganz oder zum Theil mit Perlein gestickt waren. — —"

Als König Heinrich IV. von Frankreich mit Maria Medici im Jahre 1600 zu Lire Beilager hielt, schenkte er ihr einen Halsschmuck 200.000 Kronen im Werthe und ein Brusttuch, das 100.000 Kronen kostete, desgleichen Ringe im Werthe von 200.000 Kronen nebst anderen Kleinodien. „Der Brautrock der Königin" lautet eine Schilderung „war ein braun güldenes Stück, dessen Schwanz sich auf 15 Ellen erstreckte und mit lauter güldenen Lilien besetzt war, darein sie glänzte, wie die Sonne in den Wolken, weil sie überdies eine schöne Person gewesen."

Bei der Taufe ihres Sohnes trug diese Königin ein Kleid mit 32.000 Perlen und 3000 Diamanten besetzt.

König Sigismund von Polen schenkte seiner Braut, einer österreichischen Prinzessin, ein Service von lauterem geschlagenem Golde. Unter diesen Geräthen wog das Becken mit der Gießkanne allein 24 Pfund. Die Kleidung des Brautpaares kostete 700.000 Reichsthaler. Der König hatte 5 Diamanten in seinem Baret, die auf eine Million Goldgulden geschätzt wurden.

Abgesehen von dem Kostenaufwande, den der leibliche Zierrath erheischte, zeichneten die Trachten nicht selten durch Albernheit und Lächerlichkeit sich aus.

Bereits gegen Ende des 11. Jahrhunderts machte die Mode der

Schnabelschuhe sich geltend. Oft liefen die Spitzen wagrecht aus, oft waren sie aufwärts gebogen und mit goldenen und silbernen Ketten an den Knieen befestigt. Die Geistlichen stießen sich an diese Sitte und behaupteten, sie wäre ein Versuch, die heilige Schrift Lügen zu strafen, wornach Niemand seiner Länge eine Elle zusetzen könne. Von den Kanzeln wurde dagegen geeifert und sogar manch eine Synode zur Verdammung des unchristlichen Schmuckes zusammenberufen. Allein, obwohl die Geistlichen damals Throne zu stürzen im Stande waren, wider die unmäßig langen und spitzen Schuhe vermochten sie nichts auszurichten.

Die Größe der Schuhe galt sogar als Maßstab für die Würde des Trägers. Es existirte eine Vorschrift, wornach die Schuhe eines Prinzen 2½ Fuß lang sein mußten, während die eines Barons nur 2 Fuß, die eines Ritters nur 1½ Fuß lang sein durften. Aus jener Zeit kommt die noch jetzt bekannte Redensart: „Auf einem großen Fuße leben!"

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts schien die tolle Mode in London sich selbst übertreffen zu wollen. Es wurde daher ein Befehl erlassen, daß Niemand bei Strafe der Excommunication und einer Geldbuße von 20 Schillingen über 2 Zoll lange Schuhschnäbel tragen dürfe.

Außer diesen Stachelschuhen und neben denselben machten auch die genestelten Schuhe sich geltend. Diese waren vorne derart aufgeschnitten, daß die Zehen, welche man mit Ringen und Edelsteinen schmückte, durchzublicken vermochten.

Auch trug man Schuhe von verschiedenen Farben und legte diesen Farben sogar eine gewisse Bedeutung bei.

So gab ein alter Gebrauch den Müller- und Bäckergesellen in Speyer das Recht, einen schwarzen und einen weißen Schuh zu tragen. „Es war aber" meldet die Chronik „zu Fastnacht 1479, als die Schneider eine Tanzfestlichkeit begingen und daß ihnen beifiel, ebenfalls mit einem schwarzen und weißen Schuhe zu erscheinen, wurden die Müller und Bäcker derart aufgebracht, daß sie schwuren, dem ersten Schneider, welcher ihnen in solchem Anzuge begegnen würde, den weißen Schuh auszuziehen, und der ungebührlichen Anmaßung auf eine fühlbare Weise zu steuern. Bald auch wurden mehrere Schneidergesellen so übel zugerichtet, daß die Obrigkeit einschreiten mußte. Nachdem den benachbarten Dörfen „die Nothdurft" ausgesagt und mehr Mannschaft in die Stadt gezogen worden war, ließ man die Unruhstifter, 48 an der Zahl, in ihren Wohnungen ergreifen und in die Thürme stecken. Nach Verlauf von 5 Tagen wurden diejenigen, welche keiner Thätigkeit überführt werden konnten, wieder in Freiheit ge-

setzt, diese aber versammelten sich alsbald in ihrer Herberge, tobten und lärmten und gelobten, nicht eher ein Stück Arbeit anzurühren, bis auch die übrigen Schuldgenossen wieder freigelassen wären. Auf der Meister inständiges Ansuchen wurde ihnen willfahrt. Alle sollten aber feierliche Urfehde von sich geben. Diese wurde verweigert und erst nach Anwendung der strengsten Maßregeln mochte es gelingen, die Renitenten zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Von dieser Zeit an blieb zwar den Schneidergesellen das Tragen weißer Schuhe untersagt, aber auch den Müllern und Bäckern wurde bedeutet, sich hienfüro der zweifarbigen Fußbekleidung bei schwerer Ahndung zu enthalten und entweder für die weißen oder für die schwarzen Schuhe sich zu entscheiden."

Auch die Schellen spielen in der Geschichte des Putzes jener Zeiten eine große Rolle.

In einem alten geschriebenen Tagebuche „dat alde Bock" genannt, heißt es von den Frauen, die den Festen und Ritterspielen beiwohnten, die vor mehreren Fürsten in den Jahren 1370 und 1376 zu Göttingen abgehalten wurden: „Sie waren alle wunderschön und mit purpurnen Kleidern angethan, hatten hinten dicke Wülste und um sich klingende Gürtel und Borden mit Schellen, die schur, schur, schur und kling, kling, kling machten."

In einer mecklenburgischen Chronik heißt es: „Um diese Zeit (1430) war ein so großer Ueberfluß an prächtigem Gewand und Kleidungen der Fürsten und Herren, Ritter und Knechte, auch der Frauen, als vormals nie geführt worden; da trug man silberne Fassungen und Bänder mit großen Glocken von 10—12, 15 bisweilen von 20 Marken Silbers an Werth." Deshalb sang man auch als Parodie eines bekannten Kirchenliedes:

„Ubi sunt gaudia?
Nirgends mehr, denn da,
Da die Schellen klingen
Regis in curia!
Eja wären wir da!"

Großartig war auch die Verschwendung, welche mit kostbaren Stoffen anläßig der Schleppen getrieben wurde, welche oft in ansehnlicher Breite und viele Ellen lang von den Damen hingeschleift wurden.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts rissen die sogenannten Pluderhosen ein. Die Beinkleider, welche, wie ein alter Schriftsteller sich ausdrückt — „im Gehen rauschten, wie Wasser über ein Mühlwehr —"

gingen hoch über den Gürtel und tief unter die Kniee. Das Oberzeug war der Länge und Breite nach mannigfach aufgeschlitzt, dann wieder mit einem Futter von seidenem oder sonstigem dünnen Zeuge durchzogen und zwar derart bauschig und ungeheuer, daß zu einer derlei Prunkhose wohl an 130 Ellen Stoff verbraucht wurden. Der Erfindung selbst durften die Niederländer sich rühmen und sogar mit gutem Grunde, da sie durch die neue mit Blitzesschnelle durch ganz Europa verbeitete Mode ihren schwunghaft betriebenen Woll- und Zeugfabriken einen enormen Absatz verschafften. Anfangs trug man das seltsame Kleidungsstück von Tuch und verwendete von diesem gegen 5 Ellen, während 20 Ellen Taffet zur Fütterung der Ausschnitte erforderlich waren. Als aber der Umfang der Hosen mehr und mehr zunahm und das Tuch sich zu schwer erwies, griff man nach Rasche oder Seidenzeug. Viele hochgeborne Herren stopften ihre Beinkleider noch mit Roßhaar und Werg aus und gewannen solchermaßen eine Peripherie von 10—12 Fuß.

Um derlei Verirrungen der Prunksucht und dem in Folge maßloser Verschwendung einbrechenden Fluche der Verarmung und Entsittlichung zu steuern, erschienen — besonders als der Luxus sich auch des Bürgerthums und der dienenden Klasse zu bemächtigen begann, schon in frühen Zeiten fürstliche und gemeinderäthliche Mahn- und Strafedikte.

Der Rath von Zürich fand sich, beispielsweise, bereits im Jahre 1370 bewogen, eine eigene Kleiderordnung zu erlassen.

Sie lautete dem Sinne nach:

„Den Frauen, wessen Standes sie sein mögen, wird hiedurch verboten, an seidenes oder garnenes Tuch Faden zu setzen; sie sollen es tragen, wie es gewebt worden ist.

Weder Verheirathete noch Unverheirathete sollen das Obergewand auf den Achseln mehr als zwei Finger breit ausschneiden und es soll nicht geknöpfet sein.

Eine Frau soll keinen Schwanz an ihren Rock machen, der länger ist als eine Elle.

Jede Mannsperson soll das Oberkleid so lang machen, daß es ihr bis an's Knie schlägt.

Weder Frau noch Mann noch Junge noch Tochter sollen Schuhe tragen, die Spitzen haben, in welche man etwas schieben möchte.

Niemand soll gestreifte Hosen tragen, sondern sie sollen von Einer Farbe sein.

Weder Frau noch Jungfrau sollen genestelte Schuhe tragen."

Ein Jahrhundert später (1470) erklärte der Kanton Bern ebenfalls: „Die Schwänze an Kleidern sollen nicht länger als eine Elle an der Erde schleppen und die Spitzen an den Schuhen nicht mehr als die Länge eines fürderen Fingergelenkes haben. Auch Mädchen und Jungen soll hinfort, genestelte Schuhe zu tragen, streng untersagt sein."

Auch den Nürnberger Rathsherrn gab der Luxus und insbesondere die Kleiderpracht Anlaß zu ernsten Vermahnungen.

Die alte blühende Reichsstadt wollte auch ihren Reichthum zur Schau tragen. Merkwürdig ist die Geschichte eines gewissen Frauenkopfputzes, der sogenannten Stürze, gegen deren Auftauchen anfänglich seitens der Obrigkeit fast eben so nachhaltig, als später gegen deren Beseitigung angekämpft wurde.

Diese Stürze, ein Gefüge aus großen dicken Schleiern, wurden im Jahre 1482 einzig und allein den Patrizierinnen gestattet und über Verwendung des Bischofs Rudolf von Würzburg erhielt mittelst Rathsbeschlusses die Ehefrau des Anton Ertel die Vergünstigung, einen derlei Sturz tragen zu dürfen.

Im Jahre 1515 aber wandten sich die ehrbaren Frauen an den Rath mit dem Begehren, ihnen zu erlauben daß sie die unholdseligen Stürze ablegen und ein anderes Hauptgebäude, wie damals die Frauen von Augsburg trugen, aufsetzen dürften. Es ward aber dieses Gesuch als ein Fürwitz aufgenommen und mit einer Rüge zurückgewiesen. Hiemit beruhigten sich jedoch die Frauen nicht, sondern lagen im Jahre 1521 dem Herzoge Ferdinand von Oesterreich an, bei dem Rathe eine Fürbitte für sie einzulegen, damit sie der Stürze ledig wurden, und erhielten günstigen Bescheid. Der Rath ersuchte hierauf den Bischof von Bamberg, den Prinzen von seinem Ansinnen abbringen zu wollen; Ferdinand beharrte jedoch auf seiner Bitte und der Rath konnte sich nicht anders, als mit der hinausschiebenden Antwort helfen, daß man dem Ansinnen gelegenheitlich nachkommen wolle. Im folgenden Jahre (1522) wurde während des zu Nürnberg abgehaltenen Reichstages die Sache wieder rege. Es erschienen persönlich vor dem Rathe: Erzherzog Ferdinand, Albrecht Cardinal und Erzbischof zu Mainz, Conrad Bischof zu Nürnberg und viele andere. Sie baten gemeinsam, den armen Frauen die schweren, mißgestalteten Thürme, die Stürze abzunehmen. Der Rath antwortete, wiewohl die Stürze uraltes Herkommen seien und jede Aenderung sich bedenklich erweise, so wolle er doch den Fürsten und Herren zu Liebe nachgeben und in die Ablegung des fraglichen Kopfschmuckes willigen.

Solches nahm Erzherzog Ferdinand wohlgefällig mit dem Vermelden an, daß er es sich versehe, wenn er zunächst wieder nach Nürnberg komme, daß er um die ehrbaren Frauen sich Dank erworben habe.

Im Jahre 1517 erschien eine Reichspolizeiordnung, welche den Edelleuten Röcke von Sammet oder Atlas zu tragen verbot und ihnen höchstens Damast oder dergleichen Seidenzeug mit einer Verbrämung von 6 Ellen Sammet erlaubte. Die Ketten der Ritter sollten nicht über 400 fl. werth sein. Adelige Frauen sollten nicht mehr als 4 seidene Kleider haben und tragen, nämlich eines von Sammet und die übrigen 3 von Damast oder ähnlichem Seidenzeug, jedoch ohne Stickerei von Perlen, Silber oder Gold, und wenn sie solche verbrämen wollten, möchten sie es thun mit Perlen, Silber oder Silbertuch, jedoch nur oben herum und nicht über eine Viertel-Elle breit. Auch sollten sie Biretten und goldene Hauben tragen dürfen, doch mit der Beschränkung, daß das Gebäude sammt dem Geschmuck darauf nicht über 40 fl. werth sein.

Eine gleichzeitige chursächsische Polizei- und Kleiderordnung erlaubte den Frauen der Doctoren und Professoren zu tragen: goldene Ketten, jedoch nicht über 200 fl. werth; goldene Armbänder und Ringe; silberne und vergoldete Leib- oder lange Gürtel- und Messerscheiden nach ihrem Vermögen; ingleichen Röcke von Atlas, Damast, Seiden, Grobgrün u. dgl., nicht aber ganz sammtene Kleider; gleichwie sie auch aller spanischen, französischen, englischen, welschen und anderer ausländischer Trachten, insonderheit der großen Eisen und Wülste unter den Röcken, der Rabatten und lang entblößten Hälse sich gänzlich zu enthalten hätten. Goldene oder seidene Hauben, mit Perlen besetzt, durften sie tragen, jedoch ohne Goldrosen. Dagegen wieder wurden ihnen gänzlich verboten: Perlen, Ketten, Gehenke von geschlagenen Goldrosen und Unterlagen unter die Schleier mit Gold, Perlen, Goldrosen oder dergleichen Geschmeide behaftet; so wie ferner sammtene Schuhe, Pantoffel oder Stiefeln mit Perlen, Gold und Silber gestickt; silberne und goldene Stecknadeln mit perlenen Knöpfen, silberne oder goldene Rapiere und Dolche, welche die Frauen zum Hauptschmucke verwendeten, Futter oder Aufschläge von Zobel oder Hermelin u. s. w.

Ein andermal wurde den Bauernfrauen in Sachsen der Gebrauch der Schleier verboten.

Um vieles strenger trat der Rath von Hamburg gegen den Luxus auf. Es ward den Frauen und Jungfrauen bei 50 Thaler Strafe verboten, Pantoffeln zu tragen, welche mit Schnüren und Fransen besetzt

waren, sie durften sich keiner mit Perlen gestickter Müffe bedienen, von den Kinderhüten mußten alle goldenen und silbernen Schnüre weggeschafft werden u. s. w. Die Dienstmägde und Ammen sollten keine Säume an den Schürzen noch fremde Kragen tragen, bei Strafe des Abnehmens von dergleichen ärgerlichen Neuerungen. Das Begleiten der Leichen durch die Frauen hatte gänzlich aufzuhören, da sie hiedurch nicht allein ihre Haushaltung merklich versäumten, sondern auch ihre Kleider im Unwetter übel zurichteten u. s. w.

In einer Kleiderordnung des Churfürstenthums Baiern finden sich alle im Schwunge gewesenen Trachten sämmtlicher Klassen der Bevölkerung vom Fürsten herab bis zum Bauer umständlich beschrieben, nicht minder auch diejenigen pünktlich genannt, welche für die Zukunft erlaubt sein sollten.

So heißt es z. B. in dem Abschnitte für Kauf- und Gewerbsleute, für Bürger, so zu Gericht oder Rath sitzen, item für Gerichtsschreiber und andere dergleichen Chur- und fürstliche Diener:

„Diesen wird verboten:

Der bisher zu ihren Kleidern und anderen Leibzierden zu viel verbrauchte Sammet, Carmosin, Atlas, Damast, Seidenrupf, Tarzanel, wie auch das dazu überflüssige Verbrämen, die lange und vordem nicht gebräuchliche Kräß von niederländischer Leinwand, auch dazu gebrauchte Spitze, der gute Marder zu Winterkappen und anderes edel und köstlich Futterwerk zu langen oder Nachtröcken, Spitzen an den Hosen und Schuhbändern, die goldenen Ketten; die überflüssigen hochgültigen Ringe und die vergoldeten und versilberten Wehren und Dolche; auch die Schlittenfahrt mit ganzem Geläut.

Dann ihren Eheweibern und Kindern: die große Anzahl ihrer Kleider, das Ueberflüssige derselben mit 4, 5, 6 und mehreren Seidenborden, die übermäßigen Falten an ihren Röcken, die langen, großen Schleier und Kräß von ausländischer Leinwand mit langen und zum Theil gefärbten Spitzen, die Krästrager oder Halsringe von Silber und anderer Materie, die Kranzschleier in bisher gebrauchter übermäßiger Länge und Breite, die sammtenen polnischen oder böhmischen Hauben mit Sammt oder Perlen gestickt, die Rosen auf den Schuhen und die Schuh auf Stöckeln. Item die goldenen Ketten und dergleichen Armbänder, sowohl öffentlich als verborgen, die übermäßigen Ringe und vergoldeten Gürtel, Messerscheiden, Nadelbeine und Knöpfe an den sammtenen Beuteln; die Perlen, Hutschnüre mit Silber und ver-

gülbeten Spangen geziert — ihren Töchtern die Goldschmiedrosen in den Ehrenkränzlein — „und weil uns mit mehrerem vorkommt, daß auch unter anderen mit den Hochzeiten und Brautkränzen eine Zeit her solche Hoffart, auch unnütze Uebermaß gebraucht und darauf spendirt wurde, als soll ins Künftige zu Abschneidung deren verordnet sein, daß bei diesem Stand kein Brautkranz über 15 Gulden — es sei gleich berührter Kranz mit Perlen, Silber, Gold geziert — nit werth sein möge. Item sollen diesen und anderen Mitbürgern die Hochzeitkränze als ein kostbares und ganz unnützes Ding, es seien solche gleich von Seiden oder Sonstigem gemacht, hinfüro gleicher Gestalt verboten sein.

Gegen die Pluderhosen insbesondere, an welche viele Bürger ihr Erbtheil, manche Edelleute die Einkünfte eines ganzen Dorfes aufwendeten, wurde energisch zu Felde gezogen. Churfürst Joachim II. von Brandenburg suchte die leidige Tracht aus den Grenzen seines Reiches zu verbannen, indem er sie dem Hohne und Spotte preisgab.

Ein Edelmann ging in einer derlei Hose eines Sonntags zu Berlin in die Domkirche. Der Churfürst sah ihn und befahl dem Schloßwächter, ihm unvermuthet den Gurt hinten aufzuschneiden; es geschah und der gestrenge Herr mußte mit den Hosen in der Hand unter großem Gelächter des Volkes nach Hause eilen. Ein andermal stolzirten ein paar junge Bürger mit ihren Pluderhosen vor den Augen des Churfürsten umher. Joachim ließ sie 24 Stunden lang in ein vergittertes Narrenhäuschen sperren und unter dem Zujauchzen der versammelten Menge Musikanten vor ihnen spielen. Dennoch erhielt sich die Mode. Selbst der Befehl in Dänemark, sie ohne Ansehen der Person dem Träger mit Gewalt vom Leibe zu schneiden, wirkte nur schwach.

Herzog Christoph von Würtemberg, ein großer Feind des Luxus, und insonders des vom Auslande importirten, wandte ein erfolgreicheres Mittel an. Er befahl, daß der Büttel solche Hosen trage. Das geschah und binnen kürzester Frist gaben die Hofleute ihrer voluminösen Unterleibsrüstung den Abschied.

Gleich den weltlichen Herren eiferten auch die geistlichen Herren gegen die Ausschreitungen des Luxus.

Roberto de Licio ließ im Jahre 1479 zu Nürnberg eine Predigt über den Putz der Frauen erscheinen, in der es heißt: „Von der heut zu Tage stets wachsenden Eitelkeit der Frauen gilt, was Gott der Herr uns durch den Propheten Jesaias sagte: Ich zürne, weil die Töchter Zions hoffärtig sind und einhergehen mit stolzem Halse, mit lockenden

Blicken und geschminkten Gesichtern. Ich zürne, weil sie ewig im Tanze sich schwingen und schwänzende Schuhe an den Füßen tragen. An jenem Tage wird der Herr ihnen nehmen: den Schmuck der Schuhe und Hafte, Spangen, Kettlein, Armbänder, Flitter, Gebräme, Schnürlein, Bisamäpfel, Ohrenspangen, Ringe, Haarbänder und Perlen, die auf der Stirne hängen, Festkleider, Mäntel, Schleier, Spiegel und Borden. Und der gute Geruch wird Gestank sein und der Gürtel ein loses Band und das gelockte Haar ein kahler Schädel und der weite Mantel ein enger Sack, solches Alles statt deiner Schönheit."

Sonach verbreitet sich de Licio ein Weites über die Gründe, um welcher willen der Putz der Frauen tadelnswerth und dem Herrn verhaßt sei, und schließt endlich mit der Drohung, daß Gott den eitlen Prunk der Frauen mit Krieg und anderen Uebeln bestrafe.

Ein Diakonus der Oberkirche zu Frankfurt predigte gegen die Pluderhosen und ermahnte seine Zuhörer ernstlich und väterlich, der gräulichen Tracht zu entsagen. Aber die Herzen einiger Schafe aus der Herde waren verstockt und am nächsten Sonntage hingen zum Aergernisse des Predigers und seiner Zuhörer ein paar riesenhafte Pluderhosen mitten in der Kirche an einem Pfeiler der Kanzel gerade gegenüber.

Das brachte nun die ganze Klerisei in Harnisch; von allen Kanzeln herab schallten donnernde Strafreden. Am eifrigsten geberdete sich der kurmärkische Generalsuperintendent und Professor der Theologie zu Frankfurt an der Oder, Andreas Muskulus oder Mäusel. Dieser ließ es nicht beim gesprochenen Worte bewenden, sondern gab seine Zornesausbrüche und Vermahnungen, wie es Roberto de Licio gethan, unter dem Titel: „Hosenteufel" im J. 1556 in den Druck und weissagte darin den Deutschen überhaupt, den Brandenburgern aber insbesondere: „Gottes Zorn und alles Unglück, in welchem sie überdies bereits bis über die Ohren lägen."

„Es wäre kein Wunder", sagt der heilige Redner weiters in seinem Feuereifer, „wenn die Sonne nicht mehr schiene, die Erde nicht mehr trüge, wenn Gott gar mit dem jüngsten Tage dareinschlüge wegen dieser aus abscheulichen unmenschlichen Kleidung. In diesen Tagen habe sich der Teufel der Hölle begeben und sei den jungen Gesellen in die Hosen gefahren. Er glaube gewiß, daß dies der letzte Teufel sei, der noch vor dem jüngsten Tage das Seinige auf Erdenthum ausrichten werde. Man brauche zu diesen Beinkleidern bis 40 Ellen Rasch zum Füttern, ja Viele nehmen 130 Ellen dazu. Er wundere sich, daß solche Menschen nicht schon längst

von der Erde verschlungen worden seien. Gott würde es ihnen schon aufs Kerbholz schreiben."

Auf dem Titel dieser Predigt ist ein Mann mit Pluderhosen nebst zwei gräßlichen Teufeln, die ihn jämmerlich martern, in einem feinen Holzschnitte zum Schrecken der Jugend gar säuberlich abgebildet.

Das Büchelchen wurde begierig gelesen, aber schlecht befolgt. Noch im nämlichen Jahre erschien die zweite Auflage unter folgendem erbaulichen Titel: „Vom zerluderten, zucht- und ehrverwegenen pluderichten Hosenteufel. Vermahnung und Warnung. Anno MDLVI. 4."

Werfen wir nun unsere Blicke noch einmal zurück, so finden wir die eingangs aufgestellte Behauptung gekräftigt, daß, so berechtigt auch die Klage über manchen unberechtigten Luxus der Gegenwart sein mag, die Verschwendung in vergangenenen Zeiten und besonders in dem so vielfältig als Muster aufgestellten Mittelalter bei weitem großartiger und sinnloser war. Auch machte der Luxus nicht immer als natürliche Folge des Reichthums sich geltend, sondern man überbot sich häufig in schwierigen Zeitläuften. Die schauerlichsten Entartungen des Geschmackes fallen aber fast ganz und gar in die Epoche des sittlichen Verfalles und wie einerseits gestrenge Landesväter dem wüsten Gebahren zu steuern trachteten, ging andererseits das Verderben von den fürstlichen Höfen aus. Je schlimmer es um die nationale Würde, um das öffentliche Leben, um die bürgerliche Freiheit stand, desto wahnwitziger trat der Luxus auf.

Unser deutsches Vaterland insbesondere machte sich regelmäßig durch blinde Nachäfferei fremder, alberner Moden dann am meisten lächerlich, wenn es um die äußeren und inneren politischen Verhältnisse recht miserabel bestellt war, und es ließ auch eine wohlthätige Reaction nicht auf sich warten, wenn das nationale Bewußtsein wieder sich hob.

Wir wollen indeß keineswegs gegen jede Aufnahme fremder Sitten und Bräuche unbedingt uns auflehnen; das Schöne und Zweckmäßige soll auch als Gast willkommen sein, aber die Auswüchse des Luxus bleiben allezeit bedauerlich und werfen auf deren Pflege in Fällen sklavischer Nachahmung ein noch bedeutsam schlimmeres Licht.

Uebrigens frommen nach dem Zeugnisse der Geschichte landesfürstliche Edikte und kirchliche Bannsprüche wenig und als bester, ja wohl einziger Regulator des Luxus kann nur die echte Bildung und Gesittung anerkannt werden.

Es ist um Vieles besser geworden, als es war, aber die Klage des ehrlichen Logau hat noch immer einige Berechtigung.

Möge sie den Schluß unserer Betrachtungen bilden:

„Diener tragen in gemein ihrer Herren Liverey",
„Soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sey."
„Freies Deutschland schäme dich doch dieser schnöden Kriecherey."

Briefe aus Catania.

Von Prof. Dr. Alexander Reyer.

IV.

2. Mai 1871.

Im vorigen Briefe sind die geologischen Verhältnisse Siciliens kurz erörtert worden, wie sie sich, weit jenseits aller Menschengeschichte, theils langsam und stetig, theils plötzlich und ruckweise entwickelt haben. Als natürliche Fortsetzung bieten sich das Auftreten und die Wechselfälle der Menschheit auf dieser Insel, deren Lage sie allen Stämmen zugänglich machte, die das Mittelmeer umlagerten, und deren Klima und Fruchtbarkeit das Verlangen nach ihrem Besitze bei den Umwohnern stets rege erhielt. — Der befangenen Gemüthern so unwillkommenen Frage nach dem vorgeschichtlichen Auftreten der Menschen kann für Sicilien aus dem Wege gegangen werden, da von dorther keine bezüglichen Funde bekannt geworden sind. — In geschichtlicher Zeit findet man eine Reihe von Volksstämmen, welche sich nach und nebeneinander auf sicilischem Boden festgesetzt haben. Sikaner, Sikler oder Sikelier, Phönizier, Griechen, Carthager, Römer, Vandalen, Gothen, Byzantiner, Araber, Normannen, Longobarden, Deutsche, Franzosen, Spanier und Albanesen stellen chronologisch die lange Völkerreihe zusammen, welche auf Sicilien gehaust haben. Der uralte Anbau der Insel, deren wechselnde Culturzustände, ihr Schwanken von wiederholter höchster Blüte zum mehrmaligen tiefsten Verfalle können daraus errathen werden. In der Geschichte Siciliens überwiegt, trotz allem Glanze einzelner Zeitabschnitte, der finstere Dämon des Mordes und der Verwüstung. — Die ältesten geschichtlichen Aufzeichnungen über die Inselbevölkerung rühren von den Griechen und Römern her. Als das Urvolk Siciliens werden die Sikaner bezeichnet, ein sagenhaft verdunkeltes Geschlecht. Wiederholte,

heftige Etna-Ausbrüche hätten sie bestimmt, die Ostküste der Insel zu verlassen, wodurch die Festsetzung italischer Ansiedler daselbst erleichtert worden wäre. In der Nordwestecke hat man Baureste, entdeckt, welche man den Sikanern zuschreibt. Sie hatten sich zweifellos bei Egest (später Segest), auf dem Eryx (Monte S. Giuliano), bei Drapanum (Tràpani) angebaut. Hykkara (bei Carini) bestand noch in geschichtlicher Zeit als freie Sikanerstadt. — Ueber die nachdrängenden Sikelier ist Bestimmteres bekannt. Sie waren Italer, bewohnten ursprünglich Latium und zogen sich, von den Umbrern geschlagen und bedrängt, zuerst nach Unteritalien, dann über die Meerenge nach Sizilien, wo sie nach Besitznahme der Ostküste bald in's Innere vordrangen und endlich die ganze Insel bezwangen, nach und nach die Sikaner mit ihrem Stamme verschmelzend. Ihre Einwanderung nach Sicilien fand etwa Ein Jahrhundert vor dem trojanischen Kriege statt. Sie gaben der Insel ihren jetzigen Namen; sie meißelten Höhlenstädte und Gräber in das Felsgebirg, besonders im Südosten der Insel; im weiteren Verlaufe gründeten sie eigentliche Städte und zwar um den Etna, wo heute Paterno, Aderno ꝛc. stehen, aber auch gegen die Nordküste und den Nordostwinkel; sie errichteten Tempel, deren Spur verschwunden, lebten unter patriarchalischen Gesetzen und betrieben vorzugsweise den Ackerbau. Letzteren brachten sie, durch die Bodenverhältnisse begünstigt, zu hoher Blüte. Der Umstand, daß die Griechen ihre Ceressage nach Sicilien versetzten, beweist wohl dafür. Die Sikelier haben trotz aller folgenden Stürme und fremden Herrschaften, trotz aller späteren Mischung mit anderen Ariern und mit Semiten, ihren Boden, wenn auch nicht ihre Unabhängigkeit, bis auf unsere Zeit behauptet, wofür die gangbare Mundart, welche eine eigenthümliche, aber lateinische geblieben ist, den lebendigen Zeugen abgiebt. Diese hochinteressante Mundart soll später ihre Erörterung finden. —

Die Ersten, von welchen die Sikelier feindlich heimgesucht wurden, welche Anfangs an der Ostküste, später nach allen Richtungen Kolonien gründeten und endlich die Herrschaft völlig an sich rissen, waren die alten Griechen. Die Phönizier hatten sich allerdings viel früher an einzelnen Punkten der Küste Wohnsitze angeeignet, jedoch nur zur Aufrechthaltung von Handelsbeziehungen. Die Griechen, welche nach Sicilien übergingen, waren vorherrschend Dorier; doch war auch der jonische Stamm mächtig vertreten. Schon 735 v. Ch. gründeten die Dorier Naxos in der Nähe des Etna an der Mündung des Flusses, dem die Araber den Namen Kantara hinterließen. Um 728 v. Ch. waren bereits die Anfänge von Syrakus,

Leontini (Lentini), Catana (Catania), Maegara, Hyblaea (Agosta) und Zankle oder Messana (Messina), sämmtlich an der Ostküste, entstanden. Hundert Jahre später finden sich Gela (in der Nähe von Terranova), Himera (nahe bei Licata), Selinus (bei Castelvetrano) und Segeste (bei Calatafimi) verzeichnet, Akragas (Agrigentum, Girgenti) erst 50 Jahre später; vier davon an der Südwestküste gelegen, während Segeste an alter Sikanerstätte im Innern der Nordwestecke der Insel erstanden war.

Schon um diese Zeit (536 v. Ch.) setzten sich Punier an dieser Nordwestecke fest, erbauten die Stadt Panormus, an deren Stelle das heutige Palermo prangt, errichteten dort ihren Haupt-Waffen- und Handelsplatz und errangen anfänglich über die sowohl innerhalb ihrer Mauern, als unter einander in steten Streitigkeiten liegenden griechischen Städte große und weitverbreitete Erfolge. Der große Sieg der vereinten Tyrannen von Gela und Syrakus (Theron und Gelon) bei Himera (480 v. Ch.) warf die Carthager wieder auf ihr Panormus zurück, woselbst sie jedoch Stand hielten. Während der folgenden 70 Jahre beschränkten dieselben sich auf bloßen Handelsverkehr. In diese 70 Friedensjahre fällt die höchste griechische Blüte Siziliens. Die herrlichsten Tempelbauten wurden nach dem Siege bei Himera ausgeführt. Die Carthager, selbstsüchtiger und erbarmungsloser noch als die Römer, haben während ihren, mit durchgreifendem Erfolge wiederaufgenommenen Kämpfen alle diese Schöpfungen gotterfüllten Menschengeistes, theilweise bevor sie vollendet waren, gründlich verwüstet. Die zahlreichen und großartigen Tempelruinen, welche den Beschauer unserer Zeit mit Staunen und Wehmuth erfüllen, stammen aus jener fernen Epoche, während welcher Himera, Selinus, Segeste, Akragas und Gela geplündert und verbrannt wurden. Dieser Siegeszug war den Puniern aufs Neue ermöglicht worden durch den fortdauernden Einfluß, welcher in den griechischen Städten dem untersten Stande auf die öffentlichen Geschäfte gestattet war, wodurch die Bildung, die allein zum Regieren berechtigt ist, zur Ohnmacht verdammt wurde. Ferner ward er bedingt durch die nie geschlichteten Zwiste zwischen dorischen und jonischen Städten. Diesen verhängnißvollen Umständen gesellten sich hinzu ein Aufstand der Sikelier, ein Angriff der Etrusker und nach diesem ein noch gefährlicherer der Athener, — Feindseligkeiten, die wohl von den sizilianischen Griechen siegreich abgeschlagen wurden, aber nicht ohne die Nationalkraft bedenklich zu verbrauchen. Vorübergehend nahm allerdings Pyrrhus, der Epirote (278—276 v. Ch.), den Carthagern noch einmal Sizilien, mit Ausnahme Lylibaeums, ab. Die Dinge standen doch bald wieder so schlimm, daß die Griechen eigentlich nur mehr in

Syrakus eine Machtstellung besaßen und sich bald entschließen mußten, den Puniern gegenüber die Hilfe Roms anzurufen. Die Römer rückten in Sizilien ein (264 v. Chr); die punischen Kriege begannen. Sizilien wurde nach siegreichen Schlachten zu Land und See zwischen Syrakus und Rom getheilt (241 v. Ch.). Die Syrakusaner ließen sich später mit den Carthagern in Verhandlungen ein, welche die Wiedervertreibung der Römer zum Zwecke hatten. Letztere antworteten mit der Belagerung und Eroberung von Syrakus unter ihrem Führer Metellus (214—212 v. Ch.). Im Jahre 210 v. Chr. war Sizilien eine römische Provinz geworden. —

Der Mangel einer starken einigenden Centralgewalt hat die Griechen in den Abgrund gestürzt. Sie verfielen dem Verhängnisse, das jeden Staat ereilt, welcher von mächtigen Nachbarn umlagert, seine Kräfte zersplittert, statt sie zusammenzufassen. — Die Griechen haben in Sicilien Außergewöhnliches geleistet, neben Großem überwiegend Anmuthiges. Ihre Befestignngen von Städten, ihre Tempel und Theater sind mehr oder weniger erhalten auf uns gekommen. Von ihren Marmorbildern und Erzgüssen sprechen die Schriftsteller der Römer; weniges nur ist davon übrig geblieben. Nur zierliche Vasen und Münzen von unerreichter Schönheit des Gepräges finden sich in großer Anzahl. In Bezug auf Dichtung haben die sicilianischen Griechen das Lustspiel ausgebildet und die Idylle (Theokrit von Syrakus) geschaffen. Stesichoros aus Himera vervollkommte den altgriechischen Chor; Phormis aus Syrakus erfand die Coulissen. Aeschylos lebte lange in Gela und wurde dort begraben. Pindar, Sappho, Alkaeos, Simonides wirkten auf dem gastlichen Boden Siciliens, dessen bedeutendster Philosoph Empedokles aus Akragas gewesen ist, der ebenso als Arzt wie als Architekt und Rhetor glänzte.

Ueberhaupt hat das griechische Sicilien berühmte Aerzte und Mechaniker (Celsus, Archimedes) hervorgebracht. Niketes aus Syrakus lehrte der erste, daß die Erde sich drehe und die Sonne stehe. — Unter altgriechischer Herrschaft zählte Sicilien sechs, derzeit zählt es wenig mehr als zwei Millionen Einwohner und ist im Mittelalter noch entvölkerter gewesen. — Die Sikelier dem eigenen Stamme einzuverleiben, war den Griechen nicht gelungen. In den Küstenstädten allein wurde griechisch, und zwar nur von der gebildeten Klasse gesprochen; im Innern des Landes und unter der gemeinen Stadtbevölkerung herrschte das Sikelische. Bis ins Jahr 900 n. Ch. unterschied man noch die Sizilioten d. h. die

Griechen von den Sikeliern d. h. den Lateinern. Noch später sind die Griechen verschwunden, die Sikelier aber haben beharrt. —

Sicilien blieb dem einheitlichen römischen Reiche durch nahezu 470 Jahre einverleibt (bis 259 n. Ch.), worauf es dem oströmischen Reiche zufiel. Byzanz behauptete vorerst die Insel durch mehr als zwei Jahrhunderte (bis 466 n. Ch.), nachdem es jedoch dort schon 409 n. Ch. einen Anfall der Ostgothen abgeschlagen hatte. Die Vandalen bedrängten die Byzantiner dann seit 440 n. Ch. und vertrieben letztere endlich aus Sicilien.

Die Raubsucht der römischen Prokonsuln, der Uebergang ausgedehntesten Landbesitzes in die Hände Einzelner, die von den römischen Großgrundbesitzern in Sizilien eingeführte Bewirthschaftnng des Bodens durch zahlreiche Sklaven, der dadurch herbeigeführte erste (136—135 v. Ch. und zweite (103—100 v. Ch.) Sklavenkrieg, die Kämpfe unmittelbar vor Errichtung des römischen Kaiserthrones, die Nichtswürdigkeit des römisch-kaiserlichen Regierungssystemes und das darauf folgende faule Byzantinerthum, endlich die sich frühzeitig fühlbar machenden Erschütterungen der Völkerwanderung (schon 278 n. Ch. hatten versprengte Frankenschaaren Syrakus ausgeplündert) verschuldeten zur Zeit der Römer- und Byzantiner-Herrschaft den tiefen unheilvollen Niedergang und die schreckliche Entvölkerung Siciliens. Das Christenthum scheint von Rom aus nach Sicilien überpflanzt worden zu sein und sich dort, vom dritten Jahrhunderte n. Ch. an, rasch ausgebreitet zu haben. Einzelne Legenden, z. B. jene der heil. Agatha, Schützerin Catania's, werden zwar auf eine frühere Zeit zurückgeführt, jedoch ohne historische Beweise. — Rom wird noch durch einige verfallene Wasserleitungen und Amphitheater, Byzanz durch ein einziges, kleines Kirchlein unserem Geschlechte in Sizilien vor Augen gebracht. Keines großen Mannes Name oder Leistung klingt aus jener Zeit an unser Ohr. —

Die Vandalen, diese ruhelosesste und wildeste aller nordischen Heerschaaren, hatten Sizilien nur durch 14 Jahre inne (466—480 n. Ch.). Sie wanderten nach der Nordküste Afrikas und übermachten die Insel den Ostgothen, einem staatenbildenden Stamme, welcher jedoch nach kaum 80 Jahren von dem Byzantiner Belisar politisch vernichtet wurde. Keiner der beiden Stämme konnte Sicilien Segen bringen, ersterer nicht wegen seiner, der Verwüstung hingegebenen Natur, letzterer wegen mangelnder Macht und Zeit für Entfaltung dauerhafter Wirksamkeit nach gefestigten und friedlich gewordenen Verhältnissen.

Nachdem Belisar Sicilien nochmals dem Kaiser von Byzanz erobert hatte, blieb es durch weitere 3 Jahrhunderte unter byzantinischem Joche, bis 827 n. Ch. nämlich, in welchem Jahre der erste Einfall der Sarazenen, von ihrer Hauptstadt Kairawan im heutigen Tunis aus, erfolgte. Die Byzantiner leisteten durch ein weiteres Jahrhundert Widerstand unter stetigem Rückzuge von Westen nach Osten. Ihre zweite Epoche in Sicilien wird gekennzeichnet durch das Umsichgreifen von Unwissenheit, Aberglauben, Unduldsamkeit, dogmatischem Gezänke, Entsittlichung und Verarmung.

Die Sarazenen hatten 831 n. Ch. Palermo genommen und es, nach dem Vorgange der Karthager, zu ihrer bleibenden Hauptstadt gemacht. Im Jahre 843 wurde Messina, 878 Syrakus, 902 Taormina erobert; 941 kann als das Jahr bezeichnet werden, wo die Araber die ganze Insel sich unterworfen hatten. Doch blieb ihnen das Val Demone (die Gebirgsgegend zwischen Catania, Messina und Capo Orlando) stets ein unruhiger Besitz. Nachdem ihnen die Eroberung Siciliens mehr als hundert Jahre Beschäftigung gegeben, dauerte doch ihr unbestrittener Besitz nicht völlig ein weiteres Jahrhundert. Im Jahre 1090 hatten die Normannen sich bereits gänzlich an die Stelle der Araber gesetzt. — Die zwei Jahrhunderte sarazenischer Herrschaft bilden übrigens eine Zeit des Wiederauflebens und erneuerter Blüte Siciliens. Die großen Verdienste der Araber um Handel und Gewerbe, besonders aber um den Ackerbau und die Kultur der Südfrüchte und der Baumwollstaude, ihre Leistungen in geographischer und historischer, in dichterischer und architektonischer Beziehung werden erst in neuester Zeit wieder gewürdigt, wo man die Quellen studirt und dazu ein vorurtheilsloses Auge mitbringt. So lange die Mohamedaner, welche am Ende an einen einigen Gott in seiner ganzen Reinheit und Eigenschaftenfülle glauben, als fluchwürdige „Heiden" bezeichnet wurden, gab es allerdings nur Verwerfung und Verdammung für sie. Diesem Fanatismus ist auch die Vertilgung der meisten arabischen Baudenkmale zuzuschreiben, von deren einstiger Pracht noch Beschreibungen erhalten sind. Wahr ist es, daß die Araber während der Eroberung Städte, welche großen Widerstand geleistet, grausam behandelten und daß sie die Gefangenen als Sklaven mit sich nahmen; die sich freiwillig Ergebenden haben aber meist billige Bedingungen gefunden und sind freie Besitzer ihrer allerdings geschmälerten Scholle geblieben. Die öffentliche Uebung des Christenthums, die Instandhaltung, wenn auch nicht der Neubau von Kirchen, die hierarchischen Einrichtungen der Christen blieben

unverwehrt. Die christliche Gemeinschaft in Sicilien hat zur Zeit der Araber einen Erzbischof und zwölf Bischöfe besessen, die ihr Amt unter Anerkennung der Regierung verwalteten. Das mag Alles drückend genug gewesen sein. Wenn wir aber die entsetzliche Grausamkeit damit vergleichen, mit welcher die Araber nach dem Niedergange ihrer Macht in Europa theils zum Glaubenswechsel gezwungen, theils niedergemetzelt und verbrannt, theils in Massen ausgeplündert und außer Landes gejagt wurden, so verhüllt der Denker sein Haupt und das fühlende Herz zuckt krampfhaft zusammen. Nicht die erhabene Religion reinster Menschenliebe hat diese Gräuel verschuldet. Die Unwissenheit und Rohheit Europa's hat sie allein möglich gemacht. Die fanatische Ausschließlichkeit eines bereits entstellten Glaubens, der es nicht mehr seinem Gotte überließ, die Gerechten zu scheiden von den Ungerechten, würde bei größerer Bildung der Massen nicht allbestimmend geworden sein. Die Herrschsucht und Habgier der Regierenden sind jedenfalls in zweite Linie zu stellen. Wenn die gesammte Menschheit nicht roh, unwissend und fanatisch ist, können derartige Orgien durch untergeordnete Mächte nicht gefeiert werden.

Bei den Sarazenen Siciliens trat das alte geschichtliche Gesetz wieder in Wirkung. Auch sie gingen an innerer Zwietracht zu Grunde. Zuerst hatten sie sich von dem Chalifate losgelöst, das bisher sie alle umfaßt und unwiderstehlich gemacht hatte. Das Emirat von Sicilien wurde selbstständig und erblich. Später wurden Provinz-Emire hie und da übermächtig, und Söhne der Regierenden warfen sich zu Parteihäuptern auf. Schon im Jahre 1038 versuchten es die Byzantiner abermals, diese Verhältnisse auszunützen und Sicilien wieder zu gewinnen. Aus der Normandie waren vor nicht gar langer Zeit Normannen nach Apulien gekommen, hatten dort Kaiser, Papst und Longobarden geschlagen, letztere mit sich verbunden und sich zu Herren aufgeworfen. Die Byzantiner nahmen eine Schaar dieser unerschrockenen Krieger in Sold und errangen Anfangs durch dieselben auf Sicilien große Erfolge. Die ungerechte Theilung der Kriegsbeute von Seite des byzantinischen Führers veranlaßte jedoch die normannischen Hilfsvölker zum Abzuge und das griechische Unternehmen scheiterte auf Nimmerwiederkehr. Die Normannen aber hatten Sicilien kennen gelernt und vergaßen es nicht mehr. Ein arabischer Häuptling zu Syrakus lud sie überdieß nach nicht langer Zeit in seiner Bedrängniß ins Land. Und sie kamen (1061) unter Robert und Roger von Hauteville aus Apulien herüber. —

Die Eroberung Siciliens durch die Normannen begann vom Val

Demone aus, wo die christliche Bevölkerung nie völlig zur ruhigen Ergebung gebracht worden war. Messina und Troina wurden nach Kurzem genommen; 1071 Catania, 1072 Palermo, die reiche, die prächtige, die farbenglühende Stadt. Roger erklärte sie zu seiner Residenz und nahm den Titel eines Grafen von Sicilien an; 1085 fiel Syrakus in seine Hände; 1090 war mit der Einnahme von Noto ganz Sicilien (innerhalb 30 Jahren) erobert. Graf Roger's zweiter Sohn, der lange Apulien verwaltet, vereinigte dieses nach seines Vaters Tode (1105) mit Sicilien, und nahm später (1130), als Roger I., den Königstitel an. Vom Papste vorerst bekämpft, dann nothgedrungen anerkannt, behauptete er sich glorreich. Normannen und Longobarden siedelten sich zahlreich im Lande an. Noch leben über 60.000 Longobarden nahe der Nordostecke Siciliens in Piazza, Nicosia, Aidone, Sperlinga rc. und sprechen dort neben dem Sicilianischen ihre alte Mundart. —

König Roger's Sohn, Wilhelm I., wandelte in den Fußstapfen seiner großen Vorfahren; der Beiname des „Bösen", durch geistliche Chronisten ihm auferlegt, ist ganz ungerechtfertigt. — Dessen Sohn Wilhelm II., ein Schwächling, zeigt den raschen Niedergang des normännischen Geschlechtes. Sein Zurückweichen vor den immer gebieterischer auftretenden geistlichen Ansprüchen und sein Eifer in Erbauung neuer Klöster und Kirchen brachte ihm den Beinamen des „Guten" ein. Von ihm stammt der herrliche Mosaik-Dom von Monreale bei Palermo. Wilhelm II. hinterließ nur einen natürlichen Sohn, den ritterlichen Tankred. Die Sicilianer wünschten ihn zum Nachfolger. Dieß wurde von dem schwäbisch-deutschen Kaiser Heinrich VI., Friedrich Barbarossa's Sohne und Tochtermann König Roger's I. mit Waffengewalt angefochten. Tankred starb gleich zu Beginn des Kampfes. Dessen Sohn Wilhelm wurde (1194) besiegt und abgesetzt. Heinrich VI. warf den weiteren Widerstand der vornehmen Sicilianer mit Härte zu Boden.

So kam der erste Sveve, ein Hohenstaufe, auf den unteritalischen Thron; die deutsche Macht lag zugleich in seinen Händen. Es war klar, daß dem gleichfalls die allgemeine Herrschaft anstrebenden Papstthume solche Nachbarschaft unerträglich schien. Es entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod, der sich durch mehr als 70 Jahre hinzog und mit der Vernichtung des glänzendsten und begabtesten deutschen Kaisergeschlechtes endete.

Heinrich VI. starb schon 1197 in Sicilien. Ihm folgte sein Sohn Friedrich II. Dieser war noch Kind und wurde unter Vormundschaft

seiner Mutter Constanze in Sicilien, wo er geboren war, erzogen. Die Italiener behaupten deshalb, er gehöre eigentlich ihrem Volke an. Der Sprößling eines Hohenstaufen mit einer Normannin bleibt aber Germane immerdar. Seit Karl dem Großen und Otto I. hatte es keinen Monarchen gegeben, der so sehr alle Eigenschaften besessen, das Menschengeschlecht der Unwissenheit und Knechtung zu entreißen. Dieser erhabene Geist regierte bis 1250, eine lange großartig bewegte Zeit. Er war ihr um Jahrhunderte voraus. Er hielt die Gleichberechtigung aller Kulte, allerdings unter strengster Forderung des Gehorsams gegen die Staatsgesetze, gleich Roger I. und Wilhelm I., aufrecht. Christ, Jude und Mohammedaner lebten unter ihm meist friedlich nebeneinander; ihre Fähigkeiten und Geschicklichkeiten wurden unterschiedslos zum Besten des Staates verwendet. Manch' strenges Gesetz gegen Nichtchristen wurde Friedrich zwar durch das feindliche Verhalten des päpstlichen Stuhles abgezwungen, aber in der Ausführung regelmäßig gemildert. Der Herrscher faßte den Gedanken der freien, selbstschaffenden Gemeinde und schritt zu deren Verwirklichung. Er war der gelehrteste Mann seiner Zeit; er sprach nächst dem Deutschen und Sicilianischen die damaligen Cultursprachen, Latein, Arabisch, Hebräisch, und schrieb sie auch; er gründete die ersten Hochschulen und versah sie mit den für ruhige Geistesarbeit nöthigen Sicherheiten und Vorrechten. Was er für die Entwicklung der italienischen Sprache gethan, wird später erörtert werden. Der glücklichste Heerführer und gewaltigste Krieger der Epoche, hielt er mit starker Hand seine kaiserliche Machtfülle und Unabhängigkeit aufrecht gegen die verschworenen Gegner.

Sein Sohn Konrad folgte ihm. Man schildert ihn so hoch begabt, wie seinen Vater. Schon nach vier Jahren (1254) starb er plötzlich, nicht ohne Verdacht der Vergiftung. Ihm folgte in Unter-Italien Friedrich des Zweiten unehelicher Sohn Manfred, als Vormund Konradin's, des einzigen ehelichen Sohnes Konrad's. Manfred fiel (1266) in der Schlacht von Benevent gegen den vom Papste aufgebotenen Karl von Anjou, Sohn Ludwig VIII. von Frankreich. Der junge Konradin aber wurde 1268, nach einem mißlungenen Versuche, sein italisches Erbe wieder zu gewinnen, durch eben den Karl von Anjou auf offenem Platze zu Neapel zugleich mit einem österreichischen Herzoge enthauptet. Die lang und tief geplante Unthat war vollbracht. Die Anjou's wurden nunmehr Herrscher in Neapel und Sicilien.

Wenn wir in der, von sarazenischen und byzantinischen Künstlern erbauten

Normannenkathedrale von Palermo vor jener Kapelle stehen, wo in vier rothen Porphyrsärgen König Roger I., Kaiser Heinrich VI., dessen Gattin Constanze und der ruhmvollste von Allen, Friedrich II., den ewigen Schlaf schlafen, ziehen wol die großartigen Gestalten und Begebnisse ferner Zeiten an uns vorüber, und der Stolz unserer Vergangenheit, dem Stolze der Gegenwart sich paarend, schwellt unsere Brust. Gewaltig stürmt es in der Seele des teutonischen Pilgers. Seine alten Göttergestalten, seine fabelhaften Helden schweben über diesen geheiligten Gräbern. Und die römerzerschmetternden Schaaren entsteigen ringsum der Erde, Gothen, Longobarden, Normannen und Sueven, geistig und körperlich das Beste der damaligen Welt. Edle, hehre Frauen aber lehnen sich an dieselben, rathend und thatend mit den Männern, eins mit ihrem Volke im Siege und im Untergang. Doch waren sie alle verdammt, nur Romanen zu befruchten zu neuem romanischen Leben, und, den ihrigen jenseits der Alpen entfremdet, selber Romanen zu werden. Zu wenig zahlreich waren sie gewesen, zu kulturlos und wieder zu kulturfähig. Die Hauptsache blieb, daß ihre Geister gebannt waren im neuen glühend erfaßten Glauben. Ihre kindlichen Gemüther verehrten Gott in Menschengestalt. Diese mystischmächtige Menschengestalt aber thronte in Rom. Die letzten Hohenstaufen sind gefallen, weil sie ihren Völkern an Erkenntniß weit vorausgeeilt waren und ihrer Erkenntniß gemäßig zu handeln sich vermaßen. Nicht das Papstthum hat sie eigentlich erschlagen, sondern der Geist ihrer Zeit. Das Papstthum hat nur richtig erkannt, was so manche Fürsten nicht erkannt haben und nicht erkennen, und es hat die Erkenntniß ausgenützt, daß nur jener Herrscher siegt, der Eins ist mit der Idee, welche den Kern seiner Völker beherrscht. — Die nordische Welt wurde nach dem Falle der Hohenstaufen neuerdings durch romanische Einflüsse überflutet und langsam zersetzt. Seine großen Erinnerungen wurden dem Germanen mit dichten Nebeln umhüllt, seine Sprache wurde in eine fremdartige Entwicklung gedrängt und verschlechtert, seine Einheit wurde zertrümmert, die blutige Zwietracht wurde heraufbeschworen, bis in manchen weiten Wüsteneien die deutschen Menschen nur mehr vereinzelt fortlebten, um in Todesnoth auf Volk und Vaterland zu vergessen. Rom war wieder der Erdkreis. Welch' bewunderungswürdiges Volk, aus edelstem Erze gebaut, das nach so schrecklichem Sturze durch eigene Kraft wieder erstand zur herrlichen Größe! Unser heutiges Geschlecht würde einen Friedrich II. begreifen und ihn und die seinen schützen mit unbesiegbaren Armen. Doch glücklich sind wir zu preisen, daß es keiner Friedriche mehr bedarf, son-

dern daß die eigene Erkenntniß und die eigene Kraft all' unsern Zwecken genügen.

Die normannisch-svevische Zeit ist die dritte und letzte Kulturepoche Siciliens gewesen. Sie knüpfte unmittelbar an das mannigfaltige und genußreiche sarazenische Leben an und blieb von ihm durchwärmt. Die architektonischen Werke der Normannen, besonders die musivisch ausgeschmückten Dome und Kapellen beweisen für sarazenische und byzantinische Einflüsse. Seidenzucht und Seidenweberei sind damals in Sicilien eingebürgert worden. Die Handelsblüte dauerte fort. Die sizilianische Mundart wurde zur italischen Schriftsprache.

Die sizilianische Vesper (1282) befreite Sicilien von der kurzen, jedoch unerträglich empfundenen Bedrückung des Anjou, nicht aber, ohne lange und verwüstende Kriege, von dessen Hauptsitze, Neapel aus, zu Folge zu haben. Die Sicilianer beriefen Peter III. von Arragonien, Gatten Constanzens, der Tochter Manfred's und einzigen Erbin der Hohenstaufen. Er bestieg, als Peter I., deren verwaisten und von Franzosen besudelten Thron. Die Arragonesen regierten Sicilien durch mehr als zwei Jahrhunderte, und zwar bis 1416 persönlich, nachdem aber Alfons der Großmüthige den Anjou's auch Neapel abgenommen, nur mehr durch Vizekönige.

Unter den Arragonesen fand eine Einwanderung von Albanesen aus Griechenland nach Sicilien statt. Skanderbeg war gefallen und eine Anzahl seiner Anhänger entzog sich den Verfolgungen der Türken. Dies geschah 1466 und zwanzig Jahre später folgte eine neue Schaar. Ihre Zahl beträgt heute noch 12.000; sie wohnen im Süden von Palermo, in Mezzojuso, Contessa, Piana, Palazzo Adriano 2c. Sie folgen dem griechischen Ritus und sprechen nächst dem sizilianischen ihre albanesische Sprache. Die Gegend, welche sie bewohnen, ist für Reisende nicht völlig geheuer. Die Eisenbahn, welche Catania mit Palermo zu verbinden bestimmt ist, tritt ihnen aber bereits auf die Fersen.

Als Ferdinand der Katholische König von ganz Spanien geworden, gelangte das verderbliche Vicekönigthum in Sizilien zur stehenden Uebung. Sizilien wurde als Provinz Spaniens behandelt und vor Allem ausgebeutet.

Zwischen 1713 und 1734 war Sizilien aus spanischen Händen erst unter Piemont gelangt, welches diese Insel später gegen Sardinien vertauschte; dann aber kam es sammt Neapel unter Oesterreich, das

diese Länder unter Kaiser Karl VI. durch beinahe vierzehn Jahre inne hatte.

Der spanische Bourbone Karl eroberte (1734) beides im Einverständnisse mit unserem Erbfeinde Frankreich und mit England. Er behielt das Eroberte vorerst für sich, trat es aber (1759), nachdem er als Karl III. den spanischen Thron bestiegen, an seinen dritten Sohn Ferdinand ab. Sizilien wurde nunmehr neuerdings als Anhängsel des Königreiches Neapel durch Vizekönige regiert.

Die Herrschaft der Anjou's, der Arragonesen, der Spanier und zuletzt der spanischen Bourbonen hat Sizilien nur herabgebracht Erst seit Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde eine vom Volke ausgehende Arbeit bemerkbar, welche zu langsamer Aufbesserung der Zustände führte. Die bourbonische Regierung trifft hiefür keinerlei Verantwortlichkeit. Sie ist so schlecht gewesen, daß selbst der verbissenste Absolutist derzeit für sie einzutreten sich nicht gestattet. Daß durch Garibaldi (1860) die Vertreibung der Bourbonen aus Sizilien und Neapel und die Vereinigung dieser Landstrecken mit dem neu erstandenen Königreiche Italien angebahnt wurde, lebt in Aller Gedächtniß.

Die heutigen Sizilianer sind ein Mischlingsvolk; das lateinische Element behauptet jedoch weitaus das Uebergewicht und vereint sprachlich alle übrigen. An der Ostküste kommen mehr griechische, an der Westküste mehr arabische Typen zur Anschauung. Blonde, helläugige Menschen sind nicht selten; man denkt dabei unwillkürlich an Longobarden, Normannen und Sveven. Es entspricht der historischen Entwicklung, daß die Sizilianer mit Vorliebe ihrer uralten, weit jenseits der Gründung Rom's liegenden italischen Abstammung gedenken und den Griechen, Arabern, Normannen und Sveven ein warmes Erinnern erhalten, indeß die Festland-Italiener ihre Abstammung von den „großen" Römern geltend machen, indem sie die Völkerwanderung und den vorausgegangenen Verfall des römischen Volkes überspringen und vermittlungslos an die altrepublikanische Zeit anknüpfen. — Regelmäßige Schönheit ist in Sizilien weniger häufig als in Mittelitalien. Die Sizilianer werden von einem der ihrigen als großmüthig, selbstlos, gastfrei, ehrliebend, treu gegenüber eingegangenen Verpflichtungen, zu Wagnissen aufgelegt und blind in Gefahren, als glühend in der Liebe, rasch und fein im Beobachten und in der Verwerthung des Beobachteten, als beredt, witzig, sarkastisch geschil-

dert. Am seltensten dürfte wohl die Selbstlosigkeit vorkommen. Ein offen eingestandener Fehler der Sizilianer ist die unverständige Eifersucht, welche die Frauen fast orientalisch verbirgt und sie zu wohl gehütetem Spielzeuge herabwürdigt. Die Sizilianer sind eifersüchtig auf die Wände ihres Hauses, auf die Steinchen der Straße, welche der Fußtritt der Geliebten berührt, auf das Wasser, in das sie sich taucht. Liebe ohne Eifersucht erscheint ihnen unmöglich. Sie sind in hohem Grade mißtrauisch, leicht gereizt, stets zum Streite bereit und dann sich ergehend in jedweder Verfluchung des Gegners, den sie im Zorne wohl auch verwunden und tödten. Sie beharren im Grolle und hassen tief; Meuchelmord ist dem zu Folge eben nicht selten. Die Sizilianer sind ein Gemisch von Ruhe und Aufbrausen, von Ueberlegung und Ueberstürzung, von Melancholie und lauter Lustbarkeit, von Sanftmuth und Wildheit.

Von den Griechen haben sie den Redefluß, die dialektische Gewandtheit, die Neigung zu erotisch ausgelassenen Scherzen geerbt. Den Arabern ist ihre glühende Phantasie, ihre orientalische Uebertreibung, der Bilder- und Tropenreichthum ihrer Ausdrucksweise zuzuschreiben. Sie besitzen viel dichterische Begabung und musikalischen Sinn. Der Gesang begleitet sie von der Wiege bis zum Grabe. Manche ihrer Weisen sind völlig arabisch; man meint in Kairo zu sein, wenn man sie hört. Wohlthuend wirkt auf jeden Fremden die sizilianische Höflichkeit. Selbst der gemeine Mann ist artig und zuvorkommend. Es giebt kein Festgewühl, in dem nicht Jeder seine Nachbarn berücksichtigte. Reisende Damen, welche auf den Straßen fast ausschließlich das weibliche Publikum bilden, sind erstaunt selbst während der Feste der Schutzpatrone, wo die ganzen Bevölkerungen auf den Beinen sind, nie geschoben oder gestoßen zu werden. Rücksichtslosigkeiten oder Unzartheiten gegen vereinzelt wandelnde Frauen sind unerhört. Begiebt sich der Fremde auf's Land, so würde er gezwungen sein, zwischen den Mauern lustzuwandeln, welche die Straße begleiten, wollte er nicht in irgend einen Bauernbesitz eintreten, wovon jeder wieder ummauert ist. Thut er dies, so darf er darauf rechnen, alsbald von einem Mitgliede der besitzenden Familie bewillkommt und begleitet zu werden. Nächst der leutseligen Natur der Sizilianer wirken dabei stets dessen maßlose Neugierde und die dunkle Hoffnung auf irgend einen fabelhaften Glückszufall. Man wird über das Wer? Woher? und Wohin? ausgefragt. Erklärt man sich für einen Deutschen, so wird man derzeit sehr freundlich angeblickt. Ihr seid also von denen, die die Franzosen geschlagen! hieß es wiederholt. Die sizilianische Vesper ist hier noch immer

nicht vergessen; das Volkslied erhält die Erinnerung daran lebendig. Zuletzt werden noch Blumen und Früchte in den Wagen gereicht. Das mäßigste Geschenk ruft keinen Mißmuth, sondern freundlichen Dank hervor, selbst von sichtlich wohlhabenden Bauern. — Mäßigkeit ist eine andere nicht genug zu lobende Eigenschaft der Sizilianer. Trotz des wohlfeilen und guten Weines trifft man nur ausnahmsweise einen Betrunkenen. — Ein böser Fehler ist die verbreitete Bestechlichkeit, welche das öffentliche Leben Siziliens verdirbt. Wenn im Verfolge der Besprechung einer Unthat ein sizilianischer Ehrenmann die Aeußerung fallen läßt, es sei wohl nicht zu verlangen, daß man einer Summe von 2000 Franken widerstehe, wenn man nicht reich sei, so spricht das mehr, als die längste Abhandlung für den, durch ererbte Verarmung und Verwahrlosung bedingten Verfall der Grundsätze des Volkes. — Ernstes, wissenschaftliches Streben ist in Sizilien weniger häufig als anderswo, obgleich Einzelne Treffliches leisten. Gerne befassen sich gelehrte Sizilianer mit vaterländischen Dingen. Für die Geschichte ihrer Insel, für ihre alte Mundart, welche ihnen als eigene Sprache erscheint, über ihre Volksdichtung haben sie viel des Guten geschrieben. Unter den Universitäten hat jene Palermo's die von Messina und Catania überflügelt und nimmt eine achtbare Stellung ein. Die Zeitungen Siziliens erheben sich nicht über den Rang von Provinzialblättern; in sie und in die Gemeinderäthe haben sich Parteigeist, Municipaleifersucht und Kirchthurmklatsch geflüchtet, welche sonst ganz Sizilien erfüllten und beunruhigten. Das untere Volk Siziliens ist von der Bildung beinahe abgeschlossen; die Volksschulen sind völlig ungenügend. Lesen und Schreiben sind auf dem Lande Bildungsmesser. Aber sogar die Frauen der gebildeten Städter sind mit dem Lesen und Schreiben in Zwiespalt. Um so bessere Mütter werden sie! sagen dort die Markgrafen und Professoren. — Gebildete, männliche Stadtbewohner sprechen reines Italienisch mit klangloser Aussprache. Die Mehrzahl der Frauen, der Gewerbe- und Arbeiterstand der Städte und die Landleute sprechen nur ihre Mundart und verstehen das reine Italienisch meist mit Schwierigkeit. — Unwissenheit erzeugt Aberglauben und mit diesem ist die Religion in Sizilien reichlich verquickt. Die Sizilianer sind katholisch, aber in einer Form, die im Norden weniger getroffen wird. Sie thun sich auf ihre Rechtgläubigkeit viel zu Gute; Ketzer wären unter ihnen nicht aufgekommen; die Inquisition habe wenig zu strafen gefunden. Ihr Hauptkultus gilt der Mutter Christi; diese wird weit öfter angerufen als Gott. Nächst dem Marienkultus gilt die Anbetung der Sizi-

lianer den Schutzheiligen ihrer Wohnorte, deren jeder auf Unkosten der Nachbarorte gepriesen wird. Vor und während des Festes der heil. Agata zu Catania nehmen die Handwerker keine Arbeit an; sie opfern den Verdienst einer Woche. Die Diamanten und Perlen, womit die überlebensgroße Bildsäule dieser Heiligen übersäet ist, während sie unter einem von den Innungen gezogenen massiv silbernen Tempelchen durch die Stadt geführt wird, gehören, wie sie meinen, nicht der Kirche, sondern der Heiligen selbst. Die Vorweisung ihres Schleiers habe im Jahre 1669 den Lavastrom vom Benediktinerkloster gelenkt, nicht der Hügel, auf dem das Kloster erbaut ist. — Klingt es aber glaublich, wenn man hört, daß den Seelen der Enthaupteten in Sizilien eine fanatische Verehrung gezollt wird und wären die Enthaupteten auch Räuber und Mörder gewesen?! Eine solche Begriffsverwirrung konnte nur dort entstehen, wo wiederholt die ärgsten politischen Wirren geherrscht, wo die Geflüchteten, wenn auch zuvor unbescholten, ja belobt, zu ihrer Selbsterhaltung gewaltthätig auftreten mußten und wo der Patriot und der Räuber nicht mehr strenge geschieden werden konnten. Das Hereinragen dieser Ungeheuerlichkeit in unsere Zeit wird aber allein durch die Verwahrlosung der Sizilianer erklärlich. Andererseits verfahren sie auch wieder recht herbe mit ihren Heiligen, wenn dieselben nicht Hilfe bringen. Bei Centorbi hatten die Bauern, um Regen flehend, die schwere Holzstatue ihres Patrones 8 Tage durch alle Felder getragen; es war vergebens gewesen. Da brachten sie ihn nicht mehr in die Kirche zurück, sondern sperrten ihn in eine elende ebenerdige Kammer. Ein Wütherich unter ihnen aber, dem diese Strafe nicht genügte, schlich sich Abends mit seiner Flinte heran und schoß durch das Fenster auf das Heiligenbild! — Eigenthümlich dabei bleiben zwei Thatsachen. Die Sizilianer ehren erstens ihre Priester wenig, sie verfolgen sie mit ihren Wortspielen und Satyren in einer langen Reihe von Sprüchwörtern, und die Aufhebung der zahlreichen Klöster in Sizilien, welche mit einem Schlage geschah, hat das Volk ungerührt gelassen im Gegensatze zu dem Aufschlage der Steuern, gegen welche sie Donnerkeile zur Verfügung haben möchten. Zweitens sind die Sizilianer nicht fanatisch gegen Andersgläubige, was die vielen in Sizilien angesiedelten Protestanten Deutschlands einstimmig bezeugen. — Man muß die Sizilianer der Jetztzeit als vernachlässigte Kinder voll Anlagen und Bildungsfähigkeit bezeichnen. Trotz vieler Gebrechen stehen sie weit höher in Bezug auf Sittlichkeit und Ehrgefühl, als ihre Nachbarn, die Neapolitaner. Die insulare Lage hat ihnen mehr Unabhängigkeit und Manneswürde ge-

rettet. Ihre Unwissenheit wird durch tüchtigen Unterricht, zu dem man sich anschicken zu wollen scheint, der Kenntnißfülle Platz machen und mit letzterer klärt sich die Religion, hebt sich der sittliche Gehalt, steigert sich die Thatkraft. Es ist wahrscheinlich, daß man in ganz Italien in nicht ferner Zukunft die Wendung zu Besserem wird nachweisen können, allerdings nicht ganz so bald, als es der regen Einbildungskraft und Selbstüberschätzung der Romanen derzeit vorschwebt. Je mehr man ihnen, ihrer vielen trefflichen Eigenschaften halber, wohl will, desto sehnsüchtiger wird man darnach, bei ihnen ein Aufdämmern der Erkenntniß ihrer Fehler, eine bescheidene Selbsteinkehr wahrzunehmen. — Möge es ihnen wohl werden in der neuen Zeit! —

Botanischer Spät-Sommer- und Herbstbericht

von September bis Mitte November.

Von Gustav Adolf Zwanziger.

Die Blumen, welche im August Wald, Wiese und Feld schmückten, blieben auch im September die gleichen, nur daß sie viel spärlicher und schwächlicher als im Vormonate auftraten. Neues kam außer der lilienartigen fleischfarbigen Herbst-Zeitlose (Colchicum autumnale L.), welche aber um Klagenfurt auf Wiesen selten ist, nichts mehr dazu. Die Wiesen zeigten nach dem Abmähen des Grummets ein fahles Grün, die Kleefelder brachten noch viele, aber viel kleinere Köpfchen zur Blüte. In den Maisfeldern, welche einen traurigen Anblick gewährten, nachdem die männlichen Blütenrispen abgeschnitten und die Blätter verdorrt sind, während an den weiblichen von schützenden Hüllblättern umgebenen Fruchtkolben die mehlreichen gelben Samenkörner reiften, lagen große gelbe Kürbisse wie riesige Goldäpfel.

In der ersten Woche des Monats blühten auf feuchten Wiesen am Rande der Satnitz noch recht häufig die stolze wohlriechende Nelke (Dianthus superbus L.) und der dunkelblaue Wiesen-Enzian (Gentiana Pneumonanthe L.), an Bächlein die zierlich geaderten weißen Blumenrosen der Sumpfparnassie oder des Stubenteröschens (Parnassia palustris L.). Aus der Nähe des Kanonenhofes ist die sehr bemerkenswerthe pflanzengeographische Thatsache zu erwähnen, daß dort ein Strauch der behaarten Alpenrose (Rhododendron hirsutum

L.) aufgefunden wurde, der doch wohl schwerlich angepflanzt sein dürfte, obwol man die Möglichkeit nicht in Abrede stellen kann.

Es ist jetzt die höchste Zeit auch der Farndecke des Bodens unserer Wälder Erwähnung zu thun, welche eigentlich schon im August ihre Sporenfrüchte auf der Rückseite ihrer meist sehr zierlich gefiederten Wedel reiften und die braunen staubfeinen Sporen ausstreuten. Der häufigste Waldfarn um Klagenfurt sowol auf Kalk- als Schieferboden ist wohl der, große 2—5′ hohe Adlerfarn (Pteris aquilina L.) mit fast dreieckigen Wedeln, dessen Früchte in einer verdickten Falte am Rande der Fiederchen versteckt sind. Seinen wohlverdienten Namen trägt dieser Farn davon, daß, wenn man den in der Erde steckenden schwarzen Theil des Blattstieles schief mit einem scharfen Messer durchschneidet, die Gefäßbündel die nicht zu mißkennende Gestalt eines heraldischen Doppeladlers bilden. In Flitsch sah ich die dürren Wedel dieses Farns als Fliegenfalle benützt, als welche sie sich auch trefflich bewährten. Bündel dieser dürren Wedel werden nämlich an die Zimmerdecke gehängt, Abends wählen sie dann die Fliegen, wahrscheinlich angelockt durch den eigenthümlichen Geruch, zu Ruheplätzen. Wenn so ziemlich alle aufgesessen sind, werden die Bündel äußerst behutsam, ohne damit zu schütteln, eines nach dem andern herab genommen und ins Feuer geworfen und damit Tausende und aber Tausende von Fliegen vernichtet, da die Bündel oft ganz schwarz von Fliegen sind. Dieses Mittel ist viel zweckdienlicher und vor Allem sehr reinlich gegen die oft angewandten Vogelleimspindeln und Teller mit Fliegengift, wobei ein Theil der halbtodten Fliegen noch überall herumkriecht und in Speisen und Getränke hineinfällt. Zunächst an Häufigkeit kommt der sehr fein gefiederte weibliche Strichfarn (Athyrium filix femina Roth.), der breite gefiederte männliche Schildfarn (Aspidium filix mas Sw.); nicht überall finden sich der schöne Berg-Schildfarn (Aspidium Oreopteris Sw. Asp. montanum Vogler), dessen Fruchthäufchen sich sehr zierlich längs des Randes der Blattfiederchen hinziehen, der dornige Schildfarn (Aspidium spinulosum Sw.) mit fast meergrünen Wedeln, beim Kollitsch und am Kreuzbergl der Rippenfarn (Blechnum spicant. Roth.), dessen unfruchtbare Wedel nur einmal gefiedert sind, während die fruchtbaren viel länger sind und schmälere Fiederchen haben. An Bächen findet sich auch hie und da der prächtige Straußfarn (Struthiopteris germanica Willd.), dessen unfruchtbare Wedel einen förmlichen Kelchtrichter bilden, doch hier nicht in schöner Entwicklung und stets ohne Fruchtwedel. In der Satnitz

sind noch häufig der hübsche dreieckige Kalk-Tüpfelfarn (Phegopteris Robertiana A. Br. Ph. calcarea Fée.), welcher auch am Fußgestelle der Maria Theresia-Statue wuchs und im Frühlinge ausgerissen wurde. Da man aber die Wurzel nicht heraus bekam, so trieben die Wedelchen wieder lustig nach und es gelang mir, eine ziemliche Anzahl davon zum Andenken an das jetzt abgetragene Denkmal zu erhalten. Am Kreuzbergl wird dieser Farn durch den sehr ähnlichen aber hellgrünen und drüsenlosen Eichen-Tüpfelfarn (Phegopteris Dryopteris Fée.), ersetzt, doch schließen sich beide gegenseitig nicht aus. Sowohl auf Schiefer und Kalk gedeiht der Buchen-Tüpfelfarn (Phegopteris polypodioides Fée). Außerdem wächst in den höheren Lagen der Satnitz der stachelige Schildfarn (Aspidium lobatum Sw.), dessen schöne lederartige dunkelgrüne Wedel überwintern, und im Walde zwei Schafthalme (Equisetum arvense L. var. nemorosum A. Br. und Telmateja Ehrh.). An Kalknagelfluefelsen findet sich der kleine kriechende schweizerische Moos-Bärlapp (Selaginella helvetica Spring.) und der grüne Strichfarn (Asplenium viride Huds.), welcher in dem Widerthon-Strichfarn (Asplenium Trichomanes L.) des Schiefers mit schwarzer Spindel seinen nächsten Verwandten hat. Die unzugänglichsten schattigsten Felsschluchten am obersten Rande der Satnitz hat sich die lanzettblättrige gebräuchliche Hirschzunge (Scolopendrium officinarum Sw.) als Standort ausgewählt, deren Früchte in dicken wurstförmigen schiefen Strichen auf der Rückseite angeordnet sind. Den heideartigen Waldboden der Schieferberge lieben drei Bärlapp-Arten (Lycopodium complanatum L., annotinum L. und clavatum L.), deren Früchte sich in cylindrischen Kätzchen befinden und das bekannte Blitzpulver und Hexenmehl zum Bestreuen wunder Stellen bei Kindern liefern. Das erstere, für welches ich auch den bezeichnenden Namen Krahfuß hörte, ist sehr beliebt, um mit daraus geflochtenen Kränzen die Gräber am Allerseelentage zu schmücken, daher es am Kreuzbergl schon fast ganz ausgerottet ist. Nur auf Schieferfelsen wachsen der niedliche deutsche und nördliche Strichfarn (Asplenium germanicum Weiss und septentrionale L.). Sowohl auf Kalk- als Schieferfelsen gemein sind der zierliche gebrechliche Blasenfarn (Cystopteris fragilis Bernh.), das einfach gefiederte Engelsüß (Polypodium vulgare L) mit goldgelben Fruchthäufchen, und die Mauerraute (Asplenium Ruta muraria L.). In Sümpfen bei Weidmannsdorf gedeiht der Sumpf-Schildfarn (Aspidium Thelypteris Sw.) und die

einem vierblättrigen Klee gleichende Marsilie (Marsilia quadrifoliata L.). Damit wäre die Gefäßkryptogamenflora der Umgebung Klagenfurts so ziemlich erschöpft.

Bei dieser Gelegenheit will ich eines kleinen Vorfalles erwähnen, der vieles für die schnelle Auffassungsfähigkeit des Alpenbewohners beweist, wenn er nur gehörig aufmerksam gemacht wird. In Großarl, dem wilden Alpenthale, bemerkte der Führer, daß ich eifrigst Farne sammelte und sagte, daß das Farnkraut nur in der Johannisnacht blühe, und wer so glücklich sei, die Blüte zu finden, Schätze heben könne. Ohne ein Wort darauf zu erwidern, drehte ich einfach einen fruchtbesetzten Wedel um, auf die Millionen Früchte zeigend und mit der Hand den Wedel etwas schüttelnd, daß eine förmliche braune Staubwolke davon flog. Der Führer staunte und war, hoffentlich für immer, von seinem Aberglauben geheilt.

In der Mitte des Monats stand an schattigeren Stellen das gemeine Haidekraut (Calluna vulgaris Salisb.) noch in vollster Blüte. Die Wiesen zierten noch das gelbe gemeine Leinkraut (Linaria vulgaris Mill.), der Augentrost (Euphrasia officinalis L.), die gemeine Flockenblume (Centaurea Jacea L.), die weißen Dolden der gelben Rübe (Daucus Carota L.) und die gelblichen Fruchtfederkronen des Löwenzahnes (Leontodon hastilis L.). Eine dem Boden angepreßte Silberdistel (Carlina acaulis L.) hatte nicht weniger als acht ihrer prächtigen silberweiß gestrahlten Blütenköpfe entwickelt.

Die Schwalben entflohen vor den Stürmen des Nordens in den warmen Süden. Die Zwetschken bedeckten sich mit bläulichem, aus reinem Wachs bestehenden Reife und entwickelten ihre volle Süßigkeit.

Ende des Monats gab es, trotz der nicht wenigen doch ziemlich warmen Regengüsse, recht herrliche sonnenwarme Tage, welche die schönsten Sommertage ins Gedächtniß zurückgerufen hätten, wenn nicht die Pflanzenwelt durch ihren Stillstand ihre Erschöpfung und Bestimmung angezeigt hätte, die Winterruhe anzutreten. Der glatte Spiegel des Weidersees leuchtete wie geschmolzenes Silber in den Strahlen der Nachmittagssonne. Der Vollmond ging Abends im Osten als blutrothe Scheibe auf, die Landschaft mit seinem matten fahlgelben Lichte mit düsterer Helle übergießend und aus den feuchten Wiesen gegen die Satnitz erhoben sich schneeweiße wallende Nebelschwaden. Der Haideschnitt begann, den in Schaaren einfallenden Spatzen wahre Festtage bereitend,

welche sich auch im reifen Hirse vor der schlimmen Winterszeit noch recht lustig machten, sowie die Mais- und Kürbis ernte. Die goldgelben Maiskolben schmücken jetzt die Wände und Gänge der Bauernhäuser. Die Wintersaat wurde dem Boden anvertraut. In den Rübenfeldern blühten noch recht üppig die runden gelbgrünen Blütenschirme der sonnenzeigenden Wolfsmilch (Euphorbia helioscopia L.) und das Täschelkraut (Capsella bursa pastoris L.). Viele bei der Getreideernte ausgefallene Körner trieben Halme und blühten ohne jedoch mehr zur Reife gelangen zu können. Auf Feldern entwickelte stellenweise auch die weiße Abend-Lichtnelke (Lychnis vespertina Sibth.) ihre duftenden Blüten. In den Maisfeldern verstreuten die Unkräuter, ein Gänsefuß (Chenopodium album L.) und die Amarantharten (Amaranthus Blitum L. und retroflexus L.) ihre zahllosen Samen, welche nächstes Jahr wieder keimen werden und durch die Menge und Größe des daraus hervorgehenden Unkrautes dem Acker unendlich viel Kraft rauben müssen, wogegen etwas Jäten vor der Samenreife doch etwas helfen würde, es geschieht aber nichts.

Fehlt dem Walde in der jetzigen Jahreszeit auch der Schmuck der Blüten, so zieren ihn doch Beeren der Bäume und Sträucher von mannigfacher Form und Farbe, unter denen jedoch roth und schwarz vorherrschend sind. Rothe Beeren tragen der Schneeball (Viburnum Opulus L.), der Trauben-Hollunder (Sambucus racemosa L.), die Hundsrose (Rosa canina L.), der Weißdorn (Cratægus Oxyacantha L.) und der Sauerdorn oder die Baselbeere (Berberis vulgaris L.), deren längliche Beeren in Träubchen herabhängen. Der Vogelbeerbaum (Sorbus aucuparis L.), der anderwärts um diese Jahreszeit mit seinen brennendrothen Fruchtdolden eine Ziede der Landschaft bildet, ist hier selten. Zu bemerken ist hier aber, daß die angeführten Früchte nur nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, nicht aber alle auch im botanischen Sinne Beeren sind. Sehr niedlich nehmen sich auch die rothen in vier Fächer aufklappenden Kapseln des Pfaffenhütchens (Euonymus europæus L.) mit gelbem Nabelstrange aus, eine Zierde des Waldes bildend. Von schwarzen Beeren sind vor allen zu nennen die umfangreichen Beerenschirme des schwarzen Hollunders (Sambucus nigra L.), bei Vielen, zubereitet, als schmackhafte Speise beliebt, die Tintenbeere (Ligustrum vulgare L.), der wollige Schneeball (Viburnum Lantana L.), der blutrothe Hartriegel und zwei Faulbaumarten (Rhamnus Frangula L.

und cathartica L.). Auch die dreieckigen ölreichen Buchekern kamen im Walde zur Reife. Alle andern Kapselfrüchte sind hier übergangen, weil sie auf die Erscheinung der Landschaft einen zu unbedeutenden Einfluß ausüben.

Von Gartenobst reiften Winterbirnen, Winteräpfel und Wallnüsse. Die Roßkastanien ließen ihre stacheligen Kapseln fallen, welche beim Aufschlagen am Boden platzten und die rundlichen glänzend rothbraunen großen stärkmehlreichen und bitteren Samen ihrer Hülle entließen, bei welchen der nicht ganz unbegründete Verdacht besteht, daß sie an Stelle des Hopfens zur Bierbereitung verwendet werden.

Es entwickelten sich am Boden des Waldes in diesem Monate, jedoch nicht so häufig als in anderen Jahren, auch die meisten Schwämme, von denen wir unter den eßbaren nur nennen wollen: den wohlschmeckenden gelben Pfifferling oder Eierschwamm (Cantharellus cibarius Fries.), den Herren- oder Steinpilz (Boletus edulis Bull.), den Reizker (Agaricus deliciosus L.), den Ziegenbart oder die Bärentatze (Clavaria coralloides L.) u. a. m.; dann den giftigen rothen mit weißen Warzen besetzten Fliegenschwamm (Amanita muscaria Fr.) mit gewölbtem Hute, den ungenießbaren kugeligen Staubschwamm oder Bovist (Lycoperdon Bovista L.), dessen Inneres gänzlich mit braunen staubförmigen Sporen erfüllt ist, den scharfmilchigen Pfefferschwamm (Agaricus piperatus L.), den Sonnenschirmpilz (Agaricus procerus Scop.) u. a.

Die Regentage der ersten Oktoberwoche bedeckten auch die Höhen der Karawanken, sowie der norischen Alpen wieder mit Schnee, nachdem sie genau durch drei Monate, den vierten Theil des Jahres, schneefrei gewesen waren und deren schimmerndes Schneekleid erst Ende Juni verschwand, in den Schluchten aber bis zum neuen liegen blieb, welcher indessen den schmelzenden Strahlen der Sonne wieder weichen mußte.

Die Buchen in der Satnitz fingen an, ihr Laub gelb zu färben, das liebliche Stubentenröschen (Parnassia palustris L.) mit seinen weißen zierlich geaderten Blumenblättern, welche aussehen wie Wasserdruck, blühte noch und es herrschte noch ein ziemlich reges Thierleben. Eine hübsche Blindschleiche (Anguis fragilis L.) wand sich über den Weg, ein kleiner schwarzer Laufkäfer (Carabus silvestris L.) lief, nach Beute spähend, emsig herum und nicht wenige Schmetterlinge, gelbe Buttervögel (Colias hyale und Rhodocera rhamni), der

schöne roth und schwarzgefärbte Admiral (Vanessa Atalanta), der Rübenfalter (Pieris napi) mit weißen Vorder- und gelblichen Hinterflügeln, zahlreiche Spanner und Eulen, sowie lichtblaue Wasserjungfern (Agrion) tanzten in der Luft behaglich im warmen Sonnenscheine. Auf nordamerikanischen Gartenastern saßen und summten eine Unzahl bienenartiger Schwebfliegen (Syrphus), so daß sie buchstäblich von ihnen bedeckt waren und sich vor ihrer Schwere zur Erde neigten. Gegen Mitte des Monats stellten sich Nebel und kalte Nächte mit Reif und Frost ein, welche auch die letzten Gartenblumen, wie im Freien meist zusammengesetztblütige, mexikanische Georginen (Dahlia variabilis L.), chinesische und nordamerikanische Sternblumen (Callistephus sinensis und Aster novæ Angliæ u. s. w.), Zinnien, braungelbe Todtenblumen (Tagetes erecta und patula L.) u. a. vernichteten.

Die Laubbäume gewährten in der zweiten Oktober- und der ersten November-Hälfte einen prächtigen Anblick durch ihr in den verschiedensten Abstufungen gelb und roth gefärbtes Laub, dessen Blattgrün sich in Blattgelb und Blattroth verwandelt hatte. Die fast stete Windstille und die für die erste Novemberhälfte im Ganzen sehr anständige milde Witterung bewirkte, daß das schon seit Anfang Oktober gelb werdende Laub nur zum geringen Theile und erst Mitte Novembers gänzlich abfiel. Es ist oft unverkennbar, daß das am Boden liegende welke Laub einen lieblichen Geruch wie Rosenduft aushaucht, der zuweilen apfelähnlich wird, Zersetzungserscheinungen der Pflanzensäfte. Auch das saftige Grün der immergrünen Nadelhölzer ist dunkler geworden und spielt mehr ins Bräunliche hinüber.

In den Lüften hörte man des Abends das Geschrei vor dem herannahenden kalten Winter nach Süden ziehender Schaaren wilder Enten, Schneegänse und anderer Vögel.

Die Keltengräber auf der Hochebene ob dem Warmbade bei Villach.

Der unterste östliche Ausläufer des Dobratsch (Villacher-Alpe) gestaltet sich zu einer Hochebene von geringer Ausdehnung, an deren Abhange das vielbekannte und besuchte Warmbad (bei Villach) liegt.

Sie führt auch den Namen „Napoleons-Höhe" und der nordwestlich am Fuße des dort stehenden Schrotthurmes gelegene Theil derselben heißt speciell der „Napoleons-Garten", weil, der Tradition zufolge, zur Zeit, als Villach unter französischer Oberherrschaft stand (14. Oktober 1809 bis 20. September 1813), Kaiser Napoleon I. die Absicht gehabt haben soll, auf dieser Anhöhe, welche eine reizende Ueberschau der herrlichen Umgebungen Villach's bietet, einen öffentlichen Garten oder Park anlegen zu lassen.

Die eben erwähnte Partie des Plateau's nächst dem Schrotthurme scheint auch wirklich zu diesem Zwecke geebnet worden zu sein, wogegen auf dem nördlichen und südlichen Theile desselben viele theils runde, theils längliche Erhöhungen sichtbar sind, deren Gesammtzahl auf ungefähr 74 (52 auf der nördlichen, 22 auf der südlichen Seite) sich beläuft. Der Durchmesser derselben wechselt zwischen 1½ und 4 Klaftern; die Höhe der größten beträgt wenig mehr als 2 Klafter; viele erheben sich kaum 1 bis 3 Fuß über die Bodensohle. An der großen Mehrzahl dieser war (vor den jüngst vorgenommenen Nachgrabungen) eine kraterförmige Einsenkung des Gipfels bemerkbar. Die aus dieser Gestaltung gezogene Folgerung, daß die meisten vor längerer Zeit schon einmal geöffnet und durchsucht worden sein mochten, hat sich bei den dermaligen umfassenden Nachforschungen als richtig erwiesen.

Einer der größten dieser Hügel wurde vor mehreren Jahren untersucht; er enthielt aber gar nichts, was auf eine Grabstätte schließen ließ. Dagegen erzählt man, daß bei der zur Zeit der Occupation Villach's durch die Franzosen geschehenen Abtragung mehrerer ähnlicher, auf der nördlichen Seite des Plateau's nächst dem Schrotthurme gelegen gewesener Hügel allerlei Alterthümer: Münzen, Armspangen, Geschirr-Trümmer u. dgl. gefunden worden seien. Im Jahre 1866 schenkte der Besitzer des Warmbades, Herr Ludwig Walter, dem Geschichtvereine eine eben dort gefundene Kleiderhaftel (Fibula) aus Bronce und im Jahre 1867 erhielt der Verein durch Herrn Gymnasialprofessor P. Reiner Graf eine ähnliche, vom gleichen Fundorte stammende Fibula aus Bronce nebst einem (beschädigten) Hammer aus Serpentin, welcher mit einem runden, sorgfältig gebohrten Loche versehen ist. Diese beiden letzteren Gegenstände hatte ein nächst dem Schrotthurme mit Steinbrechen beschäftigter Mann zusammt Resten menschlicher Knochen gefunden, welche aber leider verschleppt wurden. Die beiden Hafteln haben die, von dem gewöhnlichen Typus der römischen Fibula augenfällig sich

unterscheidende Form der auch andernorts mit keltischen Alterthümern gefundenen Fibeln, so daß ihre Herkunft aus vorrömischer Zeit mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist. Ueber den Ursprung des Steinhammers aus der keltischen Periode dürfte noch weniger ein Zweifel zu erheben sein.

Im Sommer heurigen Jahres ließ Herr Graf Gundacker von Wurmbrand, Präsident des naturforschenden Vereines in Graz, angeregt durch einige kleine Anticaglien, welche er bei einem Besuche des Warmbades von Steinbrechern zu erwerben Gelegenheit hatte, eine Anzahl der auf der Südseite des Plateau's liegenden Hügel öffnen, wobei man auf einzelne kleine Gegenstände aus Bronce und Eisen und auf zahlreiche Bruchstücke schwarzer, rohgearbeiteter Thongeschirre stieß, welche sowie der ganze Zustand der untersuchten Erhöhungen den Herrn Grafen zu dem Urtheile führten, daß man hier zwar wahrscheinlich alte Gräber aus vorrömischer Zeit vor sich habe, daß aber dieselben ohne Zweifel schon vor langer Zeit durchwühlt und ihres allfällig dagewesenen Inhaltes entleert worden seien.

Von ungleich glücklicherem Erfolge gekrönt waren die Nachgrabungen, welche einige Wochen später Herr Felix v. Luschan, Kandidat der Medizin aus Wien, der mit seinen Angehörigen im Warmbade sich aufhielt, in mehreren Hügeln auf dem südlichen und nördlichen Theile der Hochebene unternahm.

Herr v. Luschan war so gefällig, uns eine genaue Darstellung des bezüglichen Vorganges nebst Zeichnungen der von ihm gefundenen Alterthümer mitzutheilen, welche erstere wir hier auszugsweise wiedergeben.

Obwohl durch die in Erfahrung gebrachten ungünstigen Ergebnisse der vom Grafen Wurmbrand ausgeführten Nachforschungen in seinen Hoffnungen sehr herabgestimmt, ging er am 26. September mit seinem Bruder daran, einen südlich fast zu äußerst in der Hügelgruppe gelegenen beiläufig 3 Klafter im Durchmesser haltenden Erdhügel, an welchem kein auffälliges Merkmal einer früheren Nachgrabung zu erkennen war, zu untersuchen. Unter der ziemlich dichten Rasendecke fanden sich zuerst viele unbehauene Kalksteine zum Theile von ansehnlicher Größe, nach deren Wegräumung die Mühe der eifrigen jungen Forscher bereits durch zwei römische Münzen (Trajan und Hadrian, erstere in Kupfer, letztere in Bronce), welche sie beim Auswerfen der Erde entdeckten, belohnt wurde.

Nach mehrstündiger saurer Arbeit, die am 27. September fort-

gesetzt ward, trafen die Grabenden auf einen Kalksteinblock von ungefähr 1½ Fuß Kubik-Inhalt, nach dessen Entfernung sie auf eine große Platte aus Glimmerschiefer stießen, welche mit ihren mangelhaften Werkzeugen zu heben nur mit großer Mühe gelang. Sie wog beiläufig 50 Pfund, war 3 Schuh lang, 2 Schuh breit und 3 Zoll dick. Es war, wie sich nun zeigte, die Deckplatte einer noch unversehrten Grabstätte. — Nach behutsamer Abräumung der darunter liegenden Erdschichte wurde eine Steinkiste sichtbar, welche aus vier im Rechtecke zusammengestellten, an der Außenwand durch große Rollsteine gestützten, ungefähr vier Zoll dicken Kalksteinplatten gebildet war, die einen Raum von 1½ Schuh Höhe und 2 Schuh Geviertmaß umschlossen.

In der Erde, mit welcher die Steinkiste ausgefüllt war, entdeckten die glücklichen Finder alsbald 4 schwarze Reife, — die Ränder von eben so vielen großen Urnen aus schwarzem Thone, welche nun mit möglichster Vorsicht und zur angenehmen Ueberraschung der zahlreich anwesenden Badegäste herausgehoben wurden. — Zwei waren ganz unbeschädigt und mit Erde und halbverbrannten Knochenresten gefüllt, die dritte war ziemlich wohlerhalten, nur am Boden verwittert und ausgefressen; die vierte zerfiel beim Ausheben in mehrere Trümmer. In einer der Urnen fand man auch eine wohlerhaltene 7 Zoll lange Broncenadel mit schön ciselirtem Kopfe. Auf dem Boden der Steinkiste, der gleichfalls aus Kalksteinplatten bestand, wurden die Bruchstücke von Waffen aus oxydirter Bronce entdeckt, welche unter den Urnen gelegen hatten. — Es war ein in 5 Stücke zerbrochenes Schwert aus Bronce mit broncenem Griffe und ein in 3 Theile zerbrochenes großes Messer, gleichfalls aus Bronce, ähnlich einem großen, leicht gekrümmten Fleischmesser, unten in einen Schuh zum Aufstecken auf einen Schaft auslaufend; daneben lag eine dünne broncene Platte in Form eines Kreisabschnittes mit einem am Rande aufgenieteten kleinen Bronceplättchen und zwei Fragmente eines Stiftes aus Bronce. —

Durch dieses, alle Erwartungen übertreffende Resultat ermuthigt, benützte Herr v. Luschan die letzten Tage seines Aufenthaltes im Warmbade noch zur Untersuchung einiger Hügel, deren 17 er im Ganzen öffnete. In allen zeigten sich die unverkennbaren Spuren früherer Durchwühlung; einige kleinere waren ganz leer, andere enthielten außer regellos durcheinander geworfenen größeren und kleineren Kalksteinblöcken kein technisches Anzeichen einer dagewesenen Leichenstätte; fast alle waren ohne Ueberreste irgend einer artistischen Beigabe. Nur in einem Hügel fand Herr

v. Luschan eine solche noch durch zwei eiserne Speer-Spitzen und einen Kelt aus Eisen vertreten, welche zwischen ordnungslos zerstreuten Steinen lagen; in zweien anderen wurden Topfscherben vorgefunden; zwei Hügel enthielten nebst zahlreichen Kalkrollsteinen je eine zertrümmerte Platte, deren eine aus grauem Kalkschiefer, die andere aber aus dem im Gailthale brechenden grauen Thonschiefer (Dachschiefer) bestand.

Ueber die Bitte, welche der Schreiber dieser Zeilen an Herrn von Luschan richtete, ließ dieser sich gütig bereit finden, dem kärntnerischen Geschichtvereine einen Theil seiner Funde: eine der beiden unbeschädigten Urnen, die zerbrochene Urne (die später bis auf wenige fehlende Fragmente restaurirt werden konnte), und eine eiserne Lanzenspitze — als Geschenk zu überlassen. Die dem Herrn Professor Reiner Graf gegebene Zusage, auch das Broncemesser dem Vereine abtreten zu wollen, wurde leider nicht erfüllt. — Die am Boden schadhafte Urne überließ Herr v. Luschan dem Badbesitzer Herrn Walter, der als Bürgermeister der Gemeinde, welche die Eigenthümerin des Terrains am Plateau ist, mit freundlichster Bereitwilligkeit sowohl ihm, als später dem Geschichtvereine die Nachgrabungen gestattete und dies auch bei der Gemeinde vertrat; die übrigen Fundgegenstände beabsichtete Herr v. Luschan dem anthropologischen Vereine in Wien zu übergeben.

Was den Typus dieser interessanten Alterthümer betrifft, so dürfte wohl kaum ein Zweifel darüber zu erheben sein, daß sie keltisch sind. Die beiden römischen Münzen, die übrigens nicht in der Steinkiste oder in deren unmittelbarer Nähe, sondern um mindestens 2 Fuß höher in der darüber liegenden Erdschichte entdeckt wurden, dürften mit dem Inhalte der Kiste wohl nicht in Beziehung zu bringen, sondern später durch Zufall dahin gekommen oder, möglicherweise, geflissentlich dort vergraben worden sein. — Die beiden nun im Besitze des Geschichtvereines befindlichen Urnen sind weit ausgebauchte Töpfe aus ordinärem schwarzem Thone, augenfällig mit freier Hand, ohne Anwendung der Drehscheibe, verfertigt. Die größere ist 7½" hoch mit 10" Bauch- und 8" Halsweite; die kleinere hat bei einer Ausbauchung von 9" und einer Halsweite von 6" eine Höhe von 6½". — Die Lanze hat 8½" Länge. — Wer Anticaglien aus Kelten-Gräbern in Originalien oder in Abbildungen gesehen hat, wird über den Zeitraum, dem unsere Alterthümer angehören, kaum in Zweifel gerathen.

Daß dieser Fund vielseitiges Interesse erregte, ist selbstverständlich.

Der Ausschuß des Geschichtvereines beschloß, nachdem man sich genaue Kenntniß der ganzen Sachlage an Ort und Stelle verschafft hatte, sofort in jenen Hügeln, welche nicht von den Herren Grafen Wurmbrand und von Luschan geöffnet wurden, Untersuchungen anstellen zu lassen. Es wurden mit 10 Arbeitern unter sorgfältiger Beaufsichtigung noch 30 Hügel durchforscht und zwar 8 auf der südlichen, 22 auf der nördlichen Seite des Plateau's, nachdem die Arbeiten des Grafen Wurmbrand ausschließlich auf die südlich gelegenen Hügel beschränkt waren und auch die Herren von Luschan ihre Nachgrabungen größtentheils auf diesem Terrain ausgeführt hatten.

Die Ergebnisse dieser Forschungen entsprachen in materieller Beziehung kaum den bescheidenen Erwartungen, die man nach den Resultaten der vorausgegangenen Untersuchungen hegen durfte. Sie scheinen aber die bereits ausgesprochene Ansicht zu bestätigen, daß hier eine keltische Leichenstätte bestanden hatte, daß aber die meisten der noch vorhandenen Hügelgräber bereits vor längerer Zeit — ob bei Gelegenheit der Vorarbeiten für den „Napoleons-Garten", oder schon früher, läßt sich nicht mehr ermitteln, — geöffnet, im Inneren durchwühlt und ihres Inhaltes beraubt worden seien, und lassen vermuthen, daß der von Herrn v. Luschan ausgebeutete inhaltreiche Leichenhügel damals, wahrscheinlich nur durch Zufall, unberührt geblieben sei; — sie schließen aber die Möglichkeit nicht aus, daß in mehreren dieser Grabhügel schon ursprünglich keine Aschenkisten errichtet, sondern die Todten-Urnen mit oder ohne Beigaben einfach in die Erde eingesetzt und dann auch mit solcher überdeckt worden seien, wie dies in den zahlreichen keltischen und germanischen Todtenlagern in Deutschland, in der Schweiz und auch in der unteren Steiermark (Humersdorf bei Radkersburg; Umgebungen von Mureck) häufig vorkömmt; — sie geben jedoch auch der Annahme Raum, daß bei jener, durch den äußeren und inneren Zustand der meisten Hügel erwiesenen, ersten Durchgrabung derselben die dermalen in einigen vorgefundenen Gegenstände aus Bronce und Eisen zufällig unbeachtet geblieben oder mit der ausgegrabenen Erde wieder zurückgeworfen worden sein könnten. Unter den über Anordnung des Geschichtvereines aufgedeckten 30 Hügeln ergaben nur 6 eine erwähnenswerthe Ausbeute und nur 2 enthielten noch Merkmale dagewesener Steinkisten. In 2 Gräbern fand man nebst ziemlich vielen Scherben verschiedener Thongeschirre und Knochenresten je eine unbeschädigte Fibula aus stark oxydirter Bronce von jener eigenthümlichen, — sagen wir, der Gestalt eines lateinischen C

ähnlichen — Form, welche die keltischen Fibeln vorzugsweise haben, beide mit noch elastischen Nadeln, an deren einer ein zusammengewundener dünner Broncedraht hängt; in einem dritten Hügel wurden mit Topfscherben und Knochentheilchen die Bruchstücke zweier ähnlicher Hafteln aus Bronce ausgegraben, hienebst kleine Stücke schneckenförmig gerollten feinen Broncedrahtes, ähnlich den in Keltengräbern nicht selten vorfindigen, aus bedeutend stärkerem Drahte gebildeten Kleiderhaften, wie z. B. eine aus den Gräbern bei Hallstadt stammende im Antiken-Kabinete des hiesigen Geschichtvereines sich befindet. Neu und interessant ist die äußere Verzierung eines großen dünnwandigen Geschirres, dessen ziemlich zahlreiche Scherben in diesem Hügelgrabe gefunden wurden, nach welchen zu schließen, selbes eine weit ausgebauchte Urne mit sehr kurzem Halse und nach Außen übergebogenem Rande gewesen sein dürfte. Sie war aus ziemlich feinem schwarzgrauem Thone verfertigt; die Außenseite des Bauches war mit rothem Eisenoker überzogen und mit rautenförmigen Zeichnungen aus Graphit bemalt.

Eine besonders interessante Anticaglie wurde in einem Hügelgrabe der südlichen Gruppe gefunden: ein thönerner Spinnwirtel, auf welchem verschiedene, nicht zu entziffernde Charaktere eingegraben sind, deren einzelne entfernte Aehnlichkeit mit Runen oder altphönizischen Buchstaben haben. Aehnliche Geräthstücke aus Thon, gleichfalls mit unverständlichen Zeichen bedeckt, sollen sich zuweilen in den Hügelgräbern des nördlichen Deutschlands vorfinden. Seltsamer Weise lieferte auch unser Helenenberg einen ganz ähnlichen Spinnwirtel aus den Ruinen einer Grabstätte. Ein Hügel auf der nördlichen Seite enthielt nebst Topfscherben 2 thönerne, birnenförmige, am oberen Ende mit einem Loche versehene Gewichte, wie deren mehrere auch auf dem Helenenberge und am Zollfelde, sowie in den Ruinen eines antiken Gebäudes nächst Lind am Ulrichsberge gefunden worden sind. Sie dürften an Webestühlen in Verwendung gewesen sein.

In einem der südlich stehenden Hügel fanden sich die aus Kalksteinplatten gebildeten Wände der Aschenkiste vor, die übrigens ganz leer war; die Deck- und Bodenplatte fehlten. — Auch in der nördlichen Hügelgruppe traf man die Reste einer Steinkiste. Hier lag die muthmaßliche Bodenplatte — eine beiläufig 1½ Schuh lange und 1 Schuh breite Kalksteinplatte von ungleicher, aber sehr ansehnlicher Dicke, noch in horizontaler Richtung; übereinander liegende derbe Kalksteine schienen die Wände der Kiste oder deren Stützen gewesen zu sein.

Die Hügel auf der Nordseite des Plateau's stehen weder in geregelten Reihen, noch sonstwie geordnet; in der südlichen Gruppe sind zwei der größten Hügel in ziemlich regelmäßigen Kreisen je von mehreren kleineren (6—8) umstanden. Herr Graf Wurmbrand hat die beiden großen Hügel öffnen lassen; sie wurden ohne irgend einen Inhalt besonderer Art gefunden.

Wenn man die Hügelgruppen nächst dem Villacher Warmbade und ihren Inhalt mit den altgermanischen, vorkeltischen und keltischen Todtenstätten anderer Länder, insbesondere mit denen des nördlichen Deutschlands, der Schweiz, der Steiermark u. a. vergleicht, kann man nicht in Zweifel stehen, daß auch diese Hügel nichts anderes, als ein aus vorrömischer Zeit stammendes — auf die, freilich ziemlich in Dunkel gehüllte, Vorgeschichte unseres Heimatlandes Kärnten gestützt, können wir unbedenklich sagen — ein keltisches Todtenlager seien. Auch hier zeigt sich übrigens das interessante, auch andernorts häufig beobachtete Vorkommniß, daß an einer und derselben Stelle Steingeräthe neben Bronce und Eisen vorgefunden wurden, was natürlich eine nähere Bestimmung des Alters dieser Leichenstätte nicht zuläßt.

Erwähnenswerth ist, daß dieses Todtenfeld von der traditionell sogenannten „Römerstraße" durchschnitten wird, deren Charakter als solche zwar vielfältig angefochten und deren Ursprung in einen unseren Tagen viel näher stehenden Zeitraum verlegt wird. Unläugbar aber hat jedenfalls die Art und Weise, wie hier die Wagenspuren in dem Kalkfelsen eingeschnitten sind, sehr große Aehnlichkeit mit den Geleisen der, über ganz gleiches Gestein geführten Caesarstraße auf der Plekenalpe und da man an die Stelle der heutigen Stadt Villach die römische Wegstation Santicum setzt, an welcher vorüber der Straßenzug von Virunum nach Aquileja angenommen wird*), dürfte die weitere Annahme, daß die Richtung desselben bei der damals sehr wahrscheinlichen Versumpfung des Thalgeländes durch den Gailfluß über die Hochebene nächst dem jetzigen Warmbade geführt habe, Vieles für sich und einen höheren Werth, als den einer bloßen Hypothese haben.

G.

*) Gottlieb Freiherr von Ankershofen: „Handbuch der Geschichte des Herzogthumes Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern; 1. Band, Seite 564 u. f.

Bemerkungen über zwei römische Stein-Inschriften von Semlach.

An den südöstlichen Ausläufern des Hüttenberger Erzberges wurde nächst der Ortschaft Semlach, welche auf einem schmalen Bergrücken zwischen dem Lölling- und Görtschitzbache liegt, im heurigen Frühjahre vom Bauer Stubner beim Ackern ein Römerstein mit nachstehender Inschrift gefunden:

ADIVTORINO
ADIVTORIS·ET
BRIGMENI·E·BA
RBIANI·E·CLIE

Leseart: Adjutorino Adjutoris (Filio) et Brigmeni et Barbiani et Cliae (hoc monumentum positum est).

Deutsch: Dem Adjutorin, Sohn des Adjutor, dann dem Brigmen und Barbian und der Elia wurde dieser Gedenkstein oder dieses Denkmal gesetzt.

Der Gründer dieses Denkmals hat sich nicht genannt. Der Name Brigmen ist sicher keltisch.

Dieser Gedenkstein ist sehr roh ausgearbeitet, die Schrift unregelmäßig, denn die einzelnen Buchstaben sind theils groß, theils klein und schlecht gesetzt; die Einrahmung der Schrift ist nicht rechtwinkelig, und besonders die obere Randleiste schief gezogen.

Sämmtliche Namen, die auf diesem Steine vorkommen, gehören wahrscheinlich 4 Sklaven an, weil bei Allen die Vornamen fehlen, und dieses Denkmal überhaupt sehr ärmlich ausgestattet erscheint.

Schon vor vielen Jahren wurde im Orte Semlach im Keller einer Bergknappen-Keusche ein römischer Schriftstein mit folgender Inschrift gefunden:

GEMELVS
QVARTI·FIL
ET·QVINTILLA
QVINTI·FIL
VIVI·SIBI·F

Leseart: Gemelus Quarti Filius et Quintilla Quinti Filia vivi sibi fecerunt.

Deutsch: Gemelus, Sohn des Quartus, und Quintilla, Tochter des Quintus haben dieses (Denkmal) sich bei Lebzeiten gesetzt.

Auch in Bezug auf diese beiden Personen, wahrscheinlich ein Ehepaar, darf angenommen werden, daß sie Sklaven waren.

Wir sind nun der Ansicht, daß die auf diesen zwei Schriftsteinen genannten Personen Arbeiter in den Eisen-Minen des Erzberges zwischen den heutigen Ortschaften Hüttenberg und Lölling, oder aber bei den dortigen Schmelzwerken gewesen seien, und glauben hiefür nachstehende Gründe anführen zu können:

Jene römischen Schriftsteller, deren Werke erst nach der Eroberung Norikums erschienen sind, erwähnen ausdrücklich den Reichthum und die Vortrefflichkeit des norischen Eisens*); daß unter den norischen Eisen-Minen auch jene ob dem heutigen Hüttenberg und bei Semlach am Erzberge begriffen gewesen sein mußten, ergiebt sich schon aus dem Umstande, daß in Hüttenberg und Semlach römische Schriftsteine gefunden wurden, ferner, daß Strabo der berühmten Eisenfabriken in der norischen Stadt Noreja (in der Gegend des Marktfleckens Neumarkt in Obersteier nahe bei Hüttenberg) erwähnt**) und daß Albert v. Muchar in seinem „altkeltischen Noricum" anführt***), „die Eisengruben zu Hüttenberg, Neuberg in Obersteiermark und Reichenau nächst dem Sömering seien nach dem Ausspruche großer Kenner der innerösterreichischen Bergwerke die allerältesten."

Nun ergeben sich über die Fundorte der zwei obigen Semlacher Inschriftsteine auch noch folgende bemerkenswerthe Umstände: In der Nähe dieser Orte befindet sich eine Eisenschlacken-Halde, bei 120 Klafter lang, 80 Klafter breit und 8 Fuß mächtig, deren Bestandtheile bereits zu einem festen Conglomerat gekittet sind. Die Verwitterung dieser Eisenschlacken ist bereits so weit vorgeschritten, daß sie schon wahren Braunerzen ähnlich geworden sind. Wenn nun erwogen wird, welch' lange Zeit eine derartige chemische Zersetzung blosliegender Schlacken braucht und welcher Zeitraum erforderlich ist, um selbe zu einem festgebackenen Con-

*) Von diesen römischen Schriftstellern nennen wir: den Ovid, Metamorph. L. 14. 711—713; Horaz L. I. Od. 16. V. 9; Martial, Epigr. 55; Petronius Arbiter in Frg. p. 267; Plinius, L. 34. C. 14; u. Sidonius Apollinaris, V. 49.

**) Strabo sagt: L. V. p. 148 unter Anderen „Habet is locus (Noreja) auri lavacra et secturas ferri praeclaras".

***) A. v. Muchar, altkelt. Noricum, steirische Zeitschrift, III. Heft, Seite 27, Note a.

glomerate zu verkitten: so muß man auf einen sehr fernen Zeitpunkt schließen, in welchem an diesem Platze ausgedehnte Hüttenwerke errichtet und die Eisenerze des Erzberges geschmolzen und verarbeitet worden seien.

Ueber das hohe Alter dieser Schlacken hat sich auch der Berg- und Hütteninspektor, Herr Ferdinand Seeland, welcher in diesem Gegenstande ein competentes Urtheil als Fachmann abgeben kann, übereinstimmend ausgesprochen.

Wenn nun diese Schlacken möglicherweise auch nicht aus der vorrömischen Keltenzeit herrühren sollten, so datiren selbe aber gewiß aus der Periode der Römerherrschaft, da hiefür sowohl die Angaben der römischen Inschriftsteine in Semlach und zweier noch jetzt im Markte Hüttenberg befindlichen Steine mit römischen Inschriften sprechen.

Es dürfte also aus dem bisher Ausgeführten die nicht unbegründete Vermuthung hervorgehen, daß die vier auf dem einen Semlacher Steine vorkommenden Individuen bei einem Schmelzwerke am Erzberge — nachdem ihr Gedenkstein in der Nähe der Schlacken gefunden wurde — gearbeitet haben mochten.

Da eben gegenwärtig bei Semlach Nachgrabungen vorgenommen werden, dürften diese im besprochenen Gegenstande noch weitere und vielleicht interessante Aufschlüsse geben.. J.

Eisen- und Bleipreise.

Auf dem Eisenmarkt ist keine wesentliche Aenderung eingetreten. Aus allen eisenproducirenden Ländern lauten die Berichte günstig. „Selten — wenn überhaupt jemals — war der Eisenhandel in Schottland so allgemein thätig und geschäftig in jedem Zweig. Die Production der schottischen Hochöfen wird noch warm pr. Bahn zu den Schiffen gebracht, die selten in der vorgeschriebenen Zeit ihre Ladung erhalten. — In Cleveland ist die Nachfrage nach Eisen nicht zu befriedigen und werden keine Contracte zu normalen Preisen gebucht in der zuversichtlicher Erwartung wesentlicher Preissteigerung. Die französischen Eisenwerke der Nordprovinzen sind wieder lebhaft beschäftigt, und dasselbe gilt von den deutschen Eisenhütten. Belgien jedoch leidet unter den Arbeiterverhältnissen und Mangel an Transportmitteln. Die dortigen Schienenfabriken warten zu, um durch hohe Preise in die Lage zu kommen, den übermäßigen Forderungen der Arbeiter zu genügen. In Oesterreich geben die Eisenbahnen und Maschinenfabriken reichliche Bestellungen, und hat der günstige Herbst die Bauzeit verlängert und somit den Bedarf an Baueisen vermehrt.

Eisenpreise: Köln: Der Zoll-Ctr. Holzkohlen und Spiegeleisen fl. 3—4·14. Coksroheisen aff. fl. 2·64, graues fl. 2·88, Schottisches Nr. 1 fl. 2·64, Stabeisen

grobes fl. 6—8·40; Schlesisches: Cokesroheisen fl. 2·45—2·50, Holzkohlenroheisen fl. 2·83—2·88, Stabeisen gewalzt fl. 5·25, geschmiedet fl. 6·25 Wien: Schottisches Roheisen Coltneß I fl. 4 III 3 80, englisches I 3·48; III 3·39, ungarisches fl. 3·90. Rheinisches Spiegeleisen I fl. 5·35.

Seit October stehen die Eisenpreise auch in Kärnten höher und zwar: Holzkohlenroheisen weiß und halbirt fl 3·85, Blattein fl. 4.15, Gießereiroheisen fl. 4·15, Bessemereisen 4·75, Cokesroheisen fl. 3·50 ab Eisenbahnstation des Hochofens, Stabeisen grobes fl. 8·48. Für ein Silberagio von 117 berechnen sich die Preise von halbirten Roheisen auf fl. 3·29, von Stabeisen auf fl. 7·24.

Die Bleipreise behaupteten sich auf ihren alten Stand. Köln: Raff. Weichblei fl. 9·38—9·88, Hartblei 9·38, Oberharzer ab Hütte fl. 9·63, Freiberger fl. 9·25· Tarnwitzer ab Hütte fl. 8·75. Berlin: Schlesisches 10 fl., spanisches fl. 12—12·75, Bruchblei fl. 8—8·25. Kärnten: Bleiberger 13·83, Raibler 13·17; auf Silber berechnet: Bleiberger Blei fl. 11·82, Raibler fl. 11·26.

Getreidepreise vom September, October und November 1871.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt September:	5.96	3.95	3.09	1.80	3.62	3.83
Pest	6.29	3·60	2.70	1.77	—	4.10
Wiener-Neustadt	6 54	3.72	2.83	2.18	—	4.20
Wels	6.69	3.80	3.32	1.93	—	4.40
Klagenfurt October:	6.20	4.23	3.10	1.91	3.09	3.40
Pest	6.74	3.86	2.98	1.92	—	4.15
Wiener-Neustadt	7.09	4.11	3.13	2.25	—	3.78
Wels	7.02	4.16	3.52	2.06	—	4.70
Klagenfurt am 23. November	6.37	4.49	3.35	1.92	3.20	3.24

Klagenfurter Lebensmittel-Durchschnittspreise.

1 W.-Pf.	Rindschmalz	Butter	Speck geselcht	roh	Schweinschmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	55	52	46	42	44	5½

1 Pfund Rindfleisch 24—28 kr.; 1 Pfund Kalbfleisch 32—36 kr.
1 Klftr. Brennholz 12" lang, hartes fl. 4.50—4.70, weiches fl. 3.30—3.40
1 „ „ 30" „ weiches fl. 5.40—5.50
1 W.-Zentner Heu, mindeste Qualität fl. 1.00 beste 1.40.
1 „ Stroh, „ „ „ 0.90., „ 1.15.
Silberagio: September 119.12, October 117.75, vom 1. — 24. November 116.65.

Inhalt.

Redaction: Leodegar Canaval und A. Ritter v. Gallenstein.
Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.

# Carinthia.

Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung

Herausgegeben vom

Geschichtvereine und naturhistorischen Landesmuseum in Kärnten.

№ 12. Einundsechzigster Jahrgang. 1871

Die geschichtlich merkwürdigen Orte an der Eisenbahn von Klagenfurt nach Lienz in Tirol.

Skizze vom k. k. Oberlandesgerichtsrathe Michael F. v. Jabornegg-Altenfels.

Die Eisenbahnstrecke von Klagenfurt nach Lienz, welche am 19. November d. J. von Kärnten aus festlich befahren wurde, bietet außer den schönen Landschaftsbildern auch so viele geschichtliche Merkwürdigkeiten, daß es jeden gebildeten Reisenden gewiß interessiren wird, diese letzteren kennen zu lernen. Wir nehmen zum Gegenstande unserer Besprechung nur jene Punkte, welche von der Bahn aus gesehen werden können, und werden uns, da diese Mittheilungen nur historische Skizzen sind, möglichst kurz fassen.

Wenn wir den Klagenfurter Bahnhof mit dem Zuge verlassen, erblicken wir gegen Südwest das einstige Cisterzienserstift Viktring. Die ältesten Mönchsklöster, über deren Stiftung keine Urkunden vorhanden waren, pflegten über deren Gründung einen Codex der Ueberlieferungen (traditionum) in der üblichen Form der Kloster-Saalbücher zu führen. So verhielt es sich auch mit Viktring, über dessen Ursprung wahrscheinlich von einem der Aebte, dessen Namen wir nicht kennen, der Codex geführt wurde. Nach Inhalt dieser Aufzeichnung datirt die Stiftung der Abtei und Kirche aus der Zeit von 1140 bis 1142, als Conrad II. deutscher Kaiser, Conrad Erzbischof von Salzburg und Hermann Herzog von Kärnten war.

Als Stifter werden Graf Bernhard von Sonnenburg*) aus dem Hause Sponheim und seine Gemahlin, Gräfin Kunigunde, bezeichnet.

Ihr Neffe Heinrich bestand, nach der Ueberlieferung, in Paris das Ordal des Kampfes mit einem Löwen und ward dann Abt des Cisterzienserklosters Villars im Bisthum Metz in Lothringen, von welchem Siege das Kloster Viktring den Namen Maria de Victoria erhalten haben soll.

Der Stifter Graf Bernhard ersuchte nun seinen Neffen Heinrich, ihm aus Villars eine Mönchscolonie für das neu gestiftete Kloster zu senden, welchem Wunsche dieser auch entsprach. Diese Mönche gingen im Jahre 1142, am Ostermontage, von Villars nach Viktring ab. Graf Bernhard dotirte dann das neue Kloster mit Gütern, darunter auch einen Weingarten bei Viktring. Im Jahre 1783 erfolgte dessen Aufhebung.

Wo der Canal von Klagenfurt in den Werdersee mündet, steht auf einer Halbinsel das Kirchlein Maria Loretto und das zum fürstlich Rosenberg'schen Fideicommisse gehörige Schloß, vor 200 Jahren noch ein Prachtbau im Geschmacke jener Zeit, wo dem Kaiser Leopold I. eine Regatta am See zur Feier seiner Huldigung in Kärnten gegeben wurde.

Rechts von der Eisenbahn sehen wir auf einem steilen Bergabhange das Schloß Freienthurn; ein zweites Schloß in der Nähe hieß Rothenthurn, welches aber demolirt worden ist. So weit bekannt, gehörte Freienthurn im 17. Jahrhunderte dem Edlen Michael v. Thalheim und Rothenthurn dem Georg Seifried v. Thalheim. Später gelangte Freienthurn an das gräflich Grottenegg'sche Fideicommiß. Im Jahre 1817 wurde dasselbe im Licitationswege an Mathias Freiherrn v. Koller verkauft, und der Kaufschilling bildete dann ein Geldfideicommiß für den Graf Grottenegg'schen Fideicommißbesitzer. Im Jahre 1820 ging dieses Schloß an Ignaz v. Jabornegg, dann im Jahre 1823 an die Wittwe Marianna Kerschbaumer v. Treuenfeld, und endlich im Jahre 1842 an Johann v. Rainer zu Haarbach käuflich über, dessen Erben es noch besitzen.

In der Nähe von Freienthurn befindet sich die den Erben des Johann v. Rainer gehörige Schrott- und Menningfabrik zu Gurlitsch,

*) Das in der Vorzeit bestandene Schloß Sonnenburg lag ob Malentein, insgemein Malta, bei Gmünd in Oberkärnten.

fest an der Eisenbahn am Werdersee; eine kurze Strecke davon steht der „Stationshof Krumpendorf".

Von diesem Stationshofe aufwärts kömmt der Zug sogleich zum Schloß und zu den Wirthschaftsgebäuden, früher Eigenthum des verstorbenen Thaddäus von Lanner, eines der ersten Oekonomen Kärntens.

Auf der Weiterfahrt sieht man von der Bahn aus über dem Werdersee auf einem bewaldeten Berge die Burgruine Reifnitz und das St. Margarethen-Kirchlein.

Als im IX. Jahrhundert die Mark Karantanien — davon das heutige Kärnten einen Theil bildete — dem Reiche Baiern zugetheilt wurde und die Güter der slavischen Landesherzoge an die deutschen Kaiser übergingen, wurden viele derselben an Dynasten aus deutschem Stamme als Beneficien verliehen. Ein solches Fiscalgut war damals auch der Hof Reifnitz (Curtis Ribniza) am Werdsee*), welcher slavische Ortsname Fischdorf bedeutet. Als erster Besitzer dieses Hofes ist uns geschichtlich Graf Berthold II., Sohn des baierischen Pfalzgrafen Arnolf, aus dem mit den Karolingern verwandten Geschlechte der Schiren oder Scheiern bekannt, welchem das jetzige königliche Haus der Wittelsbacher entstammt.

Dieser Berthold hatte in der Schlacht der Deutschen gegen die Ungarn am Lechfelde bei Augsburg im Jahre 955 den ungarischen Heerführer vom Anzuge des deutschen Königs Otto I. mit dem Reichsheere in Kenntniß gesetzt, um ihn vor einem Ueberfalle zu warnen. Zur Strafe für diesen Verrath verwies K. Otto den Grafen Berthold auf die Reisensburg in Schwaben und zog viele Stammgüter des Hauses Scheiern ein. Später verzieh ihm K. Otto, verlieh ihm die Gaugrafenwürde und beschenkte ihn wieder mit Gütern, unter denen sich auch der Hof Reifnitz in Kärnten befand. Diesen Hof besaß dann auch Berthold II. mit seiner Gemahlin Kunigunde, worauf dann derselbe auf deren Sohn Askuin überging. Da letzterer sich gegen K. Otto II. aufgelehnt hatte, ward er wegen Hochverrathes abgeurtheilt und des Gutes Reifnitz für verlustig erklärt. Seine Mutter Kunigunde blieb zwar im lebenslänglichen Besitze dieses Gutes, allein nach ihrem Tode verlieh es der Kaiser über Ansuchen des Bischofes Albuin von Brixen diesem Hochstifte, bei welchem es einige

*) Werd ist die richtige Schreibart, denn Werd oder Werder heißt im Altdeutschen eine Insel oder Halbinsel; auf letzterer steht die Kirche Maria Werd nud davon erhielt der See seinen Namen.

Jahrhunderte blieb. Im XV. Jahrhundert erscheint das Besitzthum Reifnitz als ein landesfürstliches Eigen, welches Kaiser Max I. den Brüdern Sigmund und Wolfgang von Keutschach um 2600 fl. rheinisch verkaufte. Reifnitz blieb bis in die Mitte des XVII. Jahrhunderts im Besitze der Familie Keutschach, worauf es dann an die damals gräfliche Familie Rosenberg käuflich überging.

Bald ist das Margarethen-Kirchlein im schnellen Laufe des Eisenbahnzuges hinter einem bewaldeten Vorgebirge verschwunden und wir erblicken am selben jenseitigen Seeufer auf einer Halbinsel die altersgraue Kirche Maria Werd auf einem felsigen Hügel. Die jetzige Pfarrkirche zeigt die Bauart zweier Zeitalter; der östliche gothische Theil wurde Mitte des XVI. Jahrhunderts erbaut, da am südlichen Haupteingangsthor rechts an der Wand das Bild des Baumeisters mit dem Maurerzeichen und der Jahrzahl 1540 im Stein ausgehauen ist. Der westliche Theil der Kirche dagegen hat noch romanischen Bau. In dieser Kirche waren einst die Gebeine der Märtyrer Primus und Felician verwahrt, wurden aber später nach Stein in Krain in die dortige Franziskanerkirche übertragen.

Die Zeit der Gründung dieses Gotteshauses ist unbekannt, sie muß aber schon sehr früh erfolgt sein, weil diese Kirche nach geschichtlichen Urkunden schon im IX. Jahrhundert dem Bisthum Freising gehörte.

Die erste Meldung des Ortes Werd enthält eine Tauschurkunde des Bischofs Arnold v. Freising mit dem edlen Manne Gotescalc vom Jahre 883, vermöge welcher diesem letzteren eine Hube in Werd überlassen, dagegen von Gotescalc dem Bischofe eine Hube im Orte Rasa (Rosegg) gehörte eingeräumt ward.

Im Jahre 891 schenkte Kaiser Arnulf mit Diplom der Kirche zu Freising und den Märtyrern Primus und Felician in Werd eine in Sklavinien bei dem kaiserl. Hofe Liburna (heute St. Peter im Holz ob Spital) gelegene Kapelle.

Im Jahre 906 übergab ein edler Mann, wie es in der Urkunde heißt, Namens Georg, dem Bischof Waldo v. Freising am Orte Werd Alles, was auf den Höhen dieses Ortes seiner Gattin Tunza gehöre, dagegen behalte er sich das Recht bevor, dort in geweihter Erde die Grabstätte für sich und seine Gattin zu wählen.

Im Jahre 974 stiftete Bischof Abraham v. Freising eine Collegiatkirche in Maria Werd, welche aus einem Probste und 5 Canonikern bestand.

Im XI. Jahrhundert ergaben sich wegen Ausübung des Rechtes zum Zehentbezuge zwischen den Hochstiftern Freising und Salzburg Conflicte, welche endlich im Vergleichswege beigelegt wurden.

Aus Urkunden der Sponheimer Herzoge von Kärnten entnehmen wir die interessante Notiz, daß im XII. Jahrhunderte an den nördlichen Ufern des Werdsee's an den sonnigen Geländen zwischen Pörtschach und Krumpendorf Weingärten bestanden. Der erzielte Wein mag wohl sauer gewesen sein, allein er genügte doch, weil der Transport beim Mangel an fahrbaren Straßen von Italien und Untersteiermark durch Saumpferde zu kostspielig war und auch der Wein nicht in zureichender Menge herbeigeschafft werden konnte.

Die Kirche und der Klerus von Werd erlitten durch Einfälle und sonstige Beeinträchtigungen des Ritters Otto v. Finkenstein und seiner Vorfahren großen Schaden. Insbesondere war der Probst Heinrich von Werd, Hofkaplan des römischen Königs, mit Otto v. Finkenstein wegen den Vogteirechten der Kirche zu Werd in Zerwürfnisse gerathen. Dieser Probst brachte deshalb beim Kaiser Rudolf von Habsburg seine Beschwerde an. Der Kaiser übertrug mit Diplom ddo. Wien, am 5. Jänner 1278 dem Bischofe Berchthold v. Bamberg, der, wie es in der Urkunde heißt, mit den in Kärnten bestehenden Gesetzen und Gewohnheiten vertraut sei, die Beilegung dieser Differenzen, und ersuchte denselben, die streitigen Theile vorzuladen und bemüht zu sein, die zwischen den Parteien obschwebende Streitsache wo möglich im gütlichen Wege beizulegen, oder aber, wenn dies nicht gelingen sollte, durch richterlichen Spruch auszutragen. Der Bischof entschied mit Spruch v. V. Idus Febr. 1278 über Berathung mit weisen Männern, daß Otto v. Finkenstein und seine Erben in Hinkunft weder den Probst von Werd noch die Kleriker nnd Leute dieser Kirche beschweren, sondern sie vielmehr beschützen sollen und sich mit der Gerichtsbarkeit und dem Blutbann in der Besitzung dieser Kirche zu begnügen haben, daß ferner die Machthaber des Finkensteiners keine richterliche Amtshandlung vornehmen oder Todesstrafe verhängen dürfen, außer mit Rath, Beistimmung und in Anwesenheit der Machthaber des Probstes, auch sich kein bewegliches Gut anmaßen und Otto v. Finkenstein sich für sein Vogteirecht über die Kirche zu Werd mit den bisherigen Bezügen begnügen müsse. Der Kaiser bestätigte diesen Schiedspruch mit Diplom ddo. Wien, den VIII. Idus Mai 1278 mit dem Beisatze, daß, wenn Otto v. Finkenstein oder seine Erben oder Leute diesem Ausspruche zuwiderhandeln würden, sie des Vogteirechtes über die Kirche zu Werd

verlustig und überdies als Strafe 100 Mark Denare theils in die kaiserliche Kammer und theils an die Kirche zu Werd zu zahlen verpflichtet wären. Seitdem wurden keine weiteren Eingriffe von den Vögten zu Finkenstein in die Rechte der Kirche zu Werd gemacht.

Im Jahre 1500 wurde dem Matthäus Lang, welchen der Kaiser Max I. in den Adelsstand mit dem Prädikate: „von Wellenburg" erhoben hatte und der in der Folge zur Würde eines Erzbischofes von Salzburg gelangte, von eben diesem Kaiser die Probstei zu Werd verliehen; da jedoch Lang Abt von Viktring zu werden wünschte, so wurde im J. 1501 über Begehren des Kaisers am Samstage vor Katharina durch des Kaisers Räthe zwischen dem damaligen Abte Johann von Viktring und dem Propste Lang von Werd ein Tauschvertrag abgeschlossen, demzufolge der Abt auf seine Abtenwürde gegen dem verzichtete, daß der Probst Lang die Probstei zu Werd ihm mit allen Nutzungen übergebe, eine jährliche Pension von 200 fl. bezahle, zum Baue einer Wohnung in Werd 200 fl. Hilfsgeld reiche und ihm Wein und Getreide nebst Silbergeschirr und Einrichtung ꝛc. nach Werd in der im Vertrage angegebenen Quantität liefere.

Im XVII. Jahrhundert wurde die Probstei in Maria Werd nach einem mehr als 600jährigem Bestande aufgelöst und deren Güter mit der Herrschaft Pörtschach vereinigt.

Auf der Bahn gelangen wir nun nach P ö r t s c h a c h am Ufer des Werdsee's. Auf dem bewaldeten Berge nordwestlich hinter dieser Ortschaft befinden sich die Ruinen der einstigen Veste Seeburg und Leonstein, einst dem Geschlechte der Ritter Peuscher gehörig, welche Burgen sammt dem Schlosse im Dorfe nebst Zugehör später ein Eigenthum des Jesuiten-Ordens wurden und jetzt dem Stifte St. Paul gehören. Pörtschach ist seit einigen Jahren ein gesuchter Ort von Sommerfrisch- und Badegästen.

In 20 Minuten ist der Bahnzug in dem wegen seines Seebades auch häufig besuchten Orte V e l d e n am oberen Ende des Werdsee's von Pörtschach eingetroffen. Am Seeufer sieht man ein größeres Gebäude mit Eckthürmen und einem Balkon; dies war vor 200 Jahren ein stattliches, zweistöckiges Schloß, das zum Fideicommisse der kärntnerischen Linie der Grafen Dietrichstein gehörte, im vorigen Jahrhunderte aber abbrannte und dann verkauft wurde.

Wenn der Zug die Wasserscheide beim Orte Lind erreicht und die Landstraße dort gekreuzt hat, sieht man zur Rechten nördlich auf einer

Anhöhe die Kirche St. Georg am Sternberg, wo zur Römerzeit ein Tempel der Junonen — Genien, Schutzgeister — stand. Von dieser Kirche blos durch eine Schlucht getrennt, stehen auf einem Felsplateau die Ruinen der einstigen Burg Sternberg, einst den Grafen dieses Namens gehörig. Der letzte dieses Namens, Graf Walter von Sternberg, hatte keine männlichen Erben, daher schloß er mit dem Grafen v. Ortenburg einen Erbvertrag, vermöge welchem nach seinem Tode seine Burg sammt Grund und Boden an die Ortenburger überging. Nach Aussterben dieser letzteren fiel Sternberg den Grafen von Cilli zu und ging dann nach Ermordung des letzten Cillier Grafen Ulrich an die kaiserliche Kammer über.

Der Personen-Train rollt nun abwärts gegen Gottesthal, wo aus dem Walde rechts das stattliche Schloß Wernberg mit seinen Thürmen und Zinnen von der Anhöhe in das Thal herniederschaut. Der alte und richtige Name dieses Schlosses ist Werdenberg. Urkundlich kömmt dasselbe zuerst im Friedensvertrage des Sponheimer-Herzogs Bernhard von Kärnten als dessen Besitzer und des Bamberger Bischofs Eckbert vom 17. November 1227 vor. Der diesem Vertrage vorausgegangene blutige Streit zwischen diesen Beiden begann wegen Zöllen und endete damit, daß der Herzog das Schloß dem Hochstifte Bamberg abtreten mußte.

Im Anfange des XVI. Jahrhunderts gehörte Wernberg den Khevenhüllern v. Aichelberg, einem Schlosse, dessen Ruinen auf einem isolirten Hügel nicht ferne von Sternberg liegen. Georg Freiherr v. Khevenhüller, Rath des Erzherzogs Karl, Landeshauptmann in Kärnten, Herr zu Landskron und Hochosterwitz, war der Wiedererbauer des bereits baufällig gewordenen Schlosses. Sechszig Jahre blieb es im Besitze der Familie Khevenhüller, dann mußte der letzte Besitzer Paul als Anhänger der neuen protestantischen Glaubenslehre zur Zeit der Regierung des Kaisers Ferdinand II. auswandern und es fiel diese schöne Besitzung dem Fiskus heim. Bei der Veräußerung kam selbe durch Kauf erstlich an die Wagensberg, dann an die Coronini, Eibiswald und Galler. Im Jahre 1672 kaufte diese Herrschaft der Abt Christof von Ossiach, welche bei dem Stifte bis zu dessen Aufhebung verblieb; dann gelangte selbe an F. von Schrattenbach, dann an Freiherrn v. Aukershofen, an Anton Nagele, an Freiin v. Jöchlinger und endlich an die gräfliche Familie Wagensberg.

Nachdem der Train die beiden Draubrücken übersetzt hat, sieht der Tourist aus seinem Waggon jenseits der Drau nahe am südlichen Ge-

birge eine Burgruine herüberschauen; es ist das Schloß Finkenstein, dessen einstige Besitzer wir schon bei Mittheilung der Geschichte von Maria Werd zum Theil kennen gelernt haben. Mit der Geschichte dieses Rittergeschlechtes wollen wir jedoch die Leser verschonen, weil selbe in der Aufzählung beständiger Fehden mit allen Nachbarn besteht. Der letzte dieses Stammes starb im XIII. Jahrhundert.

Nach dem Aussterben der Herzoge von Kärnten aus dem Hause Sponheim nahm König Ottokar von Böhmen, der sich die Nachfolge in dem Besitze Kärntens auf Grund einer aller Rechtsgiltigkeit entbehrenden Urkunde vom Jahre 1269 anmaßte, auch Finkenstein in Besitz, der aber nur bis zum Jahre 1276 dauerte, da auf Befehl des Kaisers Rudolf von Habsburg dem Grafen Meinhard von Tirol die einstweilige Verwaltung Kärntens übertragen wurde.

Zu Ende des XVII. Jahrhunderts wurden die Grafen Dietrichstein Besitzer dieses Schlosses und der dazu gehörigen Güter und diese Herrschaft bildete dann einen Theil des gräflich Dietrichstein'schen Fideicommisses, das noch besteht.

Rechts von der Bahn erscheint allmälig die Ruine von Landskron, früher die schönste Burg in Kärnten, welche im Jahre 1812 durch Blitzschlag abbrannte. Mit geringen Kosten hätte das damals nur der Bedachung beraubte, im Gemäuer aber noch ganz erhaltene Schloß wieder in guten Zustand hergestellt werden können, wenn nicht der damalige Gutsverwalter, der seine Wohnung in diesem Bergschlosse hatte, dem Fideicommißbesitzer Duklas Grafen v. Dietrichstein den Rath ertheilt hätte, zur größeren Bequemlichkeit am Fuße des Schloßberges ein Herrnhaus bauen zu lassen, was zur leidigen Folge hatte, daß die Burg als überflüssig ihrem Schicksale überlassen zur Ruine geworden ist.

Nach dem kärntnerischen Geschichtschreiber Unrest soll diese Burg von den Grafen Sternberg erbaut worden sein und den Namen Jagersberg erhalten haben. Nach dem Aussterben dieses Geschlechtes hatten die Grafen von Cilli sie in Besitz und dann kam sie nach des letzten Cillier Grafen Ulrich Tod an den Landesfürsten. Kaiser Max I. übergab Landskron dem ritterlichen St. Georgsorden, nach dessen Aufhebung diese Veste wieder an den Landesfürsten zurückfiel. Kaiser Ferdinand I. verkaufte selbe dann im Jahre 1542 seinem Rathe und Landeshauptmann in Kärnten Christof v. Khevenhüller um 6000 fl. Nach dem Tode des Johann Freiherrn v. Khevenhüller, der in der Schlacht bei Nürnberg unter dem Schwedenkönige Gustav Adolf im Jahre 1632 fiel, zog Kaiser

Ferdinand II. Landskron ein und schenkte es im Jahre 1639 seinem geheimen Rathe und innerösterreichischen Hofkammer-Präsidenten Sigmund Ludwig Grafen Dietrichstein, bei dessen Nachkommen es als Fideicommiß-Herrschaft bis auf unsere Tage verblieben ist.

Bevor wir in den Bahnhof von Villach einfahren, machen wir einen Blick hinüber auf das Warmbad an dem östlichen Ausläufer der Villacheralpe; auf der Hochebene ober diesem Bade befinden sich viele künstliche Hügel, die das umwohnende Landvolk als „Heidengräber" bezeichnet. Die neuesten dort vorgenommenen Ausgrabungen, bei welchen verschiedene Gegenstände von Bronce gefunden wurden, haben dargethan, daß diese Hügel Gräber aus der vorrömischen Keltenzeit seien.

In wenigen Minuten hält der Zug in Villach. Diese Stadt am Draustrome an der Vereinigung dreier großen Thäler, von hohen Alpen umgeben, hat eine herrliche Lage, welche schon die Römer erkannten und an dieser Stelle die Stadt Santicum erbauten, welche der römische Geograph Ptolomaeus unter den norischen Städten aufzählt. Die erste urkundliche Meldung von Villach geschieht in dem Ossiacher Schenkungsdiplom des Königs Karlmann für das Benediktinerstift Oettingen vom 9. September 878, worin er die Grenzen der Ossiacher Besitzungen bezeichnet und in der Urkunde der Villacher Brücke erwähnt.

Im Jahre 1006 ward Villach in Folge der Schenkung des deutschen Kaisers Heinrich II. ein Theil der Besitzungen des damals gestifteten Bisthums Bamberg in Kärnten und verblieb bei demselben über 700 Jahre.

Die Geschichte der Stadt Villach ist reich an wechselvollen Ereignissen, allein eine Aufzählung derselben würde unsere Aufgabe überschreiten; nur wollen wir noch erwähnen, daß Kaiser Karl V. auf seiner geschichtlich bekannten Flucht von Innsbruck einige Wochen in Villach verweilte, wo er im jetzigen Landerl'schen Hause wohnte. Im Scheidenberger'schen Hause Nr. 18 war der bekannte Arzt und Chemiker Dr. Theophrast Paracelsus in der Wohnung und schrieb eine kurze Abhandlung über das warme Bad bei Villach.

Die im November 1871 eröffnete Bahn von Villach nach Tirol läuft in einem Bogen am linkseitigen Drauufer bis zum Stationshofe Gumern an der südlichen Abdachung des Wollanigberges. Auf bedeutender Höhe dieses gegen die Drau steil abfallenden Berges befindet sich ein bedeutender Steinbruch. Die Steingattung, die hier gebrochen wird, ist ein schöner, derber, grobkörniger, theils bläulicher, theils weißer

Kalkstein. Nach der großen Aushöhlung zu schließen, muß dieser Steinbruch schon seit der ältesten Zeit benützt worden sein, wie er auch in neuester Zeit für die Unterbauten des Villacher Bahnhofes verwendet wurde. Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß schon die Römer diesen Steinbruch für ihre vielen Steindenkmale, die in Kärnten gefunden wurden, benützt haben, weil der weiße hier vorkommende Kalkstein ganz jenem ähnlich ist, aus welchem die zuvor erwähnten Denkmale verfertigt sind, welche Vermuthung auch dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß bei diesem Steinbruche an einer Felsenwand die Reste einer römischen Inschrift sichtbar sind.

Wenn der Eisenbahntrain in die Gegend kömmt, wo über der Drau das Pfarrdorf Feistritz liegt, sieht man zwischen dieser Ortschaft und dem rechtseitigen Drauufer eine die nächste Umgebung beherrschende bebaute Fläche, welche von einem mit Rasen bedeckten Walle in der Form eines länglichen Viereckes umgeben ist. Dieser Wall, über 300 Klafter lang und bei 200 Klafter breit, wird durch eine Mauer gebildet, von der jedoch nur noch die Fundamente vorhanden sind. Auch im inneren Raume dieser Umwallung stößt der Landmann beim Ackern häufig auf Grundmauern ehemaliger Gebäude. Nach allen Anzeichen war hier ein römisches Standlager (Castrum stativum). —

Wir wissen nämlich aus der Geschichte, daß die Römer um das Jahr 13 vor Chr. Geb. das Land Noricum, wovon unser Kärnten einen Theil bildete, erobert haben. Den besiegten Norikern, die bis dahin in ihren Alpen in ungestörter Freiheit gelebt hatten, mußte das fremde Joch wenigstens im Anfange unerträglich gewesen sein, und es werden hie und da im Lande wahrscheinlich Aufstände stattgefunden haben; daher mußten die Römer, um das Alpenvolk niederzuhalten, an strategischen Punkten Kastelle und Standlager anlegen, welche letztere, da sie für längere Dauer eingerichtet werden mußten, nebst dem gemauerten Umfassungswalle auch gemauerte Wohnungen für die Besatzung, sowie auch Gebäude für Mundvorräthe enthielten. Diese Standlager beschreibt der Schriftsteller Samuel Pitiscus in seinem lateinischen Werke: Lexicon antiquitatum romanarum Tom. III Venetiis 1710 beim Worte „Castrum" derart, daß seine Beschreibung auf das hier beschriebene Standlager bei Feistritz treffend paßt.

Die Ortslage dieses Standlagers war zu einem solchen festen Platz auch ganz geeignet; es beherrschte die Umgebung, war durch den Draufluß theilweise gedeckt, und diente zur Sicherung der Verbindung zwischen

der Stadt Teurnia (am Platze des heutigen St. Peter im Holz ob Spittal) und der Stadt Santicum (heute Villach). Es sind übrigens sowohl in der Umwallung als in der Umgebung auch schon mehrere römische Inschriftsteine gefunden worden, insbesondere in dem ganz nahen Marktflecken Paternion, wohin einige von dem Platze des befestigten Lagers gebracht worden sein dürften.

Der Markt Paternion, ebenfalls jenseits des Drauflusses, wird von einem Schlosse überragt, welches sammt Zugehör dem Grafen Joh. Widmann-Rezzonico und Ortenburg gehört. Der Stammvater Johann Widmann, ein geborner Villacher, war Faktor in Venedig und erwarb sich durch Einsicht und Geschick im Handel und Glück im Bergbau nicht nur über eine Million Vermögen, sondern auch den venetianischen Adel mit dem Prädikate „Rezzonico". Seine Söhne erkauften vom Kaiser Ferdinand III., nachdem ihr Vater bereits die Herrschaft Paternion und Sommeregg mit dem Freiherrnstande erhalten, im Jahre 1640 die Grafschaft Ortenburg um 322.000 fl. mit Erhebung ihrer Nachkommen in den Grafenstand. Im Jahre 1662 wurde von ihnen die Grafschaft Ortenburg um 365.000 fl. an Johann Ferdinand Fürsten v. Porzia verkauft, sie behielten jedoch den Titel der Grafen v. Ortenburg. Das Schloß in Paternion ist neueren Ursprungs.

Bald nachdem der Zug den Stationshof Feistritz verlassen hat, sehen wir rechts auf einer bewaldeten Anhöhe das weitläufig gebaute Schloß Rothenthurn, an welchem zu verschiedenen Zeiten Zubauten gemacht wurden; der östliche Trakt ist der älteste.

Es ist geschichtlich bekannt, daß Albrecht Graf Wallenstein (richtiger Waldstein), Herzog von Friedland und Meklenburg, mit dem letzten Grafen von Ortenburg-Salamanca in freundschaftlichen Verbindungen stand und nach mündlichen Ueberlieferungen diesen seinen Freund in der Burg zu Spittal besucht hat, auch mit ihm den Kriegszug gegen die Venetianer gemacht und bei dem Entsatze von Gradisca gekämpft habe. Auch Wallenstein's zweite Gemahlin, eine geborne Gräfin Harrach, scheint sich mit ihrer Tochter einige Zeit in Kärnten aufgehalten zu haben, und letztere soll im adeligen Frauenstifte St. Georg am Längsee ihre Erziehung erhalten haben. Unser großer deutscher Dichter Schiller erwähnt auch in seinem Drama: „Wallenstein's Lager und Tod", bei dessen Bearbeitung er sicher aus geschichtlichen Quellen geschöpft haben mußte, wiederholt unser Kärntnerland. Unter Anderem läßt er den Wallenstein zu seinem Kammerdiener im V. Aufzug, 5. Auftritt sagen: „Doch ich weiß es ja, warum

„Du meinen Frieden wünschest mit dem Kaiser. Der arme Mensch! er„hat im Kärntnerland ein kleines Gut und sorgt, sie nehmen's „ihm, weil er bei mir ist". — Nun ist im Schlosse Rothenthurn ein altes Oelgemälde, welches die Ermordung Wallenstein's darstellt, auf einem Gange aufgehangen, und es geht die Sage, daß in diesem Schlosse einst Silbermünzen mit dem Bildnisse Wallenstein's gefunden worden seien, daß dieses Schloß einem Kämmerlinge Wallenstein's gehört und daß Wallenstein selbst sich in diesem Schlosse aufgehalten habe.

Auf der weiteren Fahrt gegen Spittal sehen wir im fernen Möllthale auf einem pyramidenförmig gestalteten Berge mitten im Thal ein von der Morgensonne beleuchtetes Kirchlein, die Kapelle am Danielsberge, wo zur Römerszeit, wie uns ein römischer Schriftstein an der Kirche belehrt, ein Herkulestempel stand. Diese Kirche ist aus Römersteinen, den Ruinen des Tempels, erbaut.

Bevor wir zum Bahnhof in Spittal gelangen, sehen wir über der Drau am Fuße des Gebirges das Schloß Oberaich am Schüttbach, einst dem Grafen Theodor Bathiany, später dem Carl Georg Jobst und jetzt dem Notar Josef Janeschitz gehörig.

Der Markt Spittal führt seinen Namen von dem Hospital für Preßhafte und Nothleidende, welches die reichbegüterten Grafen von Ortenburg gründeten; noch steht jetzt in veränderter Gestalt, das Spitalgebäude an der Brücke des Liserflusses. Im Jahre 1183 war die Volkszahl in Spittal bereits so weit gediehen, daß Hermann Graf v. Ortenburg, Bischof von Gurk, mehrere Priester stiftete; die jetzigen sogenannten sechs Ortenburg'schen Kaplaneien sind größtentheils von ihm. Derselbe Bischof und sein Bruder Otto v. Ortenburg bauten auch das Hospital vom Grunde aus neu auf und versahen es mit einem Priester, dem noch jetzt bestehenden Spitalbeneficiaten. Spittal trat unter den neuen Eigenthümern der Grafschaft Ortenburg in eine wichtige Rolle, denn Kaiser Ferdinand I., Bruder Karl's des V., gab mit Urkunde vom 10. März 1524 seinem Rathe und Schatzmeister Gabriel Salamanca, aus einem der edelsten Geschlechter Spaniens entsprossen, gegen eine gewisse Summe für ihn und seine Nachkommen die Grafschaft Ortenburg und nebst Spittal die vormals Görzer'schen Herrschaften Oberdrauburg, Goldenstein, Pittersberg, Grünberg und Möderndorf zu Lehen; im Besitze dieser schönen Grafschaft, der Hofämter und der Gunst des Kaisers war er ein mächtiger Dynast. Er starb laut seiner Grabschrift in der Pfarrkirche zu Spittal am 8. August 1532 in Regensburg während des Reichs-

tages. Dieses Geschlecht endete mit Georg, Gatten der wegen ihrer Härte und Bosheit übel berüchtigten Katharina, insgemein blos Salamanca, die jetzt noch das Schreckbild der Burg und der Umgegend ist.

Ihr Gatte starb im Jahre 1640. Dann gedieh die Grafschaft Ortenburg durch Kauf an die Grafen Widmann-Rezzonico und am 8. Oktober 1662 an den Fürsten Johann Ferdinand v. Porzia, dessen Nachkommen selbe noch besitzen. Der Bau der schönen Burg in Spittal fällt in das Jahr 1542.

Nicht weit entfernt von Spittal trauern am schattseitigen Abhange einer hohen Alpe die Trümmer von Ortenburg, der Stammburg eines mächtigen und in der Geschichte Kärntens oft und ehrenvoll vorkommenden reichen Geschlechtes — der Ortenburger.

Der Sprengel des Erzbisthums Salzburg reichte in Kärnten, seit der Entscheidung Karl's des Großen vom 14. Juni, 811, bis an den Draufluß. Hartwig, welcher vom Jahre 991 bis 1023 auf dem erzbischöflichen Stuhle von Salzburg saß, abstammend aus dem Geschlechte der am Hundsrück im Rheinlande seßhaften Grafen v. Sponheim, hochgeachtet von Kaiser Heinrich dem Heiligen, erwirkte, daß seinem Verwandten Friedrich Grafen v. Sponheim ein Theil des Lurngaues übergeben wurde. Da erbaute Friedrich nächst Spittal die Ortenburg, von der dann die Grafschaft den Namen führte.

Es ließe sich mit der Geschichte dieses edlen Hauses ein ansehnliches Buch anfüllen, wenn es der Zweck dieser Skizze erlaubte; wir wollen daher nur noch das Erlöschen der mächtigen Ortenburger berichten. Der letzte derselben, Graf Friedrich III., vermählt mit Margarethe, Herzogin von Teck, war in dieser Ehe nicht glücklich, sie war keine liebenswürdige Gattin; sein einziger Sohn starb frühzeitig. Friedrich endete, wie die Sage lautet, durch Gattenmord im Jahre 1418. Bei einem fröhlichen Mahle saß Friedrich auf der Waldenburg, da reichte ihm Margaretha die Hälfte eines Apfels, welchen sie mit einem vergifteten Messer durchschnitten, zum Genusse dar und bereitete ihm ein schreckliches Ende. Da die Ortenburger bereits im Jahre 1377 mit den Grafen von Cilli einen Erbvertrag wegen wechselseitigen Vermögensanfalles geschlossen hatten, so fiel ihr schönes Erbe von mindestens 40 Quadrat-Meilen mit zahlreichen Ortschaften und Burgen an die Grafen von Cilli und zwar an Ulrich, der aber im Jahre 1450 zu Belgrad — der letzte seines mächtigen Stammes — ermordet wurde. Ortenburg fiel hienach an den Kaiser Friedrich. Seit Mitte des XVII. Jahrhunderts wurde die

Burg ihrem Verfalle preisgegeben. Die Grafschaft gelangte dann, wie schon oben erwähnt worden, an die Salamanca, nach diesen an die Widmann-Rezzonico und endlich an die Fürsten Porzia, welche selbe noch besitzen.

Kaum ist der Zug aus dem Stationshofe von Spittal abgefahren so kommen wir in wenigen Minuten an eine sehr interessante Stelle, nämlich nach St. Peter im Holz. Dieser Ort steht auf einem oben abgeplatteten theilweise bewaldeten Hügel, der einen Halbkreis bildet, und gegen den Draufluß steil abfällt. Die oben befindliche Ebene ist mit römischen Ruinen bedeckt; diese sind Reste der einstigen römischen Stadt Teurnia in Mittel-Noricum, welche von Plinius und Ptolomaeus erwähnt wird. Im V. Jahrhundert nach Chr. Geb. erhielt sie den Namen Tiburnia und aus diesem entstand der heutige Name Lurnfeld, welches die Ebene zwischen der Möllbrücke und St. Peter im Holz einnimmt. Der Name Teurnia kömmt auf vier römischen Inschriftsteinen vor, aus denen wir entnehmen, daß in dieser Stadt zwei höhere römische Staatsbeamte ihren Sitz hatten und daß selbe eine Municipalverfassung genoß, mithin eine Stadt von Bedeutung war. Sie war von einer Mauer umfangen und so wohl befestigt, daß sie zur Zeit der Völkerwanderung den anstürmenden Gothen, Alemannen u. s. w. Widerstand zu leisten vermochte.

Von dieser Stadt führten Straßen nach verschiedenen Richtungen; so folgte eine Straße dem Laufe der Drau entgegen nach Rhätien (Tirol) hinauf; eine zweite ging durch das untere Möllthal über die heutigen Orte Obervellach und Mallnitz, dann über den Korntauern zu den alten Goldminen im Salzburgischen, eine dritte über Gmünd und über den Radstädtertauern nach Juvavia (Stadt Salzburg) und eine vierte nach Santicum (Villach).

Im Jahre 1845 wurden in den Ruinen dieser Stadt von einer Privatgesellschaft Ausgrabungen veranlaßt, wodurch man auf Gebäude-Fundamente &c., dann auf Spuren eines allgemeinen Brandes gekommen ist. Dieser letztere dürfte sich durch das Nachfolgende erklären lassen. In der zweiten Hälfte des V. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung hatte das Christenthum in Teurnia bereits Wurzel gefaßt und es befand sich daselbst schon ein Bischofsitz; allein im Jahre 591 nach Chr. Geb. wird es in der Geschichte das letzte Mal genannt und verschwand dann spurlos. Da nun eben um das angegebene Jahr die heidnischen Slaven längs dem Drauflusse von Osten herauf durch Kärnten gegen Tirol zogen

und die Stadt Teurnia auf diesem Zuge berühren mußten, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die von den barbarischen Horden in die Stadt eingeschlossene Christengemeinde ohne Hoffnung eines Entsatzes sich gegen die andringenden Feinde zwar lange heldenmüthig vertheidigt haben werde, allein endlich durch die große feindliche Uebermacht und durch Hunger zur Uebergabe gezwungen wurde und die Stadt durch Feuer und Schwert verwüstet und die Einwohner ermordet worden sein werden.

Gleich nachdem St Peter im Holz vom Train passirt ist, erscheint am schönen Lurnfelde, diesem klassischen Boden Oberkärntens, welcher einst einen Theil des Lurngaues bildete, die von Linden beschattete Magdalenen-Kapelle mit den Blutmulden. Nach der Sage sollen hier die christlichen Franken die Streitmacht der damals noch heidnischen Slaven lange vor Karl dem Großen in einer furchtbaren Schlacht geschlagen und deren Götzenaltar am Platze der jetzigen St. Magdalenen-Kapelle, um den sich die besiegten Slaven mit ihrem Priester geschaart hatten, der Zerstörung preisgegeben haben; da sei aus des sterbenden Heidenpriesters Mund der Fluch und die Prophezeinng ergangen, hier werde, wenn die Linden zum dritten Male sich aus dem geweihten Boden erneuern würden, das gedemüthigte Slavenvolk sich gegen seine Herren erheben, die dort verborgenen Keulen hervorsuchen und in einer Vertilgungsschlacht der einzige nach der Niederlage der Seinigen am Leben gebliebene deutsche Anführer von dem Weibe des dort wohnenden Bauers Partusch mit einer Ofenkrüke erschlagen werden, jene Vertiefungen oder Mulden aber würden sich mit Leichen und Blut füllen.

Geschichtlich ist aus dem Werke des Paul Warnefried, Diakons und Geschichtschreibers der Longobarden, IV. Buch, Kap. 4, 7 und 11 in Betreff einer Schlacht um jene Zeit nur so viel bekannt, daß nach der Zerstörung Teurnia's die heidnischen Slaven bis auf die Höhe des Toblacher-Feldes im Pusterthale vordrangen und sich dort seßhaft machten. Um nun diesen Theil des damaligen fränkischen Reiches, das bis an die westliche Grenze Pannoniens reichte und der Obhut bojoarischer Herzoge anvertraut war, von den slavischen Eindringlingen zu befreien, fiel der Herzog Tassilo II. zur Zeit des fränkischen Königs Childebert (595) mit einem Heere in die slavischen Grenzen, besiegte die Slaven und kehrte in sein Herzogthum Bojoarien zurück. Durch diesen Erfolg ermuthigt, machte Tassilo im nächsten Jahre (596) mit nur 2000 Streitern einen neuerlichen Einfall in das von den Slaven besetzte Land, der ihm aber übel

bekam; denn die Slaven, ihrer Schwäche bewußt, riefen den Avaren-Chan, ihren Schutzherrn, aus Pannonien zu Hilfe, welcher das kleine Heer Tassilo's überfiel und gänzlich aufrieb. Um nun die Macht der Slaven, welche durch die Bundesgenossenschaft mit den Avaren dem fränkischen Reiche an der Ostmark immer gefährlicher wurden, um jeden Preis zu brechen und wo möglich ganz zu vernichten, fiel Tassilo's Sohn und Nachfolger Herzog Garibald II. um das Jahr 612 neuerdings in das Slavenland ein, wo es bei Agunt (Innichen im tirol. Pusterthal) zum Kampfe kam; die Bojoarier wurden besiegt und die Slaven verwüsteten die bojoarischen Grenzen. Garibald, durch diesen Schlag keineswegs entmuthigt, überfiel mit gesammelten neuen Streitkräften die Slaven und warf sie über die Gränzen seines Herzogthumes zurück. Es ist nun wahrscheinlich, daß der Wahlplatz dieses letzteren Kampfes die breite Fläche des Lurnfeldes gewesen sei und obige Sage daher ihren Ursprung habe.

Das Schloß Drauhofen jenseits der Drau, das nun vor dem Stationshofe Sachsenburg in Sicht kömmt, dürfte bei 300 Jahr alt sein; sein erster bekannter Besitzer war Karl Preisdorfer, dann folgte Thomas David v. Leobenegg, aus einer der ältesten Adelsfamilien Kärntens entsprossen, deren Stammburg Leobenegg sich im Lieserthale an der Ausmündung des Leobengrabens befand, jetzt aber in Ruinen liegt; später hat sich diese Familie bei Spittal angesiedelt und den Rojach- und Reinwaldshof besessen. Vor Kurzem ist der männliche Stamm dieses Geschlechtes ausgestorben. Drauhofen gedieh dann an A. v. Dietrich, gebornen von Leobenegg, von diesem an Josef v. Dietrich und endlich an Mich. Renner.

Nicht ferne vom Stationshofe Sachsenburg befindet sich in einem Engpasse des Drauthales der Marktflecken dieses Namens mit Resten einer alten Umfassungsmauer und mit den Ruinen alter Burgen ober dem Markte auf steilen Felsen. Sachsenburg gehörte bereits im XII. Jahrhundert dem Erzbisthum Salzburg bei Halben und blieb bei demselben bis zum Jahre 1804.

Nach der Völkerwanderung war Kärnten, wie uns der früher erwähnte Diakon Paul Warnefried berichtet, beinahe ganz verödet und entvölkert. Karl der Große ließ diese öden Landestheile mit sächsischen, fränkischen und baierischen Kolonisten besetzen, daher die Ortsnamen Sachsenburg, Sachsengang, Sachsenberg, Frankenstein, Frankenberg, Baierhofen,

Baierdorf, Baierwiesen u. s. w. Die deutschen Bewohner Kärntens stammen auch von diesen drei Volksstämmen ab.

Nicht ferne von Sachsenburg kömmt man aus dem Engpasse bald wieder in das breitere Drauthal und sieht links über der Drau am Berge einen vorstehenden Hügel mit einem Kirchlein und den wenigen Ueberresten eines Schlosses unten am Hügel; das ist Lind, und das Schloß war einst ein Eigenthum der Ritter von Lind, einer der ältesten adeligen Familien Kärntens, die schon im XII. Jahrhundert urkundlich vorkömmt. Diese Familie ist vor drei Dezenien dieses Jahrhunderts ausgestorben. Ein Ritter von Lind wurde wegen seiner Verdienste mit dem Orden des goldenen Fließes dekorirt.

Nahe bei Lind ist der adeliche Ansitz Racknitzhof, früher ein Besitzthum der Ritter v. Tschabuschnigg.

Auf der rechten Seite der Eisenbahn sehen wir zwischen Steinfeld und Greifenburg ob dem Pfarrdorfe Radlach auf einem steilen Ausläufer der Gnoppnitzalpe die Burgruine Rothenstein, die Stammburg der Ritter von Rothenstein, welche auch schon längst ausgestorben sind. Später kam diese Besitzung an die Grafen von Görz, dann an die Grafen von Ortenburg und jetzt ist sie ein Theil des fürstlich Rosenberg'schen Fideicommißgutes Greifenburg.

Auf dem Schlosse des Marktfleckens Greifenburg, den wir nun mit dem Zuge erreicht haben, starb am 1. November 1295 Meinhard Herzog von Kärnten, aus dem Geschlechte der Grafen von Tirol. Er erkrankte auf einer Reise nach Krain und wünschte nach Tirol zu kommen; allein auf der Hinreise verschlimmerte sich seine Krankheit derart in Greifenburg, daß die Aerzte die Weiterreise für unthunlich erklärten. Am 29. Oktober 1295 machte er, auf seinen Zustand aufmerksam gemacht, vor vielen Zeugen, unter denen sich auch ein Ritter Heinrich v. Rothenstein befand, sein Testament, worin er seine drei Söhne Otto, Ludwig und Heinrich zu gleichen Theilen als Erben seines großen Vermögens einsetzte.

Von Greifenburg weg kömmt der Zug auf der Bahn fest bei der kleinen St. Athanasius-Kirche, zur Pfarre Berg gehörig, vorüber, welche zum Andenken erbaut wurde, daß die Türken, die bekanntlich im XV. und XVI. Jahrhundert Einfälle in unser Kärnten machten, bei einem dieser Raubzüge in das obere Drauthal nur bis zum Platze dieses Kirchleins kamen und dann wieder umkehrten.

Auf der Weiterfahrt sehen wir kurz vor Oberdrauburg auf einem isolirten Felsen die noch erhaltene alte Veste Stein, einst den Herren v. Graben, dann dem Johann Balthasar v. Peverelis gehörig; jetzt ist selbe ein Bestandtheil des fürstlich Rosenberg'schen Fideicommißgutes Greifenburg.

Wir sind nun in wenigen Minuten am Stationshofe zu Oberdrauburg nahe an der Tiroler-Grenze angekommen. Wo der Draufluß von Tirol nach Kärnten einströmt, erhoben sich noch vor 300 Jahren auf den Felswänden ob dem Marktflecken drei stattliche Burgen als Grenzhüter, die jetzt in kaum mehr kennbaren Ruinen liegen. Oberdrauburg gehörte zur Zeit der Gauverfassung unter den Karolingern zum Gebiete des Lurngaues Da dieser Gau beim Erlöschen der Gauverfassung den Grafen von Görz erblich zufiel, bildeten diese Burgen und Lienz in Tirol sammt der dortigen Burg Bruck den Mittelpunkt der tirolisch-kärntnerischen Besitzungen dieses Grafengeschlechtes. Durch die Heirath des Grafen Herrmann von Cilli mit Elsbeth Gräfin von Görz erhielt der Graf von Cilli im Jahre 1400 Oberdrauburg als Mitgift. Nach dem blutigen Ende des letzten Cillier Grafen Ulrich überfiel Johann Graf von Görz Oberdrauburg als seines Hauses altes Besitzthum, eroberte es und dehnte seine Eroberungen im oberen Drauthale weiter aus; allein Johann Wittowitz und Sigmund Graf Pösing, Kaiser Friedrich's III. Feldhauptleute, schlugen ihn aus dem Lande.

Oberdrauburg blieb dann vom Jahre 1457 bis 1524 landesfürstlich, wo es an die Grafen Ortenburg-Salamanca und später an die Fürsten Porzia gelangte; es bildet nun einen Theil des fürstlichen Fideicommisses.

Fest an der Tirolergrenze wurde im Jahre 1870 ein römischer Meilenstein mit Inschrift gefunden; es ging nämlich unter den Römern eine Heerstraße von Aquileja über die Plecken-Alpe, dann über den Gailberg bei Oberdrauburg vorüber nach Loncium (Alt-Lienz im Iselthale in Tirol) und dieser Meilenstein zeigte die Distanz vom Fundorte bis Loncium mit 8000 römischen Schritten an.

Der Eisenbahnzug gelangt nun bald in das von hohen Alpen umgebene freundliche Thal von Lienz. Hinter diesem hübschen Städtchen schaut gegen den Ausgang des Iselthales die noch erhaltene Burg Bruck mit ihrem hohen Thurm und ihren Zinnen von einem mäßigen Hügel in das Thal und auf die Stadt Lienz hernieder. Sie war, wie wir schon bemerkten, ein Eigenthum der Grafen von Görz, Pfalzgrafen von

Kärnten; die Schloßkapelle mit den noch gut erhaltenen Fresken aus dem XV. Jahrhundert ist sehenswerth, und kein Tourist sollte die Aussicht aus den Fenstern dieses Schlosses zu genießen versäumen.

Hiemit schließen wir unsere geschichtlichen Notizen über die Orte an der Eisenbahnstrecke von Klagenfurt bis Lienz.

Thomas Ritter v. Moro.

Wenn wir die Geschichte der patriotischen Bestrebungen unserer Heimat nahe ein halbes Jahrhundert überschauen, so begegnet uns überall der Name „Moro". Bei Gründung und Fortführung aller humanen, auf Verbesserung des Volkswohles, auf Hebung der intellektuellen und künstlerischen Thätigkeit abzielenden Vereine, Anstalten und Unternehmungen finden wir an der Spitze oder unter den leitenden Männern immer denselben Namen wieder. Es offenbart sich in diesem Umstande die nachhaltige Thätigkeit von 5 Brüdern und ihren Söhnen, welche nicht nur ein bedeutendes industrielles Anwesen gegründet und zu schöner Blüte gebracht, sondern auch außerdem, erfüllt von wahrer Humanität und warmer Liebe zu ihrer Heimat, für diese so viel gethan, wie wenige, so daß auch ihr Name geehrt und geachtet ist im Lande, wie wenig andere.

Mit **Thomas** Ritter v. **Moro** ist der letzte jener fünf Brüder heimgegangen. An seinem Grabe stehend zahlen wir eine Ehrenschuld, indem wir, in diesen heimischen Blättern flüchtig seinen Lebensgang andeutend, unsere Zeitgenossen daran erinnern, wie er ein langes Leben hindurch in immer gleich warmer Liebe unserer Heimat zugethan, mit unermüdlichem Eifer ihr zu nützen, ihr Wohl zu fördern rastlos bemüht gewesen ist.

Thomas v. **Moro** war im Jahre 1787 zu Klagenfurt geboren und einer der zehn Söhne des Herrn Christof v. Moro und seiner Ehegattin Josefa, gebornen Foregger aus Greifenthurn, welcher einige Jahre früher mit seinem Bruder Johann von Ligosullo in Carnien nach Klagenfurt gekommen war, wo er Handel mit Tuch- und Wollenstoffen trieb. Im Jahre 1788 erstanden die „Gebrüder Moro" bei der öffentlichen Versteigerung Gebäude und Grundstücke des kurz zuvor aufgehobenen Cisterzienser-Klosters Viktring und übersiedelten mit ihren Familien dahin, um da eine Tuchfabrik einzurichten.

Thomas erhielt daselbst mit seinen Brüdern, von denen jedoch vier schon im ersten Kindesalter gestorben waren, den ersten Unterricht von dem damaligen Ortsschullehrer Johann Pirkmayer, der früher Chorregent im Stifte war. Als dessen Unterricht nicht mehr ausreichte, wurde ein tüchtiger Hofmeister aufgenommen und diesem die weitere Ausbildung der Söhne anvertraut.

Thomas ward für den Handelsstand bestimmt und ging, nachdem er seine Studien in Viktring beendet hatte, auf mehrere Jahre nach größeren Handelsplätzen, um sich in diesem Fache praktisch die nöthige Ausbildung anzueignen, und zwar zuerst nach Marseille, später nach Odessa, an welchen Orten er längere Zeit in größeren Handelshäusern arbeitete. Als eine interessante Episode in seinem Leben muß hier erwähnt werden, daß er während seines Aufenthaltes in Marseille in die große französische Loge des Freimaurer-Ordens aufgenommen und ihm darüber das in seinem Nachlasse vorgefundene, mit allen Unterschriften, Zeichen und Emblem's des Ordens versehene Diplom vom 10. März 1810 ausgestellt wurde. *)

Nach kurzem Aufenthalte in Paris kehrte Thomas nach Hause zurück und trat in das Fabriksgeschäft ein. Er nahm seinen Aufenthalt in Viktring und vermählte sich 1817 mit Barbara Freiin von Herbert, aus welcher Ehe ein Sohn und eine Tochter hervorgingen.

Die Brüder Moro hatten sämmtlich große Vorliebe für Feld- und Gartenbau und füllten gerne ihre Mußestunden, die ihnen die Einrichtung und Leitung der Fabrik übrig ließ, mit landwirtschaftlichen Arbeiten und Versuchen aus. Thomas übernahm in der Folge ganz die Leitung des Wirthschaftsbetriebes in Viktring und widmete sich diesem Geschäfte mit großem Eifer. — Da sie bemüht waren, alle auf dem Gebiete der Technik und des Ackerbaues neu auftretenden Erforschungen und Entdeckungen aufmerksamen Auges zu verfolgen und zu studiren, ward Viktring so ein Versuchshof für landwirthschaftliche Studien aller Art, den vorzüglich Thomas leitete und dadurch bald mit dem gleichstrebenden Herrn v. Lanner in Verbindung kam, mit dem er einen innigen nur mit dessen Tode endenden Freundschaftsbund schloß. — So versuchten die Herren von Moro auch, die in den Jahren 1820 bis 30 in Frankreich, Belgien und Deutschland mit großem Erfolge eingeführte Fabrikation des Zuckers aus Runkelrüben in Viktring praktisch zu erproben und errichteten eine kleine solche Zuckerfabrik, in welcher alle in diesem neuen

*) Wird im Geschichtsvereine aufbewahrt.

Industriezweig, dessen Bedeutung sie mit scharfem Blicke erkannten, angeregten Verbesserungen und Vorschläge genauen Prüfungen unterzogen wurden. Th. v. Moro leitete die Fabrik und die Versuche und berichtete mit seinem Bruder Eduard darüber in den Heften der Landwirthschaftsgesellschaft.

Im Jahre 1830 wurde er zum wirklichen Mitgliede der kärntnerischen Landwirthschaftsgesellschaft erwählt, nachdem er schon das Jahr vorher mit Diplom vom 4. Juni 1829 zum correspondirenden Mitglied der Landwirthschaftsgesellschaft von Steiermark ernannt worden war. Von diesem Zeitpunkt an datirt sich seine durch nahe 40 Jahre mit immer gleichem Eifer fortgesetzte Thätigkeit für unsere heimische Gesellschaft. Bei fast allen Kommissionen, Gutachten, Erhebungen und Versuchen ward Th. v. Moro zugezogen und ein hervorragendes einflußreiches Mitglied. Im Jahre 1834 wurde er in die Commission zur Entsumpfung des Waidmannsdorfer Moores gewählt und war für diese Angelegenheit rastlos thätig, bis sie endlich der Ausführung nahe gebracht wurde.

Im Jahre 1835 war er unter den Stiftern der kärntnerischen Sparkasse und wurde zum Direktor derselben erwählt, welches Amt er bis an sein Lebensende mit immer gleicher Liebe und Eifer verwaltete.

Im darauffolgenden Jahre war er bei der Gründung des innerösterreichischen Industrie- und Gewerbevereines thätig und zum Vorstand der Delegation desselben für Kärnten ernannt. Diese Stelle bekleidete er bis zum Jahre 1850, wo die Ausscheidung der Delegation als kärntnerischer Industrieverein vollzogen und Th. v. Moro als Direktor des neu begründeten Vereines gewählt wurde. Auch in dieser Richtung war seine Thätigkeit unermüdlich und mit vielem Erfolg begleitet.

Im Jahre 1838 leitete er die vom Industrieverein in Klagenfurt bei Gelegenheit der Anwesenheit des Kaisers Ferdinand veranstaltete Industrieausstellung, die erste dieser Art, mit dem schönsten Erfolge. — Th. v. Moro, mit unseren Gewerbetreibenden längst das Bedürfniß besseren Unterrichtes fühlend, organisirte eine Zeichenschule im Verein und leitete 1842 populäre Vorträge über Chemie und Mechanik ein, deren erstere Herr Prettner, letztere Professor Achazel hielt und nach dessen Tode Prof. Carl Robida fortsetzte. Im Jahre 1847 hielt im Verein der damals hier anwesende Professor Viktor Pierre Vorträge über Physik.

Diese von allen Klassen der Bevölkerung besuchten und später im neu errichteten Museum fortgesetzten Vorträge galten als Nothbehelf für eine Gewerbe- und Realschule, um deren Errichtung vom Vereine wiederholt mit allem Nachdrucke petitionirt wurde.

Im Jahre 1843 wurde Th. v. Moro zum Direktor der kärntnerischen Landwirthschaftsgesellschaft und bis zum Jahre 1865 bei den alle 4 Jahre stattfindenden Neuwahlen immer wieder gewählt, stand somit durch 22 Jahre an der Spitze dieser Gesellschaft. Auch in dieser Stellung wirkte sein Eifer und Liebe zur Sache mächtig ein, was schon aus der erhöhten Thätigkeit der Gesellschaft erkannt werden kann, zumal, wenn man bedenkt, daß es damals noch nicht so geebnete Wege für Fortschritt und Verbesserungen gab, wie jetzt, sondern der größte Theil der Mühe und Arbeit, die solche erheischten, auf Beseitigung der Hemmnisse verwendet werden mußte, welche die engherzigen Bedenklichkeiten der regierenden Behörden ihnen entgegenstellten. Wir wollen nur Einiges aus der Thätigkeit der Gesellschaft während seines Präsidiums anführen:

Im Jahre 1844 wurde die Zeitschrift derselben, „Mittheilungen“, gegründet und bis nun fortgesetzt; sie ist das älteste solche Gesellschaftsorgan und vielfältig anerkannt worden; 1845 wurde eine Uebersicht der wirthschaftlichen Verhältnisse Kärntens angestrebt und von Kakhol ausgearbeitet in den Mittheilungen niedergelegt. 1846 wurde die Errichtung meteorologischer Stationen beschlossen und im folgenden Jahre ausgeführt, was der Anfang der Bestrebungen war, durch welche Kärnten alle andern Länder überragt. Im Jahre 1847 wurde die Errichtung eines naturhistorischen Museums, welche schon seit 10 Jahren Gegenstand des Strebens der Gesellschaft war, endlich ins Werk gesetzt und im März 1848 die Aufstellung der Naturalien begonnen. Sie unterstützte und schützte die junge Anstalt, bis sie allein zu stehen und sich weiter zu entwickeln im Stande war. Im Jahr 1849 wurden öffentliche Vorträge eingeleitet, die sich bis nun erhalten haben. In dasselbe Jahr fallen die commissionellen Arbeiten derselben in Ablösung von Grund- und Waldrechten, in das folgende die Petitionen um eine Eisenbahn und technische Schule, in das Jahr 1851 die Gründung eines Forstvereines der Alpenländer. Im Jahre 1853 wurde eine allgemeine Ausstellung von Obst- und Gartenfrüchten veranstaltet und 1862 wiederholt, 1854 im Gesellschaftsgarten Unterricht der Lehramtspräparanden in der Obstbaumzucht eingeführt; 1855 und 1856 wurden Gesetze

über Vertilgung der Maikäfer, über Reifheizen und Schutz der Vögel verhandelt. In das Jahr 1860 fallen die ersten Arbeiten zur Hebung der Seidenzucht und die Stiftung des Erzherzog Johann-Preises für eifrige Pomologen im Lehrstande zum Andenken an den Gönner und Freund der Gesellschaft. Im Jahre 1865 wurde die Feier des 100jährigen Bestehens der Gesellschaft begangen. In der letzten allgemeinen Versammlung legte Thomas v. Moro die Stelle als Direktor definitiv nieder und beendete seine 22jährige Amtswirksamkeit unter Beileids- und Dankesbezeugungen der Versammlung.

Seine andauernden Bemühungen, seine Verdienste auf landwirthschaftlichem Gebiete wurden auch allgemein auf das lebhafteste anerkannt und gewürdigt. Sämmtliche Landwirthschaftsgesellschaften bezeugten dies durch die Uebersendung ihrer Diplome, wodurch er zum correspondirenden oder Ehrenmitglied derselben ernannt wurde. Wie schon erwähnt, war die Gesellschaft in Steiermark die erste, die es schon im Jahre 1829 that. Dieser folgte 1832 die von Krain, 1840 die von Görz, 1846 die von Oberösterreich. Im Jahre 1851 ernannte ihn die Landwirthschaftsgesellschaft von Salzburg, 1852 die mährisch-schlesische zu ihrem Ehrenmitgliede; 1853 war es die Ackerbaugesellschaft von Galizien und 1857 die patriotisch-ökonomische Gesellschaft von Böhmen, die ihn durch ihr Diplom auszeichneten. Sehr viele gelehrte und hochgestellte Persönlichkeiten beehrten ihn mit ihrem Besuche und Erzherzog Johann zeichnete ihn durch sein besonderes Wohlwollen und Gunstbezeugungen aus. Im Jahre 1865, als er von diesem Theile seiner öffentlichen Thätigkeit schied, ward ihm durch Verleihung des Franz Josefs-Ordens die Anerkennung Sr. Majestät des Kaisers zu Theil.

Mit dieser öffentlichen Thätigkeit auf landwirthschaftlichem Gebiete ging eine nicht minder bemerkenswerthe in seinem Privatleben Hand in Hand. Thomas v. Moro schied im Jahre 1845 aus dem Fabriksgeschäfte in Viktring und übernahm die Güter Maeregg und Ehrenhausen. Mit aller Energie und Intelligenz wurden, besonders auf ersterem Gute, Verbesserungen des Bodens vorgenommen. Wer jetzt die fruchtbaren, im besten Kulturzustande stehenden Saatfelder, die üppigen Wiesen und stattlichen Gebäude des Gutes sieht, kann sich kaum mehr eine Vorstellung des alten Schlosses machen, das, von stagnirenden Sümpfen, inundirten Gründen, bei andauernden Regen allenthalben von Wasserpfützen umgeben, ein ebenso ungesunder als wenig erträg-

licher Landsitz war. Durch lange, angestrengte Arbeit wurden die Sümpfe ausgetrocknet, die verwilderten Moorgründe entwässert und in kulturfähigen Zustand gebracht, die alte Getreidemühle durch eine neue Kunstmühle ersetzt, Schloß- nnd Wirthschaftsgebäude neu gebaut. Es ist ein schönes Stück Bodenkultur und Ackerbau, welches die Herren von Moro hier mit Kraft und Einsicht ausgeführt und zunächst Thomas v. Moro geleitet hat. Die kärntnerische Landwirthschaftsgesellschaft anerkannte die vortrefflichen Resultate dieser langwierigen Arbeiten, indem sie Thomas v. Moro ein Anerkennungsdiplom (statt ihrer sonst üblichen Verdienstmedaille) für Kultur von Moorgründen verlieh.

Diese so ungewöhnlich schönen Erfolge im Privat- und öffentlichen Leben waren nur möglich durch den Verein eben so seltener als schätzenswerther persönlicher Eigenschaften, wie sie in Th. v. Moro sich vorfanden. Nicht das klare Verständniß dessen, was er anstrebte, nicht der lebhafte patriotische Drang, seiner Heimat zu nützen, nicht der nachhaltige Eifer und das rege Interesse, mit dem er das Angefangene rastlos fortsetzte, nicht alles dies allein war es, was die schönen Erfolge ermöglichte; es gesellte sich zu allen diesen noch eine seltene Herzensgüte, eine freundliche Heiterkeit des Gemüthes, eine Liebenswürdigkeit des Charakters, welche ihm eben so, wie der Sache, die er erreichen wollte, schnell und dauernd Freunde gewann. Dadurch ward es ihm leicht, für Alles, was er für die Heimat als nützlich erkannt, Rathgeber, Freunde und Helfer anzuwerben, entstehende Differenzen auszugleichen und einen schönen Wetteifer anzuregen. Seine angeborne Jovialität und Leichtlebigkeit ließ ihn leicht über Hemmnisse hinwegkommen, manchen Verdruß verwinden, seine Herzensgüte jede Kränkung schnell vergessen; ihm war es leicht, schroff gegenüber stehende Ansichten, einander wenig geneigte Gemüther im gemeinschaftlichen Streben für eine gute Sache zu versöhnen, die Harmonie wieder herzustellen.

Daß so viel Güte und Liebenswürdigkeit des Charakters ganz befähigt war, seine Umgebung glücklich zu machen, ist selbst klar; er führte eine glückliche Ehe und war ein liebender Vater, treuer verläßlicher Freund, angenehmer Gesellschafter und guter Hausvater, dem seine Untergebenen mit warmer Liebe zugethan waren. Er war stets bereit und großmüthig, wo es galt, eine Gabe auf den Altar des Vaterlandes oder der Menschenliebe niederzulegen. Wo er helfen konnte, that er es schnell und gerne; selten ging ein Bittender ohne Hilfe, nie ohne ein freundliches Wort von ihm. Mißgunst und Neid waren seiner Seele fremd,

Groll und Haß konnten in derselben keine Wurzel schlagen, er liebte die Menschen mit warmer werkthätiger Liebe bis in seine letzten Lebenstage; nie hat er, das können wir getrost behaupten, Jemanden wissentlich gekränkt, er hat nie einen Feind gehabt! wohl aber hat er auf seinem langen Lebensgange viele, viele Menschen gefunden, die ihm in treuer Freundschaft innig ergeben waren.

Thomas v. Moro hatte schwere Heimsuchung in seinem Familienleben zu bestehen. Im Jahre 1849 starb sein Sohn Ernst im Alter von 22 Jahren an Lungenleiden und im Jahre 1857 seine Tochter Marie, welche in kurzer Ehe mit seinem Neffen Rudolf ihm einen Enkel gegeben, in zweiter glücklicher Ehe an demselben Leiden. — Er ertrug diese schweren Schicksalsschläge mit der kräftigen Elastizität seiner Natur.

Bis an sein letztes Lebensjahr war die Kraft seines gesunden ungebeugten Körpers wie die Frische seines Geistes ungeändert geblieben. Dennoch zog er, im 78. Lebensjahre stehend, im Jahre 1865 sich von den meisten übernommenen Geschäften zurück, übergab Maderegg seinem Enkel und nahm seinen Wohnsitz in Klagenfurt, aber er entzog darum doch seine Sympathie und sein Interesse den Angelegenheiten nicht, denen er so viele Jahre seines Lebens gewidmet hatte; noch im 82. Lebensjahre wanderte er zu Fuß nach Maderegg, besuchte den Garten und die Sitzungen der Landwirthschaftsgesellschaft und fehlte nie, wenn ihn die Reihe traf, um als Direktor der Sparkasse seines Amtes zu walten.

Wenige Monate nach seiner Uebersiedlung nach Klagenfurt im April 1866 traf ihn der Schmerz, seine treue Lebensgefährtin nach kurzem Krankenlager zu verlieren, und am Christabend desselben Jahres starb sein Bruder Franz in Viktring; noch sah er seinen Bruder Anton im Mai 1870 aus dem Leben scheiden und stand endlich noch zuletzt am Grabe seines Enkels Pepo v. Moro.

So viele Freunde, alle seine Brüder, seine Gattin, Kinder und Enkel hatte er zur ewigen Ruhe tragen sehen, da schied auch er, nach längerer schmerzvoller Krankheit wenige Wochen nach seinem Enkel, am 27. Oktober 1871, von diesem Leben.

Die letzten Strahlen der Herbstsonne waren eben an den Gebirgen verglommen, als der lange Leichenzug am Friedhof zu Stein angelangt war, wo er seine letzte Ruhestätte fand und der Priester über dem eben geschlossenen Grabe die Worte sprach, mit denen auch wir diese Erinnerung schließen: „Ja, er war in Wahrheit ein Patriot!“ —r.

Noch ein Brief Hans' Gasser's.*)

Mitgetheilt von Rudolf Wa r.

Vor nicht langer Zeit habe ich in diesen Blättern**) Einiges über das Wanderleben Hans' Gasser's und zwar seine Reise von Gmünd nach München, nach einem Briefe vom verewigten Künstler publizirt.

In diesen Zeilen komme ich auf ein ähnliches Capitel und glaube ein ganz interessantes Thema zu bringen, wenn ich einen Brief des Verewigten mittheile, aus dem ersehen werden mag, von welchen Intentionen und Kunstansichten unser damals erst 22jähriger Musensohn durchdrungen gewesen ist.

Er datirt sich aus dem „kalten Wanzennest“, wie Gasser Wien gerne zu nennen pflegte,***) und schildert die Fahrt von Klagenfurt nach Wien, die er am 26. November 1839 von Gmünd aus unternommen, allwo er erholungsweise auf kurze Zeit vorher (in Kärnten) verweilte. Er schreibt unterm 28. Dezember 1839:

„Bis Klagenfurt war auch noch ziemlich gutes Wetter, ich verweilte dort vier Tage, welche ich recht gut benützen konnte, denn mein guter Freund, Herr Herrmann,†) Consistorial-Canzler, wußte ja alle dort befindlichen Merkwürdigkeiten und konnte mir auch allerorts Zutritt verschaffen. Es ist nur leider nicht viel Sehenswerthes dort. — Auch lernte ich die Künstler und Kunstfreunde kennen, wovon erstere nicht bedeutend sind. Von letzteren giebt es aber einige verständige und recht scharmante Männer, welche mich ganz wider meine Erwartungen empfingen. Ueberhaupt finde ich in Klagenfurt viel mehr Kunstsinn als in Graz, allwo ich in drei Tagen ankam. An einen ständischen Archivar hatte ich von Klagenfurt ein Schreiben, und so konnte ich mit dem lieben hochgelehrten Mann leicht bekannt werden. Er hatte auch ein Amt im Johanneum, wo er mir Alles zeigte. Auch sah ich die städtische Bildergallerie, die sehr zahlreich, aber von keinem Werthe ist. In der Akademie sind gute Originale aber kein geschickter Professor und auch sehr wenig Schüler. Das merkwürdigste was ich in Graz fand, ist ein lebensgroßer, in Holz

*) Das „Jugendleben Hans' Gasser's“ erscheint demnächst in einer Broschüre von R. Waizer geschildert und faßt drei Abschnitte: „Jugendleben“, „Wanderleben“ und „Liebesleben“ in seinen Rahmen. A. d. R.

**) Vide „Carinthia“ Nr. 4 de 1871.

***) Vide Brief an Michael Lakner vom 24. Dez. 1840.

†) Unser verstorbener kärntnerischer Geschichtschreiber.

geschnitzter Christus bei den barmherzigen Brüdern. Einen solchen hat Wien nicht aufzuweisen.

Die Umgebung von Graz gefiel mir recht gut. Die Leute sind meist werthlos. Mode, Coketrie, Unterhaltung, kurz, fixe Ideen für's Scheinleben sind ihre Elemente.

Recht froh war ich, daß ich wieder fort konnte den vierten Tag, wo ich dann noch 4 Tage nach Wien brauchte.

Die Ungeduld wegen dem Zeitverlust kannst Du Dir vorstellen. Der Weg war so schlecht, daß man zu Fuß gar nicht gehen konnte, und so mußte ich mich in einen Arrest werfen, in einen Kasten, welcher auf vier Rädern von Gäulen langsam fortgezogen wurde.

Recht gesund kam ich wieder in Wien an, Gott weiß wie bald ich's wieder verlassen werde.

Ich beschäftige mich meist mit Zeichnen nach Albrecht Dürrer, wo ich das alte Costüm und die Charaktere studiren kann.

Meine beiden Thierstücke, die ich zu Hause gemacht habe, gefallen recht gut. Eines sollte ich dem Grafen Lodron verkaufen. Wenn Du „Goldschmied's Töchterlein" haben willst, schreibe mir.

Wie ich die heilige Nacht zugebracht habe, schreibe ich Dir ein andermal.

Die Feiertage sind zwar nicht zu Ende, ich habe die vergangenen meist in meiner stillen Einsamkeit ganz alleinig mit Zeichnen und Lesen zugebracht, und denke auch die zukünftigen so zuzubringen.

Ich finde immer zu viel Ueberfluß an städtischen Unterhaltungen.

Zu meinem Vergnügen habe ich die „Schöpfung" von Haydn von den berühmtesten Sängern des Musikcorps im Burgtheater vortragen gehört.

Auch sah ich im Josefstädter-Theater den berühmten Schwarzkünstler Döbler.

Nun grüß ich Dich! Beiliegendes Blatt gehört Deiner Schwester

aufrichtig treuer Freund

Hans Gasser."

Ein Commentar zum Briefe dürfte nicht nothwendig sein.

Literarisches aus Kärnten.

Wir finden uns in der angenehmen Lage, wieder einen neuen Beitrag zur heimatlichen Touristen-Literatur verzeichnen zu können, — einem Felde, auf welchem angesichts der von Jahr zu Jahr in großartigen Verhältnissen steigenden Zahl der Reisenden, die unser schönes Alpenland durchziehen und im Genusse seiner Reize geistige und leibliche Erholung suchen, jeder Zuwachs mit Befriedigung begrüßt werden muß.

In R. Bertschinger's Buchhandlung vor Kurzem erschienen und auf den Stationshöfen der Kronprinz Rudolfsbahn zu beziehen ist das jüngste Produkt des durch seine historisch-topographischen Schriften in weiten Kreisen bekannten Herrn J. C. Hofrichter, Mitgliedes der innerösterreichischen Geschichtvereine ꝛc. ꝛc. — „die Kronprinz Rudolfsbahn im Bereiche von Steiermark und Kärnten. Historisch-topographisch geschildert mit Andeutung der Nebenwege. Klagenfurt, 1871."

Die vorausgegangenen, diesem Genre angehörigen Publikationen des Herrn Verfassers, von denen z. B. die „Sissegger-" und „Kärntnerbahn" bereits die dritte Auflage erlebt hat, erfreuen sich wohlverdienter großer Verbreitung und Beliebtheit. Er versteht es, mit Vermeidung aller weitläufigen, für den Reisenden auf seinem Fluge durch das Land überflüssigen — oft lästigen — gelehrten Excurse und Reflexionen, diesen in kurzer, bündiger und dadurch sehr praktischer Weise mit Allem bekannt zu machen, was ihm zu wissen erwünscht und nöthig sein kann, und giebt seinen hauptsächlich für Vergnügungsreisende bestimmten Schriften damit einen Werth, den Jeder zu würdigen weiß, dem es darum zu thun ist, das Reisevergnügen mit Nutzen zu paaren und zu erhöhen.

Wir wünschen auch diesem Büchlein recht zahlreiche Abnehmer und Leser und sind es gewiß, daß unserem Urtheile Jeder gerne beipflichten und auch unserem weiteren Wunsche beitreten wird, daß Herr Hofrichter auch die seit dem 20. November d. J. dem Verkehre geöffnete Südbahn-Linie „Villach-Franzensfeste" recht bald durch seine gewandte Feder illustriren möge. Th—r.

Noch einmal „Fremdenbücher".

Unsere Worte über das durch Dr. Schönberg und Notar Hofrichter eröffnete Gedenkbuch bei Aichholzer in Hüttenberg (Nr. 8 der Carinthia pag. 245) mit dem Aufrufe, mehrseits solche in unserem nun so besuchten

Vaterlande zu errichten, sind nicht ohne Erfolg geblieben. Wir verzeichnen mit Vergnügen nicht nur Anfragen über die Art und Weise der Einführung, sondern solche als Thatsachen selbst, wie wir das Mitglied unseres Geschichtsvereines, Hofrichter, bekannt seinerzeit in Steiermark als Direktionsmitglied der dortigen Gesellschaft, zum gleichen Zwecke und thätig bei Einführung der Pfarrs- und Gemeinde-Chroniken, auch hier beschäftigt sehen, indem er selbst solche Bücher für Maria Saal und Maria Rain spendete, wo der Andrang von Fremden im verflossenen Sommer unerhört war.

Schließlich möge noch ein Scherzgedicht hier Platz finden, das uns mit Bezug auf die Vierzeiligen des Dr. Schönberg in oberwähntem Gedenkbuche und mit Hindeutung auf Hofrichter's Kärntner- und Rudolfsbahn, als:

„Gebeth zu zwei noch unbekannten Schutzpatronen Kärnthens"

aus Graz, aber von unbekannter Hand, eingeschickt wurde.

St. Avvoca! O ruf herzu
Die Wanderer, zu schau'n die Pracht,
Hier Thäler voll himmlischer Ruh',
Dort Berge in riesiger Macht;
Da Heerden auf saftiger Trift,
Dort Schätze von Eisen und Blei —
All' herrlich! — Mit Wort und mit Schrift
St. Avvoca ruf' sie herbei.

St. Nota! Du zeichne sie auf,
Die Pfade, mit kundiger Hand,
Zu leiten des Wanderers Lauf
Durch dieses reizende Land.
Der Vorzeit geklärtes Bild,
Das „Jetzt" mit dem hastigen Schritt,
Wohl sind sie beide enthüllt,
St. Nota! so theil' sie uns mit!

G.

Witterung im Herbst 1871.

Der September, der erste Herbstmonat, war heuer sehr warm, denn seine Mittelwärme betrug in Klagenfurt 12·0, d. i. 0·9° über der normalen, die Temperatur stieg vom 3. bis 10. täglich über 20°, am 5. auf 21·8°, nur in 12 der letzten 59 Jahre war der September noch wärmer — am wärmsten 1834 (13·4°). — In Raibl, Tröpolach

und Pontafel stieg die Wärme in Folge starker Besonnung über 22°, selbst am Luschariberg auf 18·6, Mittel 8·2, am Hochobir auf 13·5, Mittel 6·2. Dabei war der Niederschlag ganz normal und fiel meist bei Gewitter, in Hüttenberg am 5. mit starkem Gewitter 21·7″, in St. Peter und am Obir mit Hagel; in St. Peter stellte sich schon am 15. und 17. Reif ein.

Der Oktober war bei sehr hohem Barometerstand sehr kalt, trocken und trüb; die Mittelwärme von Klagenfurt war 5·1, d. i. 2·3 unter der normalen, noch kälter war er nur 1870 (5·7), 1869 (3·97) und 1842 (4·7), ebenso kalt 1866, wir finden aber keinen Oktober verzeichnet, in welchem die Temperatur nicht über 13 6 gestiegen wäre, wie heuer; nur in St. Paul, Tröpolach und Pontafel stieg sie über 14°. — Am 13. fiel sie zuerst wieder unter 0°, in Klagenfurt auf —2·0, am Obir —8·0. Die Zeit vom letzten (9. April) bis zum ersten Frost (13. Oktober) betrug heuer 187 Tage, d. i. 24 Tage über die normale. — Der Niederschlag war sehr gering und betrug in Klagenfurt nur 14‴ gegen den normalen von 43‴, dabei war aber der Himmel sehr bewölkt. Die Zahl der ganz trüben Tage war viel über der normalen, besonders vom 13. bis 20. lagerte sich eine Wolkendecke in einer Höhe von 3600′ über das Land. Schon am 2. fiel etwas Schnee in Seifnitz, am 5. in Kornat, am 25. in Tiffen, Raibl, Hüttenberg.

Der November hatte in Klagenfurt täglich um 0·9‴ Luftdruck und 0·5 Grad Wärme weniger als normal und dabei ziemlich regelmäßig viel Niederschlag, aber ungewöhnlich viel Bewölkung, ein trüber, ziemlich kalter November. Die Mittelwärme war in Klagenfurt 1·8, in Pontafel 3·6, in St. Peter 0, am Obir —3·8. Am 19. und 20. war es überall stürmisch aus Ost, am 7. und 8., 29. und 30. am Obir starke Süd- und Südweststürme.

Eisen- und Bleipreise.

Die Eisenpreise ließen auf allen europäischen Märkten nicht ab von ihrer steigenden Tendenz und erreichten mit Jahresschluß eine bisher ungekannte Höhe. Sie stehen in Schottland um einen Drittheil höher als im Jahre zuvor, und die letzte Preissteigerung hat dort den Begehr nach Eisen nicht gemindert; in allen Eisen-Districten Belgiens und des nördlichen Frankreichs gibt es vollauf Arbeit und sind die Preise der Erzeugnisse im Steigen und das Gleiche ist von den deutschen und österreichischen Eisenhütten zu berichten. In Belgien, dem nördlichen Frankreich und den

Ländern am Rhein klagt man auf vielen Hütten nur über häufigen Mangel an Steinkohlen, Cokes und Erzen. Die Verkehrsstockungen, meist in Folge Waggonmangels, die häufig unterbrochenen Kohlen- und Erzzufuhren hatten schon den Stillstand einiger Werke durch 2—3 Wochen zur Folge.

In Siegen werden folgende Eisenpreise per Zollcentner notirt: Holzkohlenroheisen: Spiegeleisen fl. 4·35, graues fl. 3.30, weiß und melirt fl. 3.15—3·22, gemischtes Holzkohlen- und Cokeseisen fl. 3—3·15, Cokeseisen, Spiegeleisen fl. 3·75, graues fl. 2·85—2·92, weißes und melirtes 2·80; in Oberschlesien ab Hütte: Cokesroheisen fl. 2·45—2·50 Holzkohlenroheisen 2·93—2·98, Stabeisen gewalzt fl. 5·75—6, geschmiedet fl. 6·75—7; in Kärnten werden mit Schluß des Jahres von der Hüttenberger Eisenwerksgesellschaft folgende Eisenpreise notirt: Holzkohlenroheisen weiß und halbirt ab Bahnstation der betreffenden Hochöfen fl. 4, Frischblattl und einfach graues Gießerei-Roheisen fl. 4·30, hochgraues Gießerei- und Bessemer-Roheisen fl. 4·50, Cokesroheisen weiß und halbirt fl. 3·85, einfach grau fl. 4·15, hochgrau fl. 4·30, Bessemer-Rohguß in Ingots, Härtenummern I II—VII, 6—7" Querschnitt fl. 9·30, 8—15" bis 60 Ctr. Gewicht fl. 3·30, von 16' und mehr Querschnitt und über 60 Ctr. fl 9·30 Wird Stahl von einem näher bestimmten Kohlenstoffgehalt verlangt, so erfolgt ein Preisaufschlag von 70 kr. per Ctr. Auf Silber berechnet sich der Preis für weiß und halbirtes Roheisen mit fl 3·42.

Die Bleipreise behaupteten auf den deutschen Märkten größtentheils den bisherigen Stand. Oberharzer ab Hütte fl. 9·63, Tarnowitzer ab Hütte fl. 8·75; in Kärnten: Bleiberger 13·84, Raibler 12·27; in Triest: spanisches Blei fl. 11·16; auf Silber berechnet: Bleiberger fl. 11·83, Raibler fl. 10.48, spanisches Blei fl. 9·53.

Getreidepreise vom November und December 1871.

Der Metzen in Gulden:	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Heide	Mais
Klagenfurt November:	6.42	4.49	3.30	1.92	3.03	3.37
Pest	6.79	3·90	2.82	1.96	—	4.00
Wiener-Neustadt	7·00	4.11	3.11	2.20	—	3.46
Wels	6.88	4.30	3.50	2.08	—	4.63
Klagenfurt am 28. December	6.44	4.41	3.23	1.83	3.38	3·57

Klagenfurter Lebensmittel-Durchschnittspreise.

1 W.-Pf.	Rindschmalz	Butter	Speck geselcht,	roh.	Schweinschmalz	Eier d. Paar
in Kreuzern	55	52	46	42	45	6 2/3

1 Pfund Rindfleisch 24—29 kr.; 1 Pfund Kalbfleisch 30—34 kr.

1 Klftr. Brennholz 12" lang, hartes fl. 4.60—4.80, weiches fl. 3.50—3.70

1 „ „ 30" „ weiches fl. 5.50—6.20

1 W.-Zentner Heu, mindeste Qualität fl. 1.00 beste 1.45.

1 „ Stroh, „ „ „ 0.90., „ 1.15.

Silberagio: November 116·57, vom 1. — 28. December 117.03.

Inhalt.

Schlußwort.

Indem wir unserenn geneigten Lesern hiemit die letzte Nummer des einundsechzigsten Jahrganges der Carinthia übergeben, danken wir Ihnen für die dem heimatlichen Blatte im scheidenden Jahre geschenkte freundliche Theilnahme und empfehlen dasselbe auch für das Jahr 1872 Ihrer wohlwollenden materiellen Unterstützung und bewährten Vaterlandsliebe.

Unseren wärmsten, herzlichen Dank zollen wir den gütigen Freunden und thätigen Gönnern der Carinthia — unseren geehrten Mitarbeitern, — den geistigen Stützen unseres Blattes.

Wir werden bestrebt sein, das bisherige Programm der Carinthia: Förderung der Vaterlandskunde, verbunden mit belehrender Unterhaltung — nach Kräften aufrecht zu halten, und hoffen, daß die mancherlei darin niedergelegten, die Geschichte, Topographie und Naturgeschichte unserer Heimat betreffenden Mittheilungen dem Blatte auch für spätere Zeit einen bleibenden Werth sichern dürften.

Die Carinthia wird auch im Jahre 1872 in 12 Monats-Nummern, in der Regel je zu 2 Druckbogen, erscheinen und in der letzten Woche jedes Monats ausgegeben werden.

Der Pränumerationspreis wird für P. T. Abonnenten, welche nicht wenigstens Einem der beiden an der Herausgabe des Blattes betheiligten Vereine als Mitglieder angehören, auf Zwei Gulden 50 kr. ö. W. für den Jahrgang, mit portofreier Zusendung, festgestellt.

Die P. T. Vereins-Angehörigen, welche zugleich Mitglieder des Geschichtvereines und des naturhistorischen Landesmuseums oder Einem derselben mit einem Jahresbeitrage von wenigstens Drei Gulden Oest. Währ. beigetreten sind, erhalten die Carinthia unentgeltlich; Mitgliedern, welche den gewöhnlichen Jahresbeitrag mit Zwei Gulden Oest. Währ. entrichten, wird das Blatt für Einen Gulden Oest. Währ. geliefert.

Pränumerations-Erklärungen und Gelder, bitten wir, an die Direktion des einen oder des andern der beiden obgenannten Vereine einsenden zu wollen.

Die Redaktion der „Carinthia".

Redaction: Leodegar Canaval und A. Ritter v. Gallenstein.
Druck von Ferdinand v. Kleinmayr in Klagenfurt.





